

ISBN 3-932212-51-7

CBV

Kay Hoff · Gesammelte Werke · Band 8

Kay Hoff

Erzählungen und
autobiographische Prosa

Gesammelte Werke in Einzelausgaben
Band 8

Carl Bösch Verlag

Kay Hoff

Gesammelte Werke
in Einzelausgaben

Band 8

Kay Hoff

Erzählungen
und
autobiographische Prosa

Kay Hoff

Erzählungen
und
autobiographische Prosa

Herausgegeben von Hans Dieter Zimmermann
Mit einem Nachwort von Thomas Wörther

Gesammelte Werke in Einzelausgaben
Band 8

Carl Bösch Verlag

Hoff, Kay:

Werke: In zehn Bänden.

Band 8: Erzählungen und autobiographische Prosa: Kay Hoff.

Herausgegeben von Hans Dieter Zimmermann.

Mit einem Nachwort von Thomas Wörther.

1. Aufl. - Siegen : Böschel Verl., 2005

ISBN 3-932212-51-7

ISBN 3-932212-51-7

© Carl Böschel Verlag

Birlenbacher Str. 199, 57078 Siegen

Tel. : 0271 / 8909485

Fax.: 0271 / 8909486

Internet: <http://www.carl-boeschel-verlag.de>

Textverarbeitung: Rüdiger Göddemeyer, Sankt Augustin

Gesamtherstellung: BoD™ – Books on Demand, Norderstedt

Alle Rechte vorbehalten

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Inhalt

Nachkrieg und Vorfrieden
9

Von gestern und damals
49

Bödelstedter Geschichten
81

Ausschnitte, Vergrößerungen
119

Ruhelos, Schlaflos
145

Gutbürgerlich, gemütlich
187

Zur Biographie
211

Daten und Fakten
263

Buchveröffentlichungen
265

Funkarbeiten
266

Thomas Wörther
Nachwort
268

NACHKRIEG UND VORFRIEDEN

Herr Richter wird nervös (1952) 11

Spielerglück (1955) 21

Die Strömung unter dem Eis (1956) 27

Die Kreuzung bei Dresden (1957) 37

Erinnerungen eines Mitwirkenden (1990) 47

Herr Richter wird nervös

Bis zum 12. März 1952 lief Hermann Richters Leben ganz normal. An diesem Tage überquerte er vormittags gegen zehn Uhr den unbeschränkten Bahnübergang, der die bimmelnde Kleinbahn von und nach Weidenstein sechsmal täglich über die Landstraße läßt.

Er hatte vorsichtig das Gas weggenommen, so daß der Tachometerzeiger bei dem rotgerandeten Dreiecksschild mit der schwarzen Lokomotive darauf nur noch wenig über der Dreißig stand, dann sah er nach beiden Seiten. Rechts lagen die Schienen offen bis zu der fernen Kurve hin, die hinter dem Wald verschwand, links wurde die dunkle Doppellinie bald von Ackerhügeln verschluckt. Aber die Strecke lag frei unter der klaren Sonne. Der Wagen rüttelte über die Schienen. Da sah er, mit einem zweiten flüchtigen Blick nach der gefährlichen linken Seite, daß ein Auto auf dem Bahnkörper stand. Obwohl es nicht mehr als ein kurzes Hinsehen war – er hatte schon wieder Gas gegeben und schaltete gleich darauf automatisch in den dritten Gang –, erkannte er deutlich die unsinnige Stellung des dunkel glänzenden Wagens: Schräg und etwas schief nach hinten geneigt war er über den niedrigen Damm gestellt, so daß ein Rad, das vordere rechte, zwischen den Schienen stand; die Kühlerhaube war der Straße zugewandt, er konnte deutlich die blanke Fabrikmarke erkennen, der silberne Rhombus blitzte auf.

Zuerst glaubte er an einen Irrtum. Aber während er die glatte Straße nach Weidenstein weiterfuhr, drängte sich ihm der seltsame Anblick wieder auf. Er überlegte, ob er anhalten, umkehren sollte. Aber da war er schon wieder weiter, und der Fuß war an den Gashebel geheftet. Unruhig sah er in den kleinen Rückspiegel: Zwei andere Autos folgten ihm auf der geraden Strecke, sie hatten die Bahnüberführung schon hinter sich und schienen nichts bemerkt zu haben.

Er sah auf die Uhr, der nächste Zug mußte in einer halben Stunde kommen. Aber dann sagte er sich, daß er geträumt habe: Die Nerven waren es, er war nervös geworden in den letzten

Monaten; Martha würde ihn auslachen, wenn er davon erzählte; er mußte mal ausspannen, wo es nicht so teuer war; er wurde so nervös in der letzten Zeit. Andere würden in der nächsten halben Stunde auch noch vorüberfahren, die konnten helfen, wenn es kein Traum gewesen war; der Bahnwärter würde entlangkommen, der Lokomotivführer würde aufpassen, und zudem war der Wagen in seiner Erinnerung unbeschädigt. Vielleicht war der Fahrer nur einen Augenblick fortgegangen, irgendetwas zu holen, Benzin oder Hilfe.

Da wurde er schon von der holprigen Marktstraße in Weidenstein geschüttelt, er mußte einem trägen Milchfuhrwerk ausweichen, Kinder liefen über die Straße, Radfahrer bogen zur Fabrik ein, und am anderen Ausgang des Städtchens hatte er den Bahnübergang schon wieder vergessen. Auch in den nächsten Stunden dachte er nicht mehr daran.

Bis zu diesem Tage war Hermann Richters Leben ganz normal verlaufen. Er war geboren worden, als der Vater ein Jahr aus dem Krieg zurückgewesen war, ein spätes viertes Kind, dessen einsames Spielzeug lange Jahre hindurch Geld gewesen war, viel Geld, Scheine mit ungeheuren Zahlen darauf, wie er sie später kaum geträumt hatte, blasse Papiere, die Welten erschlossen hätten, wenn nur irgend jemand ihren Wert eingelöst hätte.

Er merkte bald, daß es solche Werte in der Wirklichkeit nicht gab: Die Margarine wurde dünn geschmiert, nur sonntags kam Fleisch auf den Tisch, und am Ende des Monats gab es Pellkartoffeln mit Hering. Weihnachten wurden manchmal die Sonntagskleider zu alltäglichen, und einmal, da waren die Brüder schon verheiratet und Irma hatte sich ein Zimmer am anderen Ende der Stadt gemietet, lag dann unter den Lichtern und glänzenden Kugeln ein braunes Hemd, die Uniform, die er sich gewünscht hatte. Dann ging es aufwärts. Vater verdiente wieder, und die besten Jahre waren die, als Vater in Litzmannstadt war, da kamen die Pakete, und Mutter backte Kuchen und schickte sie ihm. Damals war Hermann Richter schon Soldat gewesen, zwei Jahre schon, und weil der Krieg nicht zu Ende ging, war er Unteroffizier geworden. In Polen war er dabei und dann in Frankreich, da wurde er verwundet, und nachträglich kam auch das EK II; dann hatte er Rekruten ausgebildet, und nach dem Balkan-

feldzug war er Feldwebel geworden. Auch im Osten hatte er es immer geschafft, am 9. November 1944 wurde er sogar zum Leutnant befördert, und dann hatte er geheiratet, in der Uniform war er zur Kirche gegangen, sie hatten alle gestaunt. Das Ende hatte er im Lazarett erlebt, das lag im Westen, nicht weit von zuhause, und obwohl die Eltern inzwischen gestorben waren – sie waren trotz Alarm in der Wohnung geblieben –, erschien ihm eigentlich alles in Ordnung, als er im Herbst 1945 nach Hause kam. Martha war da, die Wohnung war ziemlich heil geblieben, sie roch nach Fußbodenlack und Sauberkeit, die Kleine machte sich gut, und aus dem Depot hatte er kurz vor dem Ende einige Ballen Stoff und eine Ladung Konserven beschafft, das gab einen guten Anfang.

Bis zu diesem 12. März war das Leben dann weiter ganz normal gegangen. Nach der Währung hatte er sich rechtzeitig umgestellt, nun hatte er schon den Wagen, und meistens reichten die Provisionen aus, Öle und Fette warfen genug ab, und die Versicherung machte er noch nebenher, wie es sich gerade fand.

Alles lief ganz normal in Hermann Richters Leben. Der 12. März 1952 brachte das erste Zeichen. Er hatte keinen besonders guten Tag, er mußte länger unterwegs bleiben, als er sich vorgenommen hatte, und am Abend hatte er dann doch nicht so viel geschafft, wie es nötig gewesen wäre; die Raten für den Staubsauger und den Kühlschrank waren ziemlich hoch.

„Du bist blaß“, sagte Martha, als sie beim späten Abendbrot saßen. „Hast du was?“ Er schüttelte den Kopf. „Was soll ich haben?“, fragte er. „Es geht mir gut.“

Sie sah ihn prüfend an. „Zieh doch mal den Schlips hoch!“, sagte sie. Er legte das Messer hin, hob den Kopf, faßte den Knoten und zog mit den anderen Fingern das dünne Ende an. Dann aß er weiter und erzählte vom Tage. Das Auto auf den Schienen erwähnte er nicht, obwohl es ihm plötzlich wieder einfiel.

Als er dann am anderen Morgen, nach dem Kaffeetrinken, in die Zeitung sah, erschrak er: Auf der dritten Seite, zwischen den Lokalnachrichten, fand er das Bild, das er gestern gesehen hatte: der dunkle Wagen, schräg und schief über den Bahndamm geschoben, das rechte Vorderrad stand zwischen den Schienen;

der Kühler war auf dem Bild etwas eingedrückt, und die Frontscheibe war, soweit man das auf dem trüben Druck erkennen konnte, zerbrochen. Aber es war derselbe Wagen, und die Unterschrift sagte, daß der Fahrer, von dem zersplitterten Steuerad durchbohrt, nachmittags im Krankenhaus gestorben sei.

Hermann Richter las den ganzen Artikel: Gegen halb elf Uhr vormittags, am 12. März 1952, hatte sich das Auto in schneller Fahrt dem unbeschränkten Bahnübergang genähert.

Plötzliches Bremsen hatte den Wagen herumgerissen und vor die Räder des Zuges geschleudert. Der Lokomotivführer hatte den Zug rasch zum Halten gebracht, der Wagen war deshalb nur wenig beschädigt worden; aber das zerbrochene Steuerrad hatte den Fahrer aufgespießt.

„Ich glaube, es wird Zeit für dich“, sagte Martha. Aber als er aufblickte, erschrak sie: „Was ist denn? Fühlst du dich nicht gut?“

Er ließ die Zeitung fallen und schüttelte den Kopf. „Nein, nichts – nur, vielleicht sollte ich mal zuhause bleiben, ich bin etwas abgespannt.“

„Was du immer hast!“ Sie hob die Schultern. „Geh doch mal zum Arzt, dann weißt du Bescheid.“ Er wehrte ab. „Nur ein bißchen Ruhe“, sagte er, „mehr brauch’ ich nicht, nur ein bißchen Ruhe.“ Sie stand auf. „Ja, ich muß putzen“, sagte sie. „Hoffentlich stört dich das nicht.“

„Nein, nein, tu nur“, meinte er langsam und hob die Zeitung wieder auf. „Das muß wohl sein“.

Am anderen Morgen fühlte er sich besser. Aber es dauerte noch fast eine Woche, bis er seinen gleichmäßigen Tag wiedergefunden hatte. Martha sagte er nichts davon und versuchte, den Blick zu vergessen, der ihn an dem Morgen betroffen hatte. Zudem mußte er sich in diesen Tagen mit einem Streit um eine ausstehende Provisionszahlung befassen, das half zu vergessen, und als seine Briefe keinen Erfolg hatten, entschloß er sich, selbst nach Frankfurt zu fahren, um die Angelegenheit zu klären.

Am 23. März, einem Sonntag, traf er um 19 Uhr 57 in Frankfurt ein und betrat kurz vor neun Uhr abends das Hotel. Die Bahnfahrt hatte ihn müde gemacht, und er wollte frühzeitig schlafen gehen, um für die Verhandlungen am nächsten Tag

frisch zu sein. Er füllte den Meldeschein aus, ließ sich den Zimmerschlüssel geben und ging nach oben.

Das Zimmer war klein und mit Möbeln vollgestellt. Rechts neben dem Waschbecken stand ein Tisch mit zwei Stühlen davor, und auf den Tisch folgte unmittelbar das Bett, das an die Wand neben dem Fenster stieß. Unter dem Fenster war noch ein schmaler Tisch aufgestellt, der zwischen dem Bett und einer Couch mit abgenutztem Bezug eingeklemmt war, und den restlichen Platz an der anderen Wand verstellte ein mächtiger Kleiderschrank, der ihn mit einem großen Spiegel ansah.

Er warf den Schlüssel mit der unförmigen Holzkugel daran auf das Bett. Aber dann besann er sich und hängte ihn an den kleinen Haken neben der Tür, nachdem er die Bettdecke wieder glattgestrichen hatte. Sorgfältig öffnete er dann den Koffer, legte die Papiere auf den Tisch unter das Fenster, hängte den guten Anzug über den Bügel, den Martha ihm mitgegeben hatte, schob das Reservehemd in ein Fach des Schrankes, das er vorher ausgewischt hatte, und dann nahm er die Seife aus dem blitzenden Etui und wusch sich. Beim Abtrocknen spürte er plötzlich, daß er in einer fremden großen Stadt war, und ihm war, als ob die Stadt auf ihn gewartet hätte. Ein paar Mal ging er in dem engen Gang zwischen Bett und Couch auf und ab, sah auf die dunkle Straße, hörte unten zwei Mädchen kichernd vorübergehen, öffnete das Fenster und fand sich in der erregenden Großstadtnacht mit nahen und fernen Lichtern und Geräuschen unbestimmter Ereignisse. Aber die Straße war öde, er zog die Fensterflügel wieder zu, stand noch einen Augenblick lang horchend und wartend, dann ging er zur Tür und schaltete das Licht aus. Im Dunkeln fühlte er sein Herz pochen, dann trat er auf den Flur und ging den roten Korkläufer entlang, die Treppe hinunter ins Restaurant.

Der Raum war nicht groß. Die messinggelbe Theke unterteilte ihn unregelmäßig. Weißgedeckte Tische mit blaugrünen Blumenvasen darauf standen in Nischen, die durch dreiviertelhohe dunkle Holzwände gebildet wurden. Wenige Gäste saßen ruhig umher, links in der Ecke flüsterte ein Paar.

Er setzte sich in die freie Ecknische rechts und bestellte ein Glas Bier. Dann zündete er sich eine Zigarette an, zog die Brieftasche hervor und blätterte in den Aufzeichnungen und Berech-

nungen, die er während der langen Bahnfahrt gemacht hatte. Aber die Gedanken blieben nicht an den Zahlen hängen, Fremdes drängte sich herein, er fühlte sich plötzlich hellwach und offen, und als er aufblickte, sah er Irene. Sie stand vor der Theke und sprach mit dem Kellner. Er sah ihr Profil, es war Irene, sie neigte den Kopf, die Haare fielen ihr in die Stirn, die waren kürzer als damals und sie waren gekräuselt, aber es waren Irenes Haare, ihr Mund war es, ihre Haltung, die schmalen Hände; sie stand dort und sprach mit dem Kellner.

Zum letzten Male hatte er sie gesehen – wann, wann war das? – im März 1943 zuletzt, im Urlaub, sie hatte auch Ferien genommen, sie waren verreist, eine Nacht waren sie in Frankfurt gewesen – Frankfurt, plötzlich wußte er, weshalb er nach Frankfurt gekommen war. Sie hatten sich geliebt, sie hatten geheiratet, oder sie hatten gemeint, es zu tun. Dann wäre sie beinahe daran gestorben. Aber die Eltern hatten nichts gemerkt, und dann war wieder das andere gewesen, Orel und Kiew und Warschau, und dann der nächste Urlaub, Martha war gekommen, und endlich die Hochzeit, er hatte das nicht noch einmal mitmachen wollen, und es war auch verboten.

Sie stand da und sprach mit dem Kellner. Sie hatte sich nicht verändert, sie war noch wie damals, so jung. Martha wurde älter, und sie wurde starr, dieser Haushalt, Haushalt, Haushalt, es war alles so sauber und weiß und glänzend, man sah jeden Fußtritt – Irene war jung, und die Haare fielen ihr in die Stirn, und sie strich sie nur ein bißchen zur Seite, lächelnd – wie er ihr Lächeln kannte! –, und sie trug das graue Kostüm.

Er hatte sich halb aufgerichtet, die Tischkante drückte ihm gegen den Magen, langsam rutschte er zur Seite, erhob sich. Da nickte sie dem Kellner zu, lächelte noch einmal, und dann ging sie mit ihrem frohen Schritt zur Tür.

Er wollte rufen, er winkte. Der Kellner kam: „Bitte sehr, mein Herr?“. Er starrte dem Dunklen verblüfft ins Gesicht: „Walter Schmidt!“, murmelte er. Der Kellner neigte sich vor: „Bitte sehr? Ich habe Sie leider nicht verstanden.“

„Verzeihung!“ Er setzte sich wieder. Das war Unsinn, Walter Schmidt war tot, die dumme Ähnlichkeit, sie hatten ihn nachher gefunden beim Gegenstoß, er war tot, und der Kellner sah ihm

auch gar nicht ähnlich. „Noch ein Bier“, sagte er.

„Ich muß schlafen“, dachte er, „ich bin nervös, ich bin abgespant, ich muß schlafen.“ Der Kellner brachte das Bier und stellte es neben das andere Glas, das war noch unberührt, der Schaum darauf war schon zusammengefallen. Er sah auf das langsam schwindende Weiß. „Walter Schmidt“, dachte er. „Ich habe ihn doch noch nach hinten geschleppt, ein Stück wenigstens noch, aber da war er schon tot.“ Er nahm den Bierdeckel und rollte ihn unter der Hand hin und her. Er sah den heißen Augusttag, spürte wieder den Durst der trockenen Luft, roch den Metalldunst der Explosionen, hörte das Gebrüll, sie griffen an. Da wußte er plötzlich, daß Walter Schmidt nicht tot gewesen war, daß er ihn liegengelassen hatte. „Er wäre sonst auch gestorben“, dachte er. „Und die Kleine war schon unterwegs, was hätte Martha ohne mich tun sollen?“

Er legte zwei Silbermünzen neben die vollen Gläser, stand auf und ging zur Tür. Im Vorübergehen nickte er dem Kellner zu, da fiel es ihm plötzlich wieder ein, er blieb stehen. „Verzeihung“, sagte er, „es ist vielleicht unhöflich, aber können Sie mir vielleicht sagen – wissen Sie, die Dame eben, sie kam mir so bekannt vor – ich weiß nicht –?“ Der Kellner zog die Brauen hoch. „Meine Frau?“, sagte er, „Sie kennen meine Frau?“

„Ich weiß nicht – ich dachte nur – hieß Ihre Frau vielleicht früher – ich meine, der Mädchenname, war der vielleicht Irene Harmond?“

Der Kellner lachte und schüttelte den Kopf. „Nee“, sagte er. „Nee, bestimmt nicht, niemals, das muß ‘ne andere gewesen sein, bestimmt!“

Die Verhandlungen am anderen Morgen schlugen fehl. Enttäuscht fuhr er zurück, und während der Stunden im Zug überfiel ihn noch einmal die Verwirrung des Abends. Aber Martha fand ihn dann besser aussehend und frischer als an den Tagen vorher. Die Wohnung glänzte festlich, und Maria hatte ihr Sonntagkleid an.

Er beschloß, schon im Mai Ferien zu machen. Sie suchten in den Prospekten eine billige Pension und bestellten das Zimmer. Aber dann fuhr er schon im April, und er fuhr allein, es war unerträglich geworden.

Das war am 13. April, Ostersonntag. Er hatte sich darauf gefreut und alles Geschäftliche fortgelegt. Nachmittags wollten sie nach draußen fahren. Er kannte eine hübsche Gartenwirtschaft, die schon geöffnet hatte, und das Wetter war gut. Nach dem Essen, Martha scheuerte die Küche, legte er sich in den Sessel am Fenster und schloß die Augen. Er wollte nicht schlafen, er hatte gut geschlafen in der letzten Nacht, er war nicht müde, er wollte nur ruhen und warten, bis Martha fertig war. Aber plötzlich war dann der Traum da, der alles verdarb. Er sah Maria, sie war schon älter, sie hatte schon kleine Brüste, aber es war doch Maria, er wollte sie zu sich ziehen, sie beschützen, aber da war der Andere, der zog stärker, der riß an dem Kind, und er sah das Furchtbare: Der Andere war er selbst, der Spiegel im Schrank grinste ihn an, er selbst, und das Kind war nicht Maria, es war die Kleine in Strilowicz, sie stemmte sich gegen ihn, sie riß an dem schwarzen Eisen an seiner Brust, sie schrie, da ließ er sie, aber es war doch Maria, und der Andere wollte sie haben, das Kind ist doch unschuldig, Maria, er darf dir nichts tun, dir nicht, du bist doch mein Kind, ich will dich beschützen, sei ruhig, Verteidigungsbeitrag, ich will ja, aber der Andere zerrte an ihren dünnen Armen, er konnte sie nicht mehr halten, und der Andere war er selbst, er kannte das falsche Spiegelgesicht, er wußte alles, er wußte, daß es sinnlos war zu kämpfen – „Maria!“, rief er, „Maria! Maria!“

Als sie hereinkam, schämte er sich. „Gehen wir nun, Pappi?“, fragte sie. Sie kam heran und stützte die kleinen Arme auf die Sessellehne, sie hatte schon dicke blonde Zöpfe und ein kluges Gesicht, im Kopfrechnen war sie die Beste. „Nein“, sagte er, „nein!“ Umständlich begann sie, auf sein rechtes Bein zu klettern. „Aber dann,“ sagte sie, „nachher, Pappi, wenn Mutti alles sauber hat, dann gehen wir gleich, ja? Und dann bekomme ich auch ein Stück Torte?“ „Du sollst deine Torte haben,“ sagte er müde, „eine ganze Torte. Aber wir bleiben hier.“

Sie sah ihn mißtrauisch an, dann lachte sie, sie glaubte ihm nicht. „Mutti hat’s doch gesagt!“, plapperte sie und rutschte von ihrem Sitz herunter. „Mutti hat’s gesagt, gestern auch schon, und vorgestern, ich frag’ sie nochmal.“

Sie waren nicht fortgegangen. Vielleicht wäre das besser gewe-

sen, es hätte ihn abgelenkt, und Martha war auch böse geworden. Aber während sie mit der Kleinen spazierenging, hatte er begonnen, den Koffer zu packen, und am Dienstagmorgen fuhr er ab. Martha kam nicht mit zum Bahnhof, sie hatte Große Wäsche. Aber sie war froh gewesen, als er erholt zurückkehrte. Es war nichts mehr geschehen, obwohl er zuerst noch ängstlich darauf gewartet hatte, und Martha war gesund und Maria auch, es war nichts passiert, und er war schon etwas braun geworden und runder im Gesicht, und das Mädchen wußte nicht einmal seine Adresse, er hatte ihr ja auch noch gesagt, daß er verheiratet war.

Der Mai war ein guter Monat, er fühlte sich kräftiger, und er träumte nicht mehr. Der Juni ließ sich weniger gut an. Aber es kam doch noch eine Entschädigung für die verlorene Provision, eine größere Summe, und er überlegte sich, daß er im August vielleicht noch einmal in Urlaub fahren könnte, mit Martha und der Kleinen zusammen.

Am 23. Juni aber, als er nach einer Verhandlung mit dem Besitzer der Tankstelle aus der Tür trat, sah er seinen Wagen brennen. Er stand etwa zwanzig Meter entfernt, Herr Möllenhoff trat gerade neben ihn, da sah er den Wagen brennen. Von allen Seiten züngelten die Flammen zugleich hoch, irgend jemand schrie gellend, dann war es vorbei.

„Was haben Sie denn?“, fragte Herr Möllenhoff. Er wischte sich über die Augen. Die Tankstelle lag unter der Sonne, der Wärter putzte die Benzinuhr, es war ein ruhiger Mittag. „Die Nerven,“ sagte er, „wissen Sie, die Nerven, man hat so viel im Kopf, ich muß vielleicht etwas länger ausspannen.“

Nachher beschloß er, die Tankstelle nicht wieder zu besuchen, der Ort war ihm zuwider geworden, und er hätte seinen Vorsatz wohl auch gehalten, wäre ihm nicht schon wenige Tage darauf, am 27., ganz in der Nähe das Benzin ausgegangen. Er schaltete den Reservetank ein, und als er die weißen Säulen mit dem platten Dach darüber von Ferne sah, überlegte er sich, ob er nicht noch weiterfahren und anderswo tanken sollte. Aber dann schalt er sich einen Narren, Herr Möllenhoff war ein guter Kunde, und er fuhr vor.

Herr Möllenhoff saß in dem kleinen Raum mit Ölkünstlern

und Ersatzteilen vor seinem Tisch. „Ach, Herr Richter“, sagte er. „Was gibt’s denn heute?“

„Benzin brauch’ ich,“ sagte er, „dreißig Liter, ich muß dann gleich weiter.“

„Na ja, rauchen Sie erst noch ’ne Zigarette!“ Herr Möllenhoff zog die Schublade auf, holte eine grüne Schachtel heraus und hielt sie ihm offen hin. Er nahm sich – „Danke!“ – und zog die Zündhölzer hervor. „Lassen Sie“, sagte Herr Möllenhoff und klickte sein Feuerzeug an. „Was Neues im Geschäft?“, fragte er dann. Aber Hermann Richter wurde plötzlich unruhig. „Moment mal“, sagte er und trat in die Tür. Der Monteur hob gerade den braunen Schlauch an, um die letzten Tropfen in den Tank laufen zu lassen. „Sehen Sie doch auch gleich mal nach Öl“, sagte Hermann Richter und trat näher. „Gern, Herr –“, sagte der Monteur. Da waren die Flammen da, er sah sie auflodern, vor den Augen, brennend, die Hand war Glut, er schrie gellend.

Der Wagen wurde nur leicht beschädigt. Er hätte damit nach Hause fahren können. Nur der Anzug hatte einen brauen Fleck bekommen, und die Haare auf der rechten Hand waren abgesengt. Aber er weigerte sich. Er setzte sich auf einen Schemel neben die Ersatzteile und starrte wortlos vor sich hin, bis nachmittags seine Frau kam und ihn abholte.

Kurz darauf kam er in die Klinik. Die Ärzte haben bisher nichts feststellen können, er ist auch viel ruhiger geworden. Nur an Ordnung will er sich nicht gewöhnen, und manchmal redet er wirre Dinge. „Womit habe ich das verdient?“, fragt er immer wieder, wenn er sich unbeobachtet glaubt. „Womit hab’ ich das verdient? – Womit hab’ ich das verdient?“

Die Untersuchung geht noch weiter.

Spielerglück

Auch in der Schenke am Sportplatz fand er ihn nicht. Wenn sein Vater einen Freund traf, aus der Zeit, in der er jung und ein guter Mittelläufer war, gingen sie manchmal zum Vereinslokal am Sportplatz. Es wurde ein Abend mit lauten Erinnerungen unter dem großen Bild mit der siegreichen Pokalmannschaft 1939 – sein Vater stand in der Mitte, ein breiter lachender junger Mann mit zwei ganzen Beinen. Doch der kleine Schankraum war jetzt still; der Wirt las die Zeitung hinter der Theke, in der Ecke saßen ein Mann und ein Mädchen vor Gläsern, in denen der Bierschaum zerfallen war, und hielten sich an den Händen.

Er trottete die Straße zurück unter den kalten Gaslaternen. Nirgendwo hatte er seinen Vater finden können, nicht am Bahnhof, nicht im Stadtbräukeller, wo die Männer mit roten schwitzenden Gesichtern auf umgestülpten Bierfässern hockten. Der Kellner hatte ihn zurückgeschoben: „Verschwinde, Junge, dein Vater war heute gar nicht hier.“

Er blieb stehen und horchte in die trübe Dunkelheit, ob nicht irgendwo das Tackern der Krücken zu hören wäre. Ihn frohr plötzlich, er steckte die Hände in die Taschen und begann zu laufen. Er lief, bis er die Hauptstraße erreichte. Dann ging er langsamer. Er fürchtete sich, nach Hause zu kommen. Seine Mutter wartete mit dem blassen, bitteren Gesicht, das sie aufsetzte, wenn sein Vater gegangen war, um die Rente zu holen und nicht heimkam. Stunde um Stunde wartete sie, bis die Läden geschlossen wurden; dann lief sie rasch noch zum Bäcker, ein Brot zu kaufen, das am anderen Tag bezahlt werden sollte. Früher war sie am Rententag manchmal mit Vater gegangen. Aber dann kamen beide nicht wieder, den ganzen Tag nicht und nicht am Abend – spät nachts erst schreckte er auf bei ihrer Rückkehr, sie lachten unmäßig. Und sie hatten Schokolade mitgebracht, er mußte sie sofort essen, und Vater schlug mit der Krücke einen verrückten Takt auf den Küchentisch, und Mutter tanzte dazu im Unterrock, wie gelähmt, aber gehorsam dem Krückentakt, bis sie an Vater zusammensank. Morgens schliefen sie noch, als er zur Schule ging.

Später war das Kleine da, es bekam die ganze Milch und schrie immer noch, Mutter blieb nun zuhause. Wenn Vater nicht heimkam am Rententag, legte sie das bittere Gesicht an, und abends schickte sie ihn nach seinem Vater aus. Meistens fand er seinen Vater auf einem der umgestülpten Bierfässer im Stadtbräukeller. Er sprach in irgendwelche heißen, geröteten Gesichter hinein. Manchmal zahlte sein Vater dann – ein Schein, einige silberne Münzen, der Rest für den Kellner – und folgte ihm heim. Manchmal aber stierte der Vater ihn an, sein Blick wurde hart und böse, die Brauen wuchsen zusammen, er griff nach der Krücke und schlug. Da war nichts zu machen. In diesen Nächten mußte er in Vaters Bett schlafen, Mutter verriegelte die Tür zur Küche. Irgendwann fuhr er aus dem Schlaf von dem Poltern der Krücken, das Kleine bläkte, und morgens stand ein säuerlicher Geruch in der Küche, wenn er an dem Schlafenden vorbeischlich. Manchmal hing der rote Beinstumpf aus dem Bett, ein unnützes Stück Fleisch mit dunklen Narbenfeldern und kleinen eitrigen Stellen.

Die Auslagen eines Spielwarenladens hielten ihn fest, er träumte sich in die Fülle hinein. Da hörte er von der anderen Straßenseite das Dröhnen der Musik-Box, und plötzlich wußte er, wo sein Vater war. Er sah hinüber zu der glühenden Schrift *Casino* über den Fenstern, die den Blick freigaben in den hell ausgeleuchteten Raum, in dem sich unerkennbare Gestalten um hochbeinige Spielapparate drängten. Er lief über die Straße. Doch in der Tür wurde er festgehalten. „Kannst du nicht lesen?“ fragte ein Mann, dessen Augen unter einer hellblauen Uniformmütze verschwanden, und er wies auf ein doppelt umrandetes Schild: „Jugendlichen unter 18 Jahren ist das Betreten des Casinos polizeilich verboten“. Er versuchte sich freizumachen. „Ich will ja gar nicht spielen“, sagte er. Der Mann ließ ihn los. „Dann mach’ dich dünne, aber schnell, wir wollen keine Scherereien.“

Er trat an das Fenster rechts und versuchte, seinen Vater zu erkennen. Einen Augenblick lang dachte er, alle Männer drinnen seien in dasselbe aschene Blau gekleidet – so sehr vermischte der Zigarettenrauch die Farben, selbst die Gesichter deckte er zu. Die Männer beugten sich über die Apparate und sahen Kugeln nach, die an aufleuchtenden Kontakten vorbeirollten und Zahlenreihen bis zu unfaßbaren Millionen trieben. Andere lehn-

ten an Kästen mit Chromgriffen, die sie hastig bedienten, andere schossen auf Spielzeuggären, die sich nach jedem Treffer mit glühenden Augen aufrichteten. Andere starrten in Guckkästen hinein, die Wunder zu zeigen schienen. Die Männer, die ohne Eile von Apparat zu Apparat wechselten, schienen sich auf eine seltsame Weise zu gleichen. Es dauerte lange, bis der Junge wußte, daß sein Vater nicht zwischen ihnen war.

Der Anblick hielt ihn noch eine Weile fest. Dann trat er zurück, nickte dem blanken Mützenschirm des Portiers zu und wollte gehen; da sah er das andere Fenster der Spielhalle. Er stockte. Ganz vorn, unmittelbar hinter dem Fenster, stand ein grellgelber Kasten, gefleckt von rot aufgemalten Flugzeugen, deren Bordwaffen flackerndes Verderben sprühten. Auf dem Kasten war ein dunkler Maschinengewehrlauf angebracht. Ein Mann hatte den Kolben eingezogen, den Finger um den Abzug gekrampft. Er preßte sein Gesicht dicht an ein Okular, in dem er einen Film zu sehen schien; denn er reagierte mit dem Maschinengewehr ununterbrochen auf die Regungen eines nur ihm sichtbaren Gegners. Dabei drückte er den Abzugbügel immer wieder durch, und an einer Tafel sprang bei jedem Schuß auf den unsichtbaren Feind das Licht auf eine höhere Zahl vor.

Der Mann war sein Vater. Er stand sicher auf dem gesunden Bein und hielt die imaginäre Waffe fest umklammert. Die Krücken waren gegen den Apparat gelehnt, an dem wieder und wieder das Trefferlicht aufflackerte. Bei jedem Lichtzeichen verzog sich der Mund, bis sich ein Schleier von Enttäuschung über das Gesicht legte: Die Zeit war abgelaufen. Er richtete sich auf und sah mit einem Anflug von Mißmut das Ergebnis: Zwei Zahlenfelder waren dunkel geblieben. Mit fahriger Hand holte er eine Münze aus der Tasche, schob sie in den Apparat und preßte sich wieder an das Okular. Der Zeigefinger am Abzug lauerte einen Augenblick, begann sich zu krümmen, schoß, schoß, die Lampe glühte, die ersten Felder leuchteten rasch hintereinander auf. Er drückte wieder und wieder ab, er schmiegte sich an die Waffe, gespannte Aufmerksamkeit in jedem Muskel. Die leuchtende Zahlenreihe seiner Erfolge trieb dem Ende zu, meldete jetzt dreiundzwanzig Abschüsse, vierundzwanzig, das dunkle Maschinengewehr tastete etwas zur Seite, der Zeigefinger krallte sich durch,

die Fünfundzwanzig glühte auf, ein Gong dröhnte, eine Leuchtschrift verkündete, daß der Schütze das nächste Spiel frei habe.

Der Mann war sein Vater. Er hatte seinen Vater noch nie so gesehen, noch nie so gespannt und so gelöst, die Augen glänzten fiebrig, die Lippen waren geöffnet wie die Lippen der Männer an den Guckkästen. Als er jetzt die Zigarette nahm, die auf dem Apparat gelegen hatte, nickte er zufrieden und stolz. Er hüpfte auf dem gesunden Bein etwas zur Seite, drückte einen Schaltknopf und beugte sich wieder hinunter an das Okular.

So hatte er seinen Vater noch nie gesehen. Er kannte ihn müde, mürrisch, unlustig, scheltend, ganz gleich ob man Gutes getan hatte oder Böses. Nur an den wenigen Tagen, die ihm gute Trinkgelder eingebracht hatten, war er manchmal freundlich. Dann schenkte er ihm zwei Groschen oder sogar einen Fünfiger. Manchmal nahm er ihn sogar mit ins Kino.

So kannte er seinen Vater gar nicht: ein Mann, der der Mittelläufer aus der siegreichen Pokalmannschaft hätte sein können. Er preßte die Stirn gegen die kühle Fensterscheibe und starrte auf den Apparat, der diese Wandlung vollbracht hatte. Wieder kletterte die Abschußzahl höher und höher, stand schon auf dreiundzwanzig, und der Finger krümmte sich noch einmal und noch einmal. Doch die rote Mündungslampe leuchtete nicht mehr auf. Mit vorgetäushtem Gleichmut ließ sein Vater die Waffe fahren. Das feucht glänzende Haar fiel zur Seite, er warf die Zigarette fort und langte in die Tasche. Seine Hand wurde unruhig, ein ungläubiger Zug trat in sein Gesicht, er griff in die andere Tasche, suchte die Jacke ab, holte die Geldbörse heraus, schüttelte sie. Dann verfiel sein Gesicht. Es verfiel in die eingegrabene Bitterkeit, in die Hoffnungslosigkeit des Alltags.

Der Junge sah es und erschrak, er fürchtete sich vor dem Alltagsgesicht, er wünschte sich das frohe Gesicht zurück. Er griff in die Tasche, spürte im Taschentuch die eingeknoteten Münzen, zog das Tuch hervor, knüpfte es auf, drängte sich gegen die Tür.

„He – he!“ sagte der Uniformierte und hielt ihn. „Bitte“, sagte er, „bitte, mein Vater braucht Geld!“ Der Mann sah ihn verständnislos an. „Er braucht Geld“, wiederholte er, „er braucht es wirklich. Bitte – sonst geben Sie es ihm doch!“ „Wer ist denn dein

Vater?“, fragte der Portier. „Der Mann vorn am Maschinengewehr“, sagte er schnell und gab die Münzen hin. „Der mit nur einem Bein!“

Der Uniformierte brummte etwas. Aber dann verschwand er in der Tür. Der Junge sah, daß sein Vater wieder im Anschlag lag. Der Portier trat zu ihm, sah die Krücken, tippte ihn an, schlug ihm leicht auf die Schulter, und schließlich, mit einem Blick zu der unbewachten Tür, rüttelte er ihn. Sein Vater fuhr auf, schrie etwas. Der andere schüttelte den Kopf, hob die Schultern, deutete zum Fenster. Der Vater drehte sich um, die Brauen wuchsen böse zusammen. Als jetzt das Licht des Apparates erlosch, verdichtete sich der Zorn. Er schlug dem Portier das Geld aus der Hand, griff heftig nach den Krücken, dann wandte er sich mit seinen hüpfenden Krückenschritten zum Ausgang.

Der Junge trat zurück. Die wippende Gestalt erschien in der Tür. Er wollte davonlaufen. Aber er war festgesaugt, er mußte warten, warten wie Mutter, er mußte das Ende abwarten, den Zorn, die Schläge. Er sah die Gestalt auf den hackenden Stahlstützen. Das leere Hosenbein schlenkerte. Er fing den dunklen Blick auf, er fürchtete sich und konnte doch nicht davonlaufen, er mußte warten.

Da wandte sein Vater sich ab, die Krücken knirschten auf dem Pflaster. Plötzlich konnte der Junge sich wieder bewegen. Er konnte seinem Vater nachgehen, der mit ausgreifenden Stelzen die nachtleere Straße hinunterhüpfte. Er mußte schnell gehen, um ihn nicht zu verlieren, er mußte laufen. An der Ecke holte er ihn ein. Sein Vater sah ihn nicht an. „Was willst du?“, fragte er.

Der Junge keuchte. „Ich wollte“, sagte er „ich –“. Aber er wußte es schon nicht mehr, er dachte nur noch an das zufriedene Gesicht.

„Komm“, sagte sein Vater, „du bist müde.“

Die Strömung unter dem Eis

Später, als sie die Erinnerungen an die harte, karge Zeit längst abgelegt hatte wie die dürftigen Kleider jener Jahre, die verwachsenen Blusen, den fadenscheinigen Rock aus kariertem Bettzeug, den Mantel aus einer stickigen Wehrmachtswolldecke, als sie die Stunden nicht mehr mit wilden Hoffnungen auf die verzweifelt erwartete Zukunft füllte und ihr Leben mit Heirat, Wohnung, Kühlschrank, Auto den Perpendikelgang einer wohlgemessenen Alltagslangeweile gefunden hatte, dachte sie manchmal noch an diesen Wintertag; die Angst zuckte dann noch einmal auf, und sie fror einen Augenblick lang, als gäbe es keine Zentralheizung und keinen Persianer und nicht die wohlige Wärme aus den Flaschen der Spiegelbar im Musikschrank. Das Bettgestell mit der zerdrückten Matratze stand verstaubt unter einer Schräge des Dachbodens. Als sie es abstellten, damals, hatten sie noch gedacht, daß vielleicht einmal ein Kind darin schlafen könnte. Jetzt sprachen sie nicht mehr davon. Sie wollten keine Störungen im Ablauf ihres wohleingerichteten Lebens, das ihnen Jahr für Jahr mehr blanke Annehmlichkeiten schenkte. Ihr Mann verdiente gut, und abends nahm er Schlafmittel. Sie besaß zwei Pudel, einen schwarzen und einen grauen, die ihre Tage teilten und vertrieben. Das Bettgestell, roh aus altersgebeizten Brettern gezimmert, zwischen denen die geflickte Segeltuchmatratze stak, war vergessen.

Manchmal aber stach die Nadel der Vergangenheit unversehens noch einmal zu, an trüben Januarnachmittagen vor allem oder auch schon im späten Herbst, wenn die Pfützen auf den Parkwegen mit einer ersten, splittrigen Eisschicht überzogen waren. Dann strömte das Elend eisig wieder in sie hinein: der Krieg, der ihre Hoffnungen zerschnitt, ihre Träume erwürgte; die grauen Jahre, unter deren Last ihre Jugend schrumpfte; der Hunger und die unvorstellbare Leere des ausgebrannten Zuhauses, aus dem sie fortgetrieben wurde in die Fremde, gestoßen am Ende in das kahle, kleine Gästezimmer der Pension am Meer, wo sie mit ihrer Mutter den einzigen geretteten Koffer aufbrach,

in dem der Smoking ihres Vaters lag, in Seidenpapier eingeschlagen, sonst nichts; der Hunger; die Scham; das Eis.

Sie erinnerte sich nicht gern. Sie zitterte vor der Vergangenheit, die ihr manchmal mit der gnadenlosen Genauigkeit eines Angsttraums Bilder von damals vor Augen schob, als der Krieg endlich verzuckt war und der Sommer sich heiß über den Strand vor ihrem Fenster warf. Der Strand war allein mit dem Wind. Es gab keine Badegäste. Die Zimmer der Pension und alle Häuser des bescheidenen Ortes waren vollgestopft mit Heimatlosen, ausgemergelten Gestalten, die neben ihren gepackten Koffern und Kartons schliefen, als glaubten sie nicht, daß sie eine Bleibe gefunden hätten. Niemand ging zum Baden an den Strand, auch nicht die Einheimischen, die ihre Badeanzüge noch besaßen, auch nicht die Kinder. Denn in dem Sommerblau der weitausschwingenden Bucht lagen die dunklen Wracks von drei Passagierdampfern, die hier an einem der letzten Tage des Krieges von Bomben getroffen worden waren. Die Bomben hatten die Bordwände aufgerissen; die brennenden Schiffe waren umgeschlagen und hatten sich auf den Boden der See gelegt, so daß ihre breiten Leiber noch mit einem Teil der zerstörten Aufbauten aus dem Wasser ragten – unübersehbare Male des Krieges. Die Schiffe waren beladen gewesen mit Tausenden von Häftlingen, die aus geräumten Konzentrationslagern an der Küste zusammengetrieben und auf die Schiffe verladen worden waren – Menschen, die nur noch wenige Stunden von der Freiheit trennte, als die Bomben trafen. Sie waren, ungezählt, zugrunde gegangen im Feuer, im Wasser. Den ganzen glühenden Sommer lang spülte die See noch Leichen an den Strand.

Als der Herbst seine Stürme gegen die Küste jagte, hausten sie immer noch in dem engen Zimmer der Pension am Meer. Sie hatten nur ein Bett, sie hungerten, und sie hatten keinen Ofen, als der Winter bleich über den Strand heranschlich. Kurz vor Weihnachten fand sich ihr Vater ein, ein gebeugtes Gerippe, an dem eine zerfledderte Uniform hing und eine Gasmaskenbüchse. Ihr Vater legte sich in das Bett. Er aß, was irgend eßbar war, er fluchte, er ballte die Fäuste gegen die Vergangenheit und in die Gegenwart hinein, und während der scharfe Geruch seiner Pfeife, in der Tabakkrümel und getrockneter Seetang verglimmten,

sich in alle Dinge und selbst in die Wände des Zimmers einfraß, wartete er stumpf auf irgend etwas, das nie geschehen konnte.

Sie fand Arbeit in einem Betrieb, der unbrauchbare Überreste des Krieges in unnütze Dinge umwandelte, die Besitzlosen begehrenswert erschienen. Nachts schlief sie auf dem Fußboden und fror. Sie fror Nacht für Nacht, und die Fußbodenbretter zeichneten rote Male an ihre Hüften. Spät in der Heiligen Nacht, als alles schlief, schlich sie hinaus, riß Bretter aus einer Schuppenwand und brachte ihre Beute unbemerkt in ihr Zimmer. Sie hatte sich die Hände blutig gerissen. Aber die Bretter reichten für ein Bettgestell. Es war so hart wie der Fußboden. Doch es war ihr Eigentum.

Dann kam das Eis. Es fraß die Bucht von den Ufern her an, zerging wieder, kehrte nachts in harschigen Schollen zurück, stautete sich den flachen Strand hinauf und behauptete sich gegen die verzweifelt schlagenden Wellen. Es drang weiter hinaus, wurde breiter und fester und schwerer, und eines Morgens lag die Bucht unter dem Bann einer geschlossenen Decke, in der sich das Licht der verhangenen Sonne spiegelte. Ostwind fegte den Himmel blank. Aber die Sonne wärmte nicht. Immer härter verbiß sich der Frost, das Eis wuchs mächtiger. Zuweilen knirschte es unter dem Atmen der überpanzerten See; doch die Risse, die mit trockenem Laut aufsprangen, vernarbten gleich wieder unter der Gewalt der Kälte.

Eis war ihr von jeher unheimlich gewesen. Als Kind wagte sie nie, überfrorene Pfützen in Scherben zu treten, die matten Notspiegel des Morgenhimmels, an denen die anderen Kinder ihren Übermut ausließen, und sie weinte, wenn der Winter das heitere Wellenspiel der Seen im Park mit grauen Eisplatten erschlug. Die Rasenufer, die bis dahin noch eine Erinnerung an sommerliche Anmut bewahrt hatten, waren dann nur noch farblose Rahmen, Bleifassungen mißgetönter, schmutziger Fenster, die keinen Durchblick erlaubten. Sie haßte das Eis, und sie hatte Angst vor dem Eis. Früh gelernte Kinderreime von einem Jungen, der einbrach, gingen ihr nie aus dem Sinn und nicht die beklemmende Sage vom Reiter über den Bodensee, und wenn die anderen Kinder lachend über die langen Eisbahnen schlidderten oder sich den weiten Traumschwüngen ihrer Schlittschuhe überließen, stand sie frie-

rend, die Hände in den Pelzmuff geballt, am Ufer im Wind und wagte kaum an der Hand des Kinderfräuleins einige unsichere Schritte über die Glätte. Schlittschuhe sangen ihr nicht: sie rissen Wunden ins Eis, und das Eis war der entstellte See, und sie hörte den See unter den vielen Füßen stöhnen. Niemals vergaß sie als Kind, daß das Eis nur eine Decke war über der dunklen Strömung des Wassers, der wahren Gestalt des Sees, und jetzt noch war ihr der Anblick der erstarrten Meeresbucht eine ungewisse Drohung.

Die Kinder des Orts nahmen das Eis mit vergnügtem Lärmen in ihren Besitz. Auch der beißende Wind konnte sie nicht zurückdrängen: Sie kletterten, ver mummt Koblde, über die Schollen am Ufer, rutschten kreuz und quer über die Spiegelfläche und liefen bis zu dem U-Boot-Wrack hinaus, das seinen schmalen Turm wie in einem letzten Angriff gegen die Küste gewendet hatte, und eines Tages wagten es einige ältere Jungen und machten sich auf den Weg zu den toten Riesenschiffen in der Mitte der Bucht. Sie kehrten zerfrozen heim. Aber sie brachten verrostete Werkzeuge mit, Schrauben und Bolzen, sogar etwas Holz und einen Armvoll Matratzenfüllung aus dem Winkel eines Wracks, den die Glut nicht erreicht hatte.

Außer den verdrossenen Männern, die im beginnenden Sommer zu dem elenden Geschäft des Leichenbergens befohlen worden waren, hatte bis dahin kaum jemand die ausgebrannten Schiffe betreten. Nur einige Fischer hatten in dunklen Herbstnächten wertvolle Metalle aus dem Schrott geborgen. Strenge Verbote, vielleicht auch unausgesprochene Scham hatten Neugier und Gier der anderen gebändigt. Jetzt war das Unerlaubte zum erstenmal geschehen.

„Wir müssen gleich morgen gehen, wenn wir eine Matratze haben wollen“, sagte ihre Mutter. „Sonst sind keine mehr da, oder vielleicht werden Wachen aufgestellt.“ Doch abends fiel sie auf der Treppe, sie mußte liegen, und die Schwellung ging nicht zurück.

Nach Tagen erhob sich ihr Vater aus seinem brütenden Nichtstun. „Sonntag geh’ ich mit dir rüber“, sagte er zu ihr. „Besorg’ einen Schlitten.“

Der Wind schlug um. Wolken griffen nach dem Himmel und löschten das kalte Blau und das Strahlen aus. Das Thermometer

stieg bis nahe an den Nullstrich. Die Bucht ächzte unter dem Eis. Doch am Sonntag war der Frost beißender zurückgekehrt. „Wir gehen nachmittags“, sagte ihr Vater. „Dann kommen wir in die Dämmerung, niemand sieht uns zurückkommen.“

Sie nickte. Sie wußte, daß es keine Wahl gab. Sie hatte von ihrer Angst gesprochen. „Stell dich nicht an!“, hatte ihr Vater sie angeherrscht. „Angst?“

Sie zogen alle Kleider an, die sie besaßen, auch den Mantel ihrer Mutter, auch die Smokingjacke. Als sie über das Schollenfeld am Strand kletterten, warf die Sonne ihre Schatten schon lang über das Eis. Der Schlitten, ein alter Kinderschlitten mit hochgebogenen Kufen und zwei Sitzbänken, glitt polternd hinter ihnen. Der Wind stemmte sich ihnen entgegen. Ihr Vater schlug den Mantelkragen vor den Mund. Sie beugte den Kopf nach vorn, daß der eisige Hauch ihr nicht ins Gesicht greifen konnte; die Haut prickelte und spannte sich bis zum Zerspringen. Auf der Höhe des Unterseeboots erinnerte sie sich daran, daß sie auf Eis ging, und ihre Hand krampfte sich um die Schlittenleine. Aber dann stieß der Wind ihr härter entgegen, die Kälte schlug sie, die Angst erfror, und sie mußte sich mühen, neben den langen, schlürfenden Schritten ihres Vaters auszuhalten. Langsam stiegen die dunklen Umrisse der Wracks höher vor der jenseitigen Küste empor.

Doch es war noch nichts zu erkennen, und dann versank die Sonne hinter diesigem Dunst, so daß alles in das verwaschene Grau eines unterbelichteten Fotos getaucht wurde: das Eis, der Küstenstrich, der in den Himmel zerrann, und davor die gestorbenen Riesenleiber in ihren unbestimmbaren Schmutzfarben. Sie spürte, wie die Kälte sich durch ihren Mantel preßte und Nadeln in ihre Haut stach, haarfeine Nadeln, die sich bei jedem stärkeren Anprall des Windes vertausendfachen und ihren Leib mit der erbarmungslosen Automatik einer fortschreitenden Folter peinigten: Sie wollte schreien, sie wollte alles gestehen; doch sie konnte nur stumpf Schritt vor Schritt setzen, und schließlich vergaß sie, ob sie schuldig war oder nicht, und sie vergaß, daß sie auf Eis ging, und die Zeit fro ein.

Plötzlich ließ der Wind nach, es erschien ihr fast warm. Sie sah auf. Vor ihnen stand die hohe Kielwand des ersten Wracks,

ein auf die Seite gewälztes Urtier, das ohnmächtig in den Fängen des Eises lag. An der Bordwand war das Eis unter dem Schwanken des Wasserspiegels zerbröckelt. Doch der Frost hatte die Schollen wieder zusammengeschweißt, es konnte nicht schwer sein, über den schmalen Sturzacker an das Schiff zu gelangen. Sie wischte sich über die tränenden Augen und merkte, daß ihre Finger gefühllos waren. „So kalt war es noch nie“, wollte sie sagen; doch ihr Mund brachte nur Unverständliches heraus. Ihr Vater sah sie fragend an. „Wir müssen versuchen, drüben einzusteigen“, sagte er.

Im Windschatten des Wracks gingen sie zum Heck, das sich massig aus der grauen Fläche herauswölbte. Dann fuhr der Wind ihr wieder ins Gesicht, er peitschte mit kalter Glut, und auf der anderen Seite erlosch ihr Mut. Die Dämmerung milderte nur wenig den finsternen Eindruck der fast senkrecht aufsteigenden rostigen Platten des Decks, der überhängenden, ineinander verwirrten Eisenteile der Aufbauten, ein Chaos von Zerstörung und Zerfall, das sich nach außen hin streng verschloß.

Ein Sarg für zweitausend, dachte sie, und niemand kommt mehr hinein, o Gott, wir erfrieren, wir stehen auf Eis und niemand kann helfen, der Sarg ist geschlossen, wir sterben auf Eis, Schneewittchen im Glassarg, die Schönste im ganzen Land, und wenn sie nicht gestorben ist, dann lebt sie heute noch, vielleicht, unser Sarg ist aus Eis, der Sargdeckel aus Wind, und niemand sieht, wenn wir sterben, niemand sieht, daß wir noch leben, wenn wir sterben, niemand, o Gott, wir erfrieren, und ihr Vater war jetzt schon dreißig schlürfende Schritte voraus, und sie wußte nicht, wie sie die dreißig Schritte je einholen konnte.

Er wandte sich um und winkte. Da liefen ihre Füße ihm nach unter die überhängenden Trümmer der Brücke, in deren schwarzen Höhlen der Wind seine schrille Flöte stimmte, und dahinter öffnete sich plötzlich ein riesenzackiges Tor, der Einschlag der Bombe, der in den Schiffsleib führte, ein blanker, glatter Weg. Sie waren am Ziel.

Der Schlitten rutschte in eine der aufgerissenen Ecken, die Kufen bollerten gegen das Eisen, der Schlag schien in verborgenen Wänden fortzudröhnen. Ihr Vater bückte sich in eine Höhlung hinein. „Hier scheint's raufzugehen“, sagte er und ver-

schwand in der dunklen Öffnung. Sie ging ihm nach, fand Reste metallener Stufen, die ausgefranst waren vom Druck der Explosion, und schob sich kriechend in einen Tunnel hinein, der früher einmal eine Treppe gewesen war. Es war dunkel in dem Treppentunnel, das Dämmerlicht blieb vor dem Eingang zurück, nur der Wind faßte auch hierhin.

Sie lauschte, sie hörte nichts. „Vater!“ rief sie, und als er nicht antwortete, schrie sie: „Vater! Vater!“ Ihr Rufen hallte von den Wänden zurück, wurde irgendwo verschluckt, erstarb. Angststarr blieb sie auf einem Absatz der Treppe sitzen, die scheinbar gegen jede Vernunft wieder schräg abwärts führte. Irgendwo polterte es. Doch sie wußte plötzlich nicht mehr, wo oben und unten war, und dann spürte sie, wie der Schiffsleib sich bewegte, wie er im Winde schwankte, in der See rollte, wie er forttrieb und trieb und schwankte und sank, das Eis brach, der Wind faßte glühend nach ihr, sie versank.

„Wo bleibst du denn?“ kam eine Stimme aus dem Dunkeln. Gleich darauf dröhnten Schritte näher, ihr Vater stand in dem Schacht der querliegenden Treppe. „Hier ist nichts“, sagte er angestrengt. „Alles verbrannt, kein Knochen mehr.“

„Laß uns umkehren, bitte“, brachte sie heraus.

„Unsinn“, sagte er. „Nun sind wir mal hier, und nun holen wir dein Bett.“ Er kroch heran, drängte sich an ihr vorbei. „Ich kann nicht mehr“, sagte sie.

„Bleib beim Schlitten“, brummte er und zog sich ächzend irgendwo hinauf, es war nichts zu erkennen.

Sie hockte unter dem zerrissenen Dach der Einschlaghöhle auf dem Schlitten und wartete. Der Wind drang nicht in ihre Ecke. Aber sie fror jetzt so sehr, daß sie fast schon empfindungslos war – die Wand strahlte Kälte aus, die Welt war Frost, und es gab keine Flammen in der Hölle, auch die Hölle flammte mit Eis; Eisglut strömte unerträglich in ihren Rücken, schoß in die Füße, brannte die Zehen ab. Sie taumelte hoch und versuchte zu gehen, zu tanzen, sie hüpfte, schrie in den Wind, der sie plötzlich wieder erfaßte, die Nacht kam, das Ende, das Ende im Eisensarg für zweitausend Verbrannte und zwei Erfrorene.

„He!“ rief ihr Vater, und etwas schlug auf das Eis. „Ich hab’s gefunden! Nimm schon mal hin.“

Sie tappte zu dem Schatten, zog ein Band aus der Tasche, knotete mühsam die Matratzenteile zusammen, aus deren zerrissenen Hüllen die Füllung gequollen war, befestigte sie auf dem Schlitten. Dann brachten die Eisenwände wieder die dröhnenden Schritte näher, ihr Vater ließ sich auf das Eis fallen, zerrte noch ein Bündel hinter sich her. „Das ist genug“, sagte er. „Mehr schaffen wir nicht.“

Sie zurrte alles fest. Die Schnur drückte sich tief in ihre froststarre Hand, sie spürte es kaum. Dann schob sie den Schlitten aus der Höhle hinaus, stemmte sich gegen den Wind, und plötzlich wurde ihr ganz leicht, sie warf sich übermütig auf die weichen Bündel, ließ ihre Beine über das Eis schlurfen – sie war ein Kind auf dem Eis, sie war froh wie noch nie, sie war dankbar, daß sie nicht eingegliht war im Eis, daß sie lebte und heimkehren konnte, den treibenden Wind im Rücken, segelnd zur Küste hin, die schon ihre Lichter in das Grau sprenkelte. Sie überließ sich dem Wind und der Freude, ihr Vater konnte kaum Schritt halten, und dann versuchte sie, was sie nie getan hatte, mit langem Anlauf über das Eis zu rutschen wie die andern Kinder.

Sie schlug hin. Das Eis schlug sie, daß sie schrie. Sie konnte nicht aufstehen. Ihr Vater hob sie ächzend auf das hochgeschnürte Matratzenbündel des Schlittens, zog sie dann langsam zur Küste hin. Sie wimmerte, bis der Schmerz versickerte, erfror. Am Ufer konnte sie sich kaum noch bewegen. Ihr Vater stützte sie. Als die letzte Scholle am Strand unter ihr brach, schrie sie gellend ihre Angst; doch sie trat in trockenen Sand, das Wasser war lange zurückgegangen.

Später erinnerte sie sich manchmal noch an diesen Tag, wenn der erste Frost die Pfützen auf den Parkwegen knisternd überzog, oder an trüben Januarnachmittagen, wenn die graue Eisdecke die Wellen des Sees erschlagen hatte. Sie erinnerte sich nicht gern. Sie zitterte vor der Nadel der Vergangenheit. Jener Tag, und das karge, harte Leben damals in den dürftigen Kleidern, den verwaschenen Blusen, dem Bettzeugrock und dem stikigen Mantel aus der Wehrmachtswolldecke, erschien ihr als ein gemeiner Traum, der mit der warmen Wirklichkeit keine Verbindung hatte. Sie lebte in ihrem wohlgemessenen Alltag. Ihr Mann verdiente gut, und abends nahm er Schlafmittel. Sie hatte

zwei Pudel, einen schwarzen und einen grauen, die ihre Tage teilten und vertrieben. Sie dachte nicht mehr an die Strömung unter dem Eis, das unaufhaltsame, gefährliche Fließen, das niemals aufhört. Sie wollte keine Störungen.

Die Kreuzung bei Dresden

Ich weiß nicht, ob der Mann in der braunen Lederjacke erschossen worden ist. Die Feldgendarmen führten ihn zur Seite, hinter die Chausseebäume. Mehr sah ich nicht. Mehr weiß ich nicht. Vielleicht war er gar kein Deserteur. Vielleicht hatte er Magenblutungen, oder er war herzkrank, so daß selbst der Volkssturm ihn nicht brauchen konnte, oder er hatte einen Lungensteckschuß und war schon vor Jahren mit einer Rente entlassen worden: hatte Gasmasken und Feldbluse, Unterhosen, Kragenbinden und Karabiner vorschriftsmäßig abgeliefert an den Staat, der ihn an dieser Kreuzung noch einmal faßte. Vielleicht war er wirklich ein Zivilist mit Wehrpaß und Ausweis und Lebensmittelkarten. Vielleicht hatte er in seinem Garten gearbeitet, nahebei in dem Dorf, dessen freundliche Häuser durch das dünne Grün der Büsche leuchteten. Es war die Zeit, in der die Beete bestellt werden mußten, und der Mann hatte so ein Gärtnergesicht. Vielleicht hatte die Unruhe über den verlöschenden und nicht wieder aufflackernden Lärm der Front ihn hinausgetrieben aus seinem Garten, oder er wollte noch irgend etwas besorgen, ehe es zu spät war, ehe die Russen kamen.

Ich weiß nicht einmal mehr genau, wo die Kreuzung liegt, an der der Hauptmann aus dem Kübelwagen sprang, die Arme ausbreitete und „Halt!“ brüllte. „He! Das gilt auch für Sie! Halt!“ Es muß fünf oder zehn oder fünfzehn Kilometer westlich von Dresden gewesen sein. Man vergißt so etwas mit den Jahren. Selbst auf einer Generalstabkarte würde ich heute den Ort wahrscheinlich vergebens suchen. Karten sind nüchtern und ohne Gedächtnis. Keine Karte weiß noch das dünne Grün der Büsche und die helle Sonne dieses Tages, es gibt keine Kartenzeichen für Hoffnung, Verzweigung und Scham, und wenn die Feldgendarmen den Mann mit der braunen Lederjacke wirklich erschossen haben, hinter den Chaussee-Bäumen, ist sein Grab auf keiner Karte verzeichnet. Vielleicht weiß überhaupt niemand mehr etwas davon. Die Feldgendarmen haben damals so viele erschossen, daß sie sich kaum noch auf den Mann in der Lederjacke besin-

nen werden, und sollte sich doch einer besinnen, nachts vielleicht, wenn er nicht einschlafen kann oder ein Traum ihn hochreißt, oder am Morgen, wenn er in der Straßenbahn steht und der Mann neben ihm trägt so eine braune Lederjacke, dann wird er sicher nichts sagen. Wer Menschen erschossen hat, ist froh, wenn er schweigen kann.

Ich sollte vielleicht auch still sein. Aber obwohl alles so rasch ablief wie eine beliebige Szene der Wochenschau, kann ich nichts vergessen, und ich mag nicht schweigen. Ich weiß nicht, was danach noch geschah: ob sie den Mann hinter den Chausseeebäumen erschossen haben, ob sie ihn laufen ließen, ob sie ihn mit den anderen nach vorn schickten, dorthin, wo es keine Front mehr gab. Ich weiß nicht, wie schwer meine Schuld wiegt. Doch ich weiß, daß an dieser Kreuzung bei Dresden, die gradwinklig in das hügelige Land gesetzt war und ihre Straßen nach den vier Himmelsrichtungen entsandte, über mein Leben entschieden wurde.

Alles hat sich mir ins Gedächtnis gebrannt: die grauen Gesichter der Landser vor den Maschinenpistolen; der harte Kommandoton des Hauptmanns; die hellen Ringkragen und die Ketten auf den Uniformen der Feldgendarmen; der Blick des Mannes in der Lederjacke, als er abgeführt wurde. Die Jahre haben nichts gelöscht. Ich weiß alles wie gestern, wie eben geschehen, und ich weiß es heute genauer als damals.

Es war so ein voller Frühlingstag, es war Mai, und jeder wußte, daß der Krieg mittags um zwölf zu Ende sein würde, und jeder war sich bewußt, daß er noch lebte. Das war ein unwirkliches Gefühl: über so viele Gräber gegangen – und an diesem Tag noch unter der Sonne zu stehen, die strahlend wie in Lesebuchgedichten auf dem Land lag und selbst den Straßenasphalt glänzen machte. Warm war es schon, und friedensblau war der Himmel, und in zwei oder drei Stunden hatten die Waffen ausgedient für immer. Irgendwo war zwar noch Front, bröckelnde Linien, zusammengedrängte Igel, ausgezehnte Reste. Wer aber nicht eingebrannt war in diese Schlacken des Krieges, verurteilt, ein Ziel zu sein, und gezwungen, bis zur vollen Uhrenstunde zu töten, der versuchte, nach Westen zu entkommen. Und da sprang an dieser Kreuzung, fünf oder zehn oder fünfzehn Kilometer hinter Dresden, der Haupt-

mann aus dem Kübelwagen, stellte sich auf die Kreuzung mit ausgebreiteten Armen und brüllte „Halt!“, und drei oder vier Feldgendarmen sperrten mit ihren Maschinenpistolen die Straße nach Westen, und der Hauptmann rief: „Herhören! Ich lasse jeden erschießen, der Leine ziehen will! Wir bauen hier eine neue Front auf! Feldwebel Bittenberg! Sie sammeln alles, was kommt! Bei Widerstand durchgreifen! Dann übernehmen Sie die Sicherung der Straße nach ...“.

Ich weiß nicht mehr, wohin die Straße führte. Es war die Straße nach Süden, an der die neue Frontlinie aufgebaut werden sollte. Das war am 8. Mai 1945, vormittags gegen halb elf, und jeder wußte, daß der Krieg mittags um zwölf zu Ende sein würde oder um Mitternacht, und einige meinten sogar, er sei schon zu Ende, und niemand wollte noch in den zählbaren Minuten bis zur vollen Uhrenstunde getötet werden, und niemand wollte noch töten.

Ich wollte nach Westen. Alle wollten nach Westen, die an dieser Kreuzung vorübergingen, vorüberfuhren. Seit einer Stunde schon stand ich an der Kreuzung und winkte den Lastwagen, um dem unsicheren Bereich hinter der aufgelösten Front zu entkommen. Wäre ich weitergegangen, die Straße nach Westen zu, hätte ich diese Kreuzung schon vergessen gehabt wie jeder andere. Doch ich wartete und winkte, um schneller fortzukommen, ehe der russische Panzerkeil von Norden her den Weg nach Westen endgültig zerschnitt. Die Fahrer aber hatten es eilig fortzukommen: Keiner ließ sich anhalten, und dann kam kein Wagen mehr, und dann war plötzlich der Kübelwagen da, der Hauptmann sprang auf die Kreuzung und brüllte „Halt!“, und ich war abgeschnitten von allem, eineinhalb Stunden vor Ende des Krieges. Wer die Kreuzung überquert hatte, war gerettet; denn die Feldgendarmen sahen nicht nach Westen, sondern hielten nur auf, was von Osten her vor ihre Sperre getrieben wurde. Ich aber war verurteilt zum Kriege, eineinhalb Stunden vor dem Waffenstillstand, und das bedeutete Tod oder sibirischen Stacheldraht.

Vor den Maschinenpistolen der Feldgendarmen staute sich rasch ein Haufen von müden, schmutzigen, fast schon gleichgültigen Soldaten. Der Hauptmann ging ungeduldig hin und her, sprach mit dem Feldwebel, deutete über die Hügel nach Südosten. Dann baute er sich vor uns auf: „Herhören, Leute! Das

hier ist 'ne erstklassige Sauerei, jedes Wort ist zuviel. Aber ihr habt jetzt Gelegenheit, euch noch mal zu bewähren. Der Iwan greift mit relativ schwachen Kräften an. Ihr habt ihn aufzuhalten! Klar? Im übrigen habe ich mich wohl deutlich genug ausgedrückt: Wer sich in Richtung Mutti bewegt oder sonstwie kneift, wird erschossen. Klar?“

So war die Lage. Ich will mich nicht damit entschuldigen. Doch es war so, daß hier ein letztes Mal, eineinhalb Stunden vor dem Ende des Krieges – oder dreizehneinhalb Stunden vor dem Ende, niemand wußte das zuverlässig – der Tod organisiert wurde. Vielleicht gab es noch irgendwo einen Stab mit Ia, Ib, Ic und eifrigen Ordonnanzoffizieren, wo Linien gezeichnet und Feindstärken eingetragen und bunte Fähnchen auf Generalstabskarten hin und her gesteckt wurden, und vielleicht konnten kühle Rechner noch einen Sinn in den Fähnchen und Zahlen und Linien erkennen. Der Tod aber, dessen Sinn in diesem Kriege von jeher zweifelhaft gewesen war, erschien in dieser Stunde völlig sinnlos: der fremde Tod, der noch in meinem Gewehr steckte, ebenso wie mein Tod, der vielleicht in Panzern heranrollte von Dresden.

„Der Russe darf auf keinen Fall weiter vordringen!“ sagte der Hauptmann. „Ich verlange von jedem –“.

Da warf uns ein heranheulender Tiefflieger in Deckung. Die Maschine wurde über der Kreuzung hochgezogen und stieß aus der Sonne wieder auf uns herab. Maschinengewehrgarben prasselten auf den Asphalt. Äste brachen. Einer schrie. Dann war es wieder still. Wir richteten uns vorsichtig auf. Nur einer blieb liegen, er schrie nicht mehr.

Der Hauptmann fluchte, weil der Kübelwagen zersiebt war. „Verdammte Drecksau! Wie kriegen wir jetzt Lückels Kampfgruppe ran, Bittenberg?“

Der Feldwebel hob die Schultern. „Irgend 'nen Wagen anhalten.“

„Sollen uns die Iwans einen schicken?“ höhnte der Hauptmann. „Vorn ist doch nichts mehr! Nee, sagen Sie: Wer von Ihren Leuten läuft gut?“

„Es sind aber mehr als acht Kilometer bis zur Straßenmeisterei, Herr Hauptmann“, wandte der Feldwebel ein.

„Egal!“ sagte der Hauptmann. „Glauben Sie, ich will hier allein verrecken? Lückel muß Nachricht haben. Er soll sich sofort in Marsch setzen. Nehmen Sie ‘nen zuverlässigen Mann, Bittenberg!“

„Jawoll, Herr Hauptmann!“ sagte der Feldwebel und trat zu den Feldgendarmen. Nach kurzem Wortwechsel schlug einer der Männer die Hacken zusammen, machte kehrt und lief die leere Straße nach Westen davon. Noch in Sichtweite aber wurde sein Laufschrift schwerfälliger, und ehe er über den Hügel verschwand, der das graublaue Straßenband aufnahm, war er schon in gewöhnlichen Marschtritt gefallen. „Melden Sie mir nachher den Kerl, Bittenberg!“ sagte der Hauptmann verdrossen.

Da sah ich den Mann in der braunen Lederjacke. Ich sah die Straße nach Norden hinauf, eine Doppelreihe von Bäumen im ersten Grün, die in einer entfernten Kurve zusammenschmolz. Daneben zeichneten sich hinter dünnem Buschwerk die Umrisse eines Dorfes ab, Dächer, weiße Hauswände, ein Bilderbuchkirchturm. Das Dorf war so unwirklich wie der Tag mit dem Uhrenpunkt, der plötzlich ein Ende machen sollte mit dem Tod in Löchern und Straßengräben und Kellern, und unwirklich war auch der Mann in der braunen Lederjacke, der da auf einem blitzgrünen Leichtmotorrad auf die Kreuzung zufuhr. Niemand sonst war auf der Straße nach Norden zu sehen. Von Osten her kamen immer noch Gruppen und Versprengte, und auch auf der Straße von Süden her waren einzelne Gestalten zu erkennen. Die Straße nach Norden aber war unbelebt. Jedermann wußte, daß die Russen nördlich von Dresden einen Panzerkeil über die Elbe getrieben hatten. Niemand suchte im Norden Rettung.

Von dorthier kam der Mann auf dem grünen Leichtmotorrad gefahren, dessen Lack so glänzte und dessen blanke Teile blitzten, als sei es eben erst geliefert worden. Der Mann saß aufrecht auf dem Motorrad, unbekümmert, als wären nicht mehr eineinhalb Stunden bis zum Waffenstillstand, als drohte keine Gefahr mehr, als wäre der Friede schon gestern oder vor Jahren gekommen. Erst als er nur noch fünfzig oder sechzig Meter von der Kreuzung entfernt war, schien er unsere Gruppe zu bemerken: er bremste plötzlich, hielt, und weil ihm die Straßenbreite für eine Wendung im Fahren nicht auszureichen schien oder weil

gerade jetzt der Motor aussetzte, schob er sein Fahrzeug mit unbeholfenen Schritten auf die andere Straßenseite. In diesem Augenblick bemerkte der Feldwebel ihn. „Da ist ja unser Melder!“ sagte er.

Der Hauptmann wandte sich um. „He!“ rief er. „Sie da! Halt! Anhalten!“

Der Mann in der Lederjacke hatte gewendet. Er trat den Anlasser, als sei er taub, der Motor brummte willig auf, der Mann setzte sich in den Sattel und fuhr davon, ohne sich umzusehen.

Der Hauptmann riß seine Pistole aus der Tasche, lief ein paar Schritte und schoß, schoß noch einmal. „Verdammt!“, fluchte er. „Bittenberg, legen Sie den Kerl um!“

Der Feldwebel hob die Maschinenpistole, zielte, drückte durch. Die Feuerstöße sprühten die Straße entlang. Der Mann in der braunen Jacke duckte sich tief über den Lenker. Das grüne Blitzen des Schutzschilds entfernte sich rasch. Die Chausseebäume schoben sich schon näher zusammen, als wollten sie den Flüchtigen schützen. Aber dann, beinah hatte der Mann die Kurve erreicht, die ihn retten konnte, zog der Feldwebel noch einmal durch, und unter dem Rattern der Schüsse schwankte das Ziel wie eine Schießbudenfigur, schwankte, kippte zur Seite, rutschte noch ein Ende, blieb liegen, bewegungslos.

„Gut so, Bittenberg!“ sagte der Hauptmann. „Sehen Sie zu, was mit dem Kerl los ist — nee, Unsinn, Sie müssen jetzt mit den Leuten in Stellung gehen. Sie da!“

„Jawoll, Herr Hauptmann!“ sagte ich, und ich wußte noch nicht, daß der Hauptmann eben über mein Leben entschieden hatte.

Er sah mich mißtrauisch an. „Können Sie Motorrad fahren?“
Ich nickte.

„Dann holen Sie den Apparat, wenn er noch brauchbar ist! Oder bringen Sie ihn wieder in Ordnung, und dann huschen Sie rüber zur Kampfgruppe Lückel!“

Ich gab meinen Karabiner einem Nebenmann, und dann lief ich, lief, und ich dachte, daß in eineinhalb Stunden der Krieg vorbei sein würde, und ich wünschte, daß das Motorrad noch heil wäre, ich lief, und ich betete um das Motorrad. Da sah ich, daß der Mann in der Lederjacke sich bewegte, er war nicht tot, ich sah, daß er aufstand, er schien nicht einmal verwundet zu

sein, er hob das Motorrad auf. „Halt!“ rief ich. „He! Halt! Stehenbleiben!“ Ich wollte fort, ich wollte leben, der Krieg war aus, noch dreißig Meter bis zu dem Mann, der jetzt das Motorrad ansah, er muß mich mitnehmen. „Halt!“ rief ich. „Warten Sie doch! Halt! Oder ich schieße!“ Dann war ich bei ihm.

Er trat den Anlasser durch. Der Motor gurgelte, sprang aber nicht an. „Bitte, nehmen Sie mich mit!“, sagte ich.

Der Mann sah auf. „Erst legt ihr mich um, und dann wollt ihr noch mitfahren. Dabei zieht das Ding sowieso nur einen, wenn’s erst mal läuft. Kann dir nicht helfen!“

Er stellte an der Zündkerze.

„Ich habe ja gar nicht geschossen“, sagte ich.

„Hilft dir auch nichts“, sagte der Mann. „Das Maschinchen ist zu schwach für zwei.“

Er wischte die Zündkerze ab und setzte sie sorgfältig wieder ein. Es war noch eine Stunde bis zum Waffenstillstand, noch eine Stunde Krieg, und ich wollte leben. „Sie sind verhaftet!“ sagte ich.

Er blickte auf, sah mich an mit seinem gebräunten Gärtnergesicht. „Laß den Unsinn, Junge!“

„Aber ich muß als Melder zur Kampfgruppe Lückel!“ sagte ich.

Er lachte auf. „Die werden gerade auf dich warten! Hilf mir lieber anschieben!“

Er schaltete den Gang ein und begann zu laufen. Der Motor schluckte und tuckerte, ohne anzuspriegen. Ich wollte leben. „Nehmen Sie mich doch mit!“, bat ich.

Der Mann achtete nicht mehr auf mich. Wieder versuchte er anzuschieben. Da kam von der Kreuzung her das Hacken eines Feuerstoßes. Über uns schlug es in die Zweige. Der Mann schob das Motorrad hastig in Deckung der Chausseebäume, die hier der Kurve nach rechts zu folgen begannen, und wenige Meter weiter war er in Sicherheit. Von der Kreuzung her lief ein Feldgendarm auf uns zu. Plötzlich sprang der Motor an, brauste auf. Der Mann setzte sich in den Sattel. In einer Stunde war der Krieg zu Ende, und ich wollte leben. Als der Mann schaltete und Gas gab, hängte ich mich an den Gepäckträger, hielt das Rad mit meinem ganzen Gewicht, ließ mich mitschleifen. „Loslassen!“

schrie der Mann und stieß nach mir. Aber ich ließ nicht los, ich hielt das Motorrad fest, das quer über die Straße torkelte, ich ließ mich mitschleifen von dem heulenden Motor, erhielt einen Schlag, der Motor soff ab, plötzlich war es still.

Der Feldgendarm lief heran. „Junge, du hast Nerven!“, sagte er. Dann winkte er dem Mann mit der Maschinenpistole. „Tut mir leid, kommen Sie!“

Der Mann hob abwehrend die Hand. „Ich hab keine Zeit! Und das Motorrad gehört mir!“

„Glaub’ ich ja“, sagte der Feldgendarm. „Aber das hilft dir jetzt nichts. Ich tu ja auch bloß meine Pflicht.“

Ich zitterte. Ich war schmutzig vom Straßenstaub. Meine Beine waren wie zerquetscht, die rechte Hand blutete. Aber ich hielt das Motorrad, ich lebte, und in einer Stunde war der Krieg zu Ende. Im Tank kluckerte Benzin. Ich trat auf den Anlasser, und als der Motor nicht gehorchte, trat ich den Hebel wieder durch, wieder und wieder, der Motor mußte anspringen, ich beschwor ihn, ich fluchte, trat den Hebel noch einmal durch, noch einmal, fast schon automatisch und wider die Vernunft. Plötzlich kam eine Zündung, und dann brauste der Motor auf, stotterte noch einmal, fand seinen ruhigen Lauf, und mit einem leichten Kreischen zog die Maschine an. Ich fuhr, und es war nur noch eine Stunde bis zum Ende des Krieges, und der Fahrtwind strich mir ins Gesicht, Wind von zu Hause her wie jeder Wind jetzt, ich fuhr nach Haus.

An der Kreuzung bremste ich, hielt mit laufendem Motor. „Worauf warten Sie noch?“, fragte der Hauptmann. „Die Kampfgruppe Lückel soll sich sofort in Marsch setzen. Meldung bei mir! Und kommen Sie mir zurück, sonst häng ich Sie auf wie ‘ne Kirchenglocke! Ab!“

Ich sah noch, wie der Mann in der braunen Lederjacke zur Seite geführt wurde, hinter die Chausseebäume. Mehr sah ich nicht. Ich fuhr die Straße nach Westen, an Dörfern vorbei und Flüchtlingswagen, vorbei an Versprengten und an der Straßenmeisterei, in der Lückels Kampfgruppe auf den Einsatzbefehl wartete, und irgendwo zeigte dann eine Kirchturmuhre halb eins, und ich dachte, daß nun schon eine halbe Stunde nicht mehr geschossen würde.

Später geriet ich auf Straßen, die von langen Kolonnen verstopft waren, schwamm Stunden in einem zähflüssigen, wieder und wieder stockenden Fahrzeugstrom. Aber dann entkam ich über einen schmalen Nebenweg, und ich fuhr und fuhr, und der Tank war noch nicht leer, als ich gegen Abend vor einer Straßensperre halten mußte. Dann blieb schon keine Zeit mehr zum Erschrecken. Ich hörte fremde Laute, erkannte fremde Uniformen. Ich war gefangen.

Das war der Tag, der über mein Leben entschied. Ich wußte damals noch nicht, daß es bei dieser Entscheidung um etwas anderes ging als darum, ob ich nach Westen gelangte oder nicht. Damals glaubte ich noch, daß Flucht zur Freiheit führen könnte. Aber ich bin nicht frei geworden. Immer wieder denke ich daran, daß der Mann in der braunen Lederjacke gestorben sein könnte durch meine Schuld.

Vielleicht muß ich noch sagen, daß ich damals sehr jung war. Ich hatte wenig mehr gelernt und geübt als das Töten. Aber das tut nichts dazu, und es nimmt nichts von mir fort.

Erinnerungen eines Mitwirkenden

Manchmal saßen wir damals schon im April unten im Hof, die Sonne hatte die Mauerreste ein bißchen aufgeheizt, da war es jetzt manchmal wärmer als oben im Zimmer. Ich weiß nicht mehr, wie kalt der Winter gewesen war, 1947, wir hatten kein Thermometer, und ich kann es niemandem sagen, so kalt. Es war so kalt, monatelang, daß alles zu Eis wurde, die Trümmer, die Wasserleitung, die Vögel, auch Menschen, die wachten morgens nicht wieder auf. Und als meine Mutter im März meinte, nun hätten wir es glücklich geschafft, es gab ein bißchen Sonnenschein, und man sah schon die ersten Unkrautspitzen, da kam der Schnee zurück, Berge von Schnee, ich habe geheult wegen des Schnees, und es gab natürlich keine Kohlen, und das Trümmerholz hatten wir längst verheizt. Meine Mutter brachte manchmal ein Stück Brot von der Arbeit mit, vielleicht hatte sie es auch gestohlen. Ich war sehr dünn damals, 14 Jahre und ziemlich groß schon und eigentlich noch im Wachsen, und mein Vater war immer noch nicht nach Hause gekommen aus Rußland, und er kam dann nie.

Zweimal brachte meine Mutter einen entlassenen Soldaten mit, den sie auf der Straße aufgesammelt hatte, krank, oder am Bahnhof Zoo, ich weiß das nicht mehr – Männer in abgewetzten Uniformresten, kahl geschoren, die noch elender aussahen als wir. Einer ging bald wieder fort, er wollte über die Grüne Grenze in den Westen, und wir haben nichts wieder von ihm gehört. Der andere blieb länger, er hieß Hans Dieter und war fast nur noch Haut und Knochen und konnte nichts essen als Mehlsuppe, und trotzdem verbrachte er Stunden auf dem Klo halbe Treppe, so daß es oft Ärger gab mit den anderen Mietern. Ihm verdankte ich eigentlich meine Chance beim Film. Damals gab es doch nichts, auch kein Klopapier, so daß meine Mutter die alten Zeitungen zerschnitt, und die Vierecke hingen dann an einem Band im Klo, wo Hans Dieter viel Zeit zum Lesen hatte. Da kam er dann manchmal mit Neuigkeiten die Treppe hoch und einmal mit der Nachricht, daß ein italienischer Regisseur in unserer

Trümmerstadt einen richtigen Film drehen wollte, und dafür suchte er einen Jungen – das wäre doch etwas für mich.

Irgendwie haben wir dann herausgebracht, wo der Mann zu finden war; damals war er noch nicht so berühmt wie später, und ich dachte, ich hätte ganz gute Aussichten. Aber dann wurde doch nichts daraus. Gesucht wurde ein Junge von ungefähr 12, richtig klein und verhungert, und ich war nun ja schon ein Stück größer, und außerdem sollte der Junge in die Film-Familie passen und deshalb blond sein, wie Italiener sich einen deutschen Jungen vorstellen. Also ich hatte keine Chance. Aber zwei Wochen lang bin ich damals nicht zur Schule gegangen, meine Mutter schrieb mir Entschuldigungen wegen akuter Diarrhöe, was auch nichts anderes als Durchfall ist, und ich habe zugesehen, wie sie den Film gemacht haben in unseren Trümmerstraßen, der kleine Edmund war wirklich gut in seiner Rolle, ehrlich, das hätte ich auch nicht besser gemacht. Ich hab' auch ein bißchen geholfen, Leitungen legen und Lampe halten und so, und zur Belohnung durfte ich bei einer Szene mitwirken, da hockten wir mit vier Jungens und einem Mädchen in einer Trümmerhöhle, wie wir sie damals überall zum Spielen hatten, und redeten rum, was wir damals so redeten von Schwarzmarktpreisen und Amis und was wir tun würden, wenn wir was tun könnten, und Edmund kam dazu. Aber das war auch schon alles, und nachher war kaum etwas zu erkennen – außer Edmund mit seiner blonden Tolle –, das Filmmaterial taugte nichts, und zum Ausleuchten gab es da keine Anschlüsse. So war das eben zu der Zeit. Später hat man das, glaube ich, Neorealismus genannt. Aber ich hatte genug vom Film, und bald darauf verschwand auch Hans Dieter. Zum Glück war dann Sommer, und es wurde richtig warm, auch im Zimmer.

VON GESTERN UND DAMALS

Ich lehnte ab, ein Gott zu sein (1954) 51

Gewitterfliegen (1961) 57

Weh tut weh (1974) 67

Onkel Adolf (1985) 71

Tante Käthes einziger Sohn (2000) 75

Ich lehnte ab, ein Gott zu sein

Man wird mich vielleicht noch nach meinem Tode anklagen. Vielleicht wird man sagen: Er war es, in dessen Hand der Schlüssel zu einer goldenen Zeit lag, und er wurde schuldig, weil er sich weigerte, den Schlüssel zu gebrauchen. Ich fürchte, man wird noch meinen Enkeln aufrechnen, wieviel Unglück ihr Vorfahre über das ganze Volk gebracht habe – wissend, wird man sagen, absichtlich und deshalb voll verantwortlich. Diese Befürchtung liegt umso näher, als schon in letzter Zeit durch aufgebauschte, entstellende Berichte in Illustrierten solche Anklagen vorgebracht worden sind. Es liegt mir deshalb daran, in einer nüchternen, nichts verbergenden und nichts beschönigenden Darstellung Klarheit zu schaffen, der Öffentlichkeit eindeutig die Motive darzulegen, die mich bewogen, nach reiflichem Überlegen so und nicht anders zu handeln.

Lange habe ich jemanden gesucht, der alles so darzustellen vermöchte, wie es wirklich geschehen ist. Doch außer Reportern, die nur die Neugier ihres Publikums zu befriedigen suchten, die nicht daran dachten, die tiefen menschlichen Hintergründe aufzudecken, die mich zu einer fast tragischen Gestalt machen, außer solchen leichtfertigen Vielschreibern hat sich, leider, niemand gefunden, den mein Schicksal interessierte. Deshalb will ich selbst versuchen zu sagen, was unumgänglich notwendig ist.

Die Nüchternheit meiner Sprache wird man mir verzeihen. Außer den Mitteilungen und monatlichen Berichten an die Firma und gelegentlichen Briefen an meine geschiedene Frau habe ich mich seit langem nicht in schriftlichen Formulierungen geübt, und mein Beruf – entgegen anderslautenden Behauptungen habe ich mich seit dem Jahre 1931 nie mit etwas anderem befaßt als mit dem Vertrieb von Staubsaugern und Rundfunkgeräten – läßt mir wenig Zeit.

Damals, das darf ich wohl sagen, zumal es für den Hergang des Folgenden von Bedeutung ist, war ich ein sehr ansehnlicher junger Mann. Ich hatte gerade geheiratet, und obwohl meine

Stellung noch nicht voll gesichert war, sah ich hoffnungsvoll in die Zukunft. Auch in der Zeit der großen Wirtschaftskrise hatte ich ein befriedigendes Einkommen, und nach dem Umschwung von 1933 spürte ich bald die Kraft des neuen Wirtschaftssystems. Es war nur folgerichtig, und niemand hat mir das bis heute bestritten, daß ich mich einer Bewegung anschloß, die Wohlstand und Zufriedenheit für alle brachte. Von dem, was später mit mir geschehen sollte, ahnte ich nichts. Ich betone das ausdrücklich, um Unterstellungen entgegenzutreten, meine Parteizugehörigkeit sei reine Spekulation gewesen. Unmöglich konnte ich wissen, daß man mich auf Grund meines Aussehens zu Höchstem auserwählen würde.

Auch heute bin ich noch ziemlich schlank, und damals hatte ich eine ausgesprochen sportliche Figur, obwohl ich außer morgendlichen Freiübungen nach Anweisung des Radios niemals einen Sport ausgeübt habe; meine Haare, die sich jetzt etwas lichten, waren damals voll und von einem kräftigen Goldblond; meine Augen haben ein strahlendes Blau, und mein Gesicht, wie es jedermann auf Photographien jener Zeit sehen kann, war schmal, kernig und offen. Es war nicht verwunderlich, daß mein Kopf, frontal aufgenommen wie auch im Profil, für ein Handbuch der Rassenlehre vorgesehen war. Zu dieser Veröffentlichung kam es allerdings nicht, weil man Größeres mit mir plante. Davon ahnte ich allerdings nichts. Ich fühlte mich als normaler Staatsbürger, kam meinen Pflichten nach, wie es sich gehört, und ich war ungeheuer überrascht, als eines Tages der Staat mit der Aufforderung an mich herantrat, ein Gott zu sein.

Man ging bei diesem Plan von vernünftigen Überlegungen aus. Nach dem Tode des greisen Präsidenten brauchte der Staat ein neues Symbol. Ich habe gehört, daß man damals mit Männern aus alten Fürstengeschlechtern verhandelte. Sei es nun, daß diese nicht an die Spitze des Staates treten wollten, sei es, und das erscheint mir wahrscheinlicher, daß diese Repräsentanten einer vergangenen Zeit nicht zu der dynamischen Idee der jungen Bewegung paßten: Die Verhandlungen blieben, wie jedermann weiß, ohne ein positives Ergebnis. Eine tatkräftige Unterstützung durch die Religionsgemeinschaften konnte der Staat auch nicht erwarten.

Auch heute noch, aus dem Abstand der inzwischen vergange-

nen Jahre, scheint mir, daß das Vorhaben Hand und Fuß hatte. Die grundlegenden Werke über die neuen Ideen waren geschrieben worden und hatten Eingang ins Volk gefunden. Was damals fehlte, das war ein echtes Symbol des Glaubens.

Man wende nicht ein, der Führer und Reichskanzler sei ein solches Symbol gewesen. Die Erfahrungen der Jahre haben inzwischen mit aller Deutlichkeit gezeigt, daß ein Mensch, so fähig er auch sein mag, schnell mißachtet und vergessen wird, wenn das Schicksal sich gegen ihn wendet. Auch in den Führungskreisen hatte man damals erkannt, daß man neben dem staatlichen Repräsentanten einen geistigen benötigte, etwas vollkommen Unantastbares, Heiliges – kurz, einen Gott.

Ich habe, wie man weiß, abgelehnt, dieser Gott zu sein. Zu diesem Entschluß haben mich nicht irgendwelche äußerliche Gründe bestimmt. Pöbelhafte Angriffe, ich hätte aus reiner Unsicherheit und Angst so gehandelt, entbehren jeder Grundlage, und ebenso ist es falsch, wenn gesagt wird, ich hätte aus familiären Motiven den Auftrag abgelehnt.

Ich darf wohl sagen, daß ich die mir zugedachte Rolle voll hätte ausfüllen können. Mein Beruf hat mir eine vorzügliche Menschenkenntnis und eine besondere Fähigkeit zur Menschenbehandlung gegeben, die mich auch bei dieser größeren Aufgabe nicht verlassen hätten. Ich traute mir durchaus zu, in einer angemessenen Umgebung der zu sein, den man von mir verlangte, und zweifellos wäre diese Umgebung geschaffen worden.

Ich habe die Pläne selbst eingesehen, die die Errichtung einer gewaltigen, burgähnlichen Anlage mitten in freier Natur vorsahen. Schon von ferne hätte man die ragenden Mauern erkennen können, das erhabene Profil der Inneren Burg mit den schlanken Glockentürmen. In den weiten Vorhöfen sollten Weihedienste für Wallfahrende stattfinden, während der innere Burghof nur an Sonn- und Feiertagen für Politische Leiter offengestanden hätte. Nur sehr wenigen Auserlesenen wäre die Ehre einer persönlichen Begegnung mit mir zuteil geworden. In keiner Hinsicht hätte ich mich überanstrengen müssen. Man hat mir sogar angeboten, mit Frau und Kind dort zu leben. Das war zwar damals mehr eine Geste. Meine Frau hatte sich bereits von mir getrennt, und ich dachte wenig daran, eine neue Ehe einzuge-

hen. Aber es war, das muß ich betonen, für mich und meine Bequemlichkeit in jeder Weise auf das großzügigste gesorgt.

Der andere Anwurf, ich hätte aus Rücksicht auf meine Eltern den Vorschlag abgelehnt, trifft ebensowenig zu. Zwar sollte ich vor Antritt meines hohen Amtes durch einen fingierten Unfall meiner bisherigen Umwelt entzogen werden. Alles, was mit meiner natürlichen Herkunft in Zusammenhang stand, sollte ausgelöscht werden, weil man ja den neuen Gott auf übernatürliche Art erscheinen lassen mußte. Meine Eltern, die damals noch lebten, hätten aber nur meinen Tod zu betrauern gehabt, sonst wären keine Nachteile für sie entstanden. Ein Wiedererkennen wäre schon deshalb ausgeschlossen gewesen, weil gewisse kleine rassische Fehler, die trotz meines Aussehens noch bei mir festgestellt worden waren, durch die Kunst eines Gesichtschirurgen beseitigt worden wären.

Ich betone also noch einmal: Keiner von den mir unterstellten Gründen hat mich bewogen, den Auftrag abzulehnen. Das eigentliche Motiv meines Verhaltens lag tiefer: Ich konnte mich nicht dazu entschließen, meinen Beruf aufzugeben.

Vielleicht wird das nicht für jedermann einleuchtend sein. Diejenigen aber, die wie ich mit Leib und Seele an ihrem Beruf hängen, werden mich verstehen. Wer wie ich einer Tätigkeit nachgeht, die die ganze Kraft seiner Persönlichkeit fordert, die jeden Tag von neuem den ganzen Einsatz verlangt, um die stets drohende Niederlage in einen Erfolg umzuwandeln – wer wie ich seinen Beruf von ganzem Herzen liebt, der wird begreifen können, daß ich mich nicht dazu entschließen konnte, aus dieser Lebensfülle heraus einen Thron zu besteigen, der mich, bei aller Vorsorge für Annehmlichkeiten und Bequemlichkeiten, doch einsam gemacht hätte.

Ich habe es abgelehnt, ein Gott zu sein. Wahrscheinlich, das muß ich hinzufügen, hätte ich mich anders entschieden, wenn ich gewußt hätte, daß mit meinem Nein der große Plan überhaupt aufgegeben würde. Ich konnte nicht wissen, daß die Führung in mir den einzigen Menschen sah, der diese Aufgabe befriedigend lösen konnte.

Deshalb muß ich die Vorwürfe entschieden zurückweisen, die in mir den Alleinschuldigen für den unglückseligen Gang der

Geschichte festhalten wollen. Gewiß, es wäre sehr wahrscheinlich anders gekommen, hätte ich die Berufung damals angenommen. Die bis dahin noch Schwankenden wären überzeugt worden, die Widerstrebenden, die der Führung so schwer zu schaffen machten, wären in eine vollkommen hoffnungslose Minderheit gedrängt, der Krieg wäre unter der Fahne des neuen Gottes gewonnen worden.

Aber Beschuldigungen lehne ich ab. Ich selbst gehöre zu den Opfern der furchtbaren Jahre nach dem Kriege. Monatlang habe ich in einem Internierungslager gedarbt, bis sich meine Unschuld herausstellte, und jedermann weiß, wie schwer es bis 1948 war, in meinem Beruf tätig zu sein. Ich habe gelitten. Nicht von selbst ist mein Gesicht heute von schweren Falten gezeichnet. Wer schuldlos ist, der werfe den ersten Stein.

Gewitterfliegen

Heiter war der Tag, im blauen Küstenbogen sammelte sich das Licht, und es war so heiß, daß der Campingplatz einzudörren schien; nur ein paar Halbwüchsige warfen unermüdlich einen bunten Riesenball gegen die Sonne.

Da waren plötzlich die Fliegen da.

Wir hatten eine der eng gereihten Hütten gemietet, gleich hinter dem Campingplatz: vier Holzwände um einen Raum von halber Garagengröße. Der Bretterfußboden knarrte, wenn Sanne sich im Schlaf herumwarf – auch hier schlief sie unruhig, lallte manchmal im Traum –, das flache Dach gab Schatten, mehr nicht, es deckte das Zimmer ab wie eine Batterie, in der Sonnenkraft gespeichert werden sollte, und aus dem Spülstein roch es nach fremden Gewohnheiten; aber das Fenster war breit und groß in die Frontwand geschnitten, es sah über einen abfallenden Wiesenhang hin auf den buntgesprenkelten Badestrand, und wenn man den Liegestuhl ganz rechts in die Ecke schob, blieb von dem Campingtreiben nur ein kleiner Rest von Spitzen und Zeltbahnschrägen und Wimpelflattern.

An diesem Tage, unserem dritten Urlaubstag, wir hatten schon ein paar Bekannte getroffen, aber Herbert hatten wir noch nicht gesehen, standen Fenster und Tür weit offen. Ich hatte den Liegestuhl ganz rechts in die Ecke geschoben, ich las, und Sanne war baden gegangen. Da spürte ich das Jucken zum erstenmal, am Hals, im Gesicht, gleichzeitig auf den Armen, dem nackten Oberkörper, am Stumpf. Unwillkürlich dachte ich an einen Hautausschlag. Dann sah ich: Es waren Fliegen, winzige Fliegen, zahllos hafteten sie auf meiner Haut. Überall waren sie, auch auf dem Tisch klebten sie, an der Wand, winzige, schwarze, scheinbar bewegungslose Punkte. Auf der Tischdecke zerrieb ich sie mit dem Daumen, kleine klebrige Striche von rötlichem Schwarz, sie flogen nicht auf vor meiner Hand, sie warteten, bis sie von meinen Fingern zerdrückt wurden, und neben den schwärzlichen Strichen waren gleich wieder neue Punkte da, Fliegen, Fliegen, die von dem leichten Mittagswind hereingeschoben wurden, zahllos, unzählbar.

Ich stand auf, schloß das Fenster, die Tür. Aber es war längst zu spät. Ich wischte über die Arme, über die Stirn, spürte das Klebrige und fühlte, daß auch mein Rücken bedeckt war von den Fliegen – Gewitterfliegen, fiel mir ein, es würde ein Gewitter geben. Auch das Fenster war jetzt gezeichnet, gesprenkelt von Pünktchen, die das Glas zu ätzen schienen: Ein Schatten legte sich auf Meer und Himmel und Küstenbogen, und Sannes fahnenroter Badeanzug, sie kam jetzt über die Wiese herauf, hatte sein Leuchten eingebüßt.

Nichts half gegen die Fliegen. Sanne versuchte, sie von den Wänden zu wischen, die Tischdecke schüttelte sie aus, bürstete die Couch, sprengte Wasser auf den Bretterfußboden: immer wieder fielen sie wie aus dem Nichts auf die gerade gesäuberten Flächen. Als der Wind stärker wurde, ein bulliger Wolkenturm hatte sich über den Horizont geschoben, öffnete Sanne das Fenster einen Augenblick lang; aber der Wind nahm die Plage nicht fort, er preßte nur einen neuen Schwall winziger schwarzer Fliegen in das Zimmer. Wir schlugen das Fenster zu, schlossen die Tür ab und fuhren in die Stadt zum Essen.

Ich mag die Stadt nicht, obwohl es Sannes Stadt ist. Ich habe sie nie besonders gern gemocht, schon damals nicht, als mein Vater hierher versetzt worden war und ich Sanne zum erstenmal sah – fast zwanzig Jahre ist das her. Anfang des Krieges war es, beim Bannsportfest, da war sie Erste beim Weitsprung, so haben wir damals das Leben begonnen; ich war Dritter über 100 Meter, damals hatte ich noch beide Beine, 12,2 war gewiß nicht erstklassig, aber es reichte doch noch für eine Urkunde, und ich sah Sanne damals zum erstenmal; sie stand auf dem Siegerpodest und lachte, sie sah aus wie im Film, wie in den Filmen damals: blondes Haarekräusel und strahlendes Augenblau, und gewachsen war sie wie eine Eins, und sie lachte und lachte Herbert zu.

Wir fuhren an der Siebergschen Gutsverwaltung und an der Waldschenke vorbei in die Stadt, der Fahrtwind riß die Hitze fort und nahm die Erinnerung an die haftenden Fliegenpunkte mit; die ersten Häuser, rotweiße Posten im Gartenbunt, schoben sich heran, dann schüttelte uns das Kopfsteinpflaster der Rosenstraße, Sanne schaltete zurück, vorn öffnete sich der Marktplatz mit dem Giebelprunk des Hotels „Zum Kurfürsten“, aber Sanne

lenkte nach links in die Mühlengasse. „Scheuren ist besser“, sagte sie und hielt unter dem Schattendach der Kastanie. Sie schlug die Tür zu und schloß nicht ab. „Hier klaut niemand“, sagte sie, und als wir die Stufen hinaufstiegen zu der Tür mit dem gläsernen Rautenmuster: „Stell dir vor, wenn Vati noch lebte – das wäre ein ganz anderer Urlaub!“

Ich mochte ihr nicht sagen, daß wir dann nicht hierher gefahren wären. Ich wäre auch diesen Sommer lieber in den Schwarzwald gefahren oder in die Heide oder auch nach Italien, irgendwohin, nur nicht hierher; aber Sanne bat und bettelte und wollte in ihre Stadt, wo sie Siegerin gewesen war beim Bannsportfest, wo wir uns zum erstenmal gesehen hatten, wo ihre Eltern begraben, ihre Freundinnen verheiratet sind, wo sie gelebt hat bis zu dem Leben mit mir, blondes Zopfmädchen und Herberts Tanzstundenliebe und Weitsprungssiegerin und Vatis einzige Tochter, und Rolf hat jetzt das Haushaltswarengeschäft übernommen und Herbert hat Jura studiert und dann doch das Autohaus Menzel geheiratet, und Heinz und Walter und die Frauen alle mit ihren hellen Lederhandtaschen und den bunten Sommerhüten und „Komm doch bald mal vorbei!“ und „Weißt du noch, als –“ und „Du siehst noch genau so aus wie damals, Sanne, gut siehst du aus, ganz unverändert!“ und immer so weiter, so weiter.

Zum Nachtisch gab es rotes Pflaumenkompott. Herr Scheuren brachte selbst die kleinen Schüsseln aus gepreßtem Glas. „Hat es geschmeckt?“ fragte er. „Prima!“ sagte Sanne. „Wär’ ja auch sonst wohl das erste Mal, Herr Scheuren!“

Der Wirt schob die Teller zusammen, er wiegte mißmutig den Kopf. „Ach, sagen Sie das nicht, junge Frau, ist alles nicht mehr so wie früher, das können Sie mir glauben, die Zeiten sind nicht mehr so, und das Personal, Sie können sich das gar nicht vorstellen, wie das heute ist mit dem Personal, ist alles nicht mehr so wie früher.“

Er verschwand zur Theke hin. Das Kompott war mit winzigen schwarzen Punkten gesprenkelt, Fliegen, Gewitterfliegen, sie schwammen auf der rötlichen Flüssigkeit, die wie Blutplasma aussah, und plötzlich mußte ich wieder an Dietrich denken, seine aufgeschlagenen Knie. Er hieß tatsächlich Dietrich, es war sein Unglück, daß er so hieß, Dietrich wie der strahlende Sagen-

held – und er war nicht heldisch und war nicht stark und strahlend, nicht einmal blond war er, nur groß war er, viel zu groß, als daß er noch stark hätte sein können: So lang war er, daß er immer etwas vornüber in seinen Knochen hing, und der Kopf hing ihm voran – und er merkte nicht, wenn jemand ihm ein Hindernis in den Weg legte, lang schlug er hin, wie oft lag er da und wußte nicht weshalb, und seine spitzen Knochenknie bluteten, dünnes Rot mit schorfigem Dreck, und sie lachten ihn aus, wir lachten ihn aus, wie haben wir damals gelacht über Dietrich, der über einen halben Ziegelstein stolpern konnte, über einen harmlosen Ast, nie hatte er seine Gedanken bei seinen Füßen, und so stolperte er auch in den Krieg hinein, und niemand wunderte sich, als bald darauf die Anzeige in der Zeitung stand, altmodisch mit einem Kreuz und einem schwarzen Palmwedel, ganz ohne Vaterland, Führer und Volk. „Gefallen!“ sagte Herbert. „Naja, was denn sonst?“

Sanne sah mich an. „Ist dir nicht gut?“

Ich dachte, daß es keinen Sinn hätte, ihr das zu erklären; ich fürchtete, sie lachte noch immer über Dietrich. „Ich hab’ das Gewitter im Stumpf“, sagte ich. „Wird schon besser werden nachher.“

„Magst du die Pflaumen nicht?“

„Es sind Fliegen drin!“

Sanne ließ den dicklichen Saft vom Löffel rinnen. „Tatsächlich! Hatte ich gar nicht gesehen.“ Sie schob die Glasschüssel von sich. „Das dürfte bei Scheuren eigentlich nicht passieren.“

Dunkles, schmutziges Rot: Wir lachten über Dietrich, immer wieder lachten wir ihn aus, jeden Tag. Seine Sprache war so unbeholfen wie seine Bewegungen, und weil seine Eltern sich zu einer Sekte bekehrt hatten – sie war verboten damals, aber die Leute ließen nicht von ihrem Glauben –, brachte er manchmal in seiner langsamen, schwerfälligen Art Sätze von seltsam feierlichem Tonfall heraus, die ihn auch dann unserem Lachen auslieferten hätten, wenn er mit Boxhandschuhen hätte umgehen können. Aber Dietrich zog niemals Boxhandschuhe an, er schlug sich nie, auch nicht zum Spaß, er wehrte sich nicht einmal, wenn ihn die Kleinen zu ärgern versuchten, und er wehrte sich auch nicht, als er in die große Mühle geschoben wurde. Vielleicht wäre

er gar nicht Soldat geworden, er war nicht gesund, jeden Herbst und in feuchten Wintern hustete er, daß ihn die Lehrer nach Hause schickten – wahrscheinlich wäre er nicht Soldat geworden, doch Sannes Vater sorgte dafür, daß Dietrich vom Vaterland nicht vergessen wurde. Sannes Vater war damals SA-Führer in der Stadt, er hatte etwas zu sagen und zu befehlen, und wenn er auch nicht viel galt in der Stadt, weil er nicht mehr war als ein Margarinevertreter, so wurde sein Wort doch überall gehört; Sannes Vater ließ so einen wie Dietrich nicht mit Ausreden und Attesten durchkommen, so einen Schlappschwanz und Leisetreter, der seine Gedanken nie bei seinen Füßen hatte und der zu einem SA-Sturmbannführer mit Judenworten sprach: „So jemand will der Erste sein, der soll der Letzte sein vor allen und Aller Knecht“ – Sannes Vater sorgte dafür, daß so einer endlich mal in deutsche Manneszucht genommen wurde.

Die Windschutzscheibe war grau von Gewitterfliegen. Als wir einsteigen wollten, rief es von der anderen Straßenseite: „He! Ihr beiden!“

Herbert kam über die Straße geschlendert, er winkte: „Daß ich euch endlich erwische! Was macht ihr eigentlich? Toll siehst du aus, Sanne! Wo wollt ihr jetzt hin?“

„Nach Hause in unser Seeschloß“, sagte Sanne.

„Quark!“ Herbert faßte sie um die Schulter. „Erst kommt ihr zu einem anständigen Glas zu mir! Kinder, das muß doch gefeiert werden!“

Ich fragte: „Was denn?“

Herbert sah mich an, sein Gesicht schien etwas auseinander-gelaufen, die Augen lagen in Fettpolstern: „Na, daß wir alle noch leben und nicht gestorben sind! Mensch, Junge, die alten Zeiten, und Sanne, ach, Sanne, du warst doch immer die Schönste!“

Sanne schob seine Hand von ihrer Schulter: „Ob es deiner Frau auch recht ist, wenn wir einfach so einfallen?“

„Ach die!“ Herbert winkte ab: „Die wird doch gar nicht gefragt! Natürlich freut sie sich. Aber wir können ja auch ins Cafe Claus gehen, da ist es immer noch am gemütlichsten – na klar, ich lade euch ein, alles auf Rechnung Autohaus Menzel – ihr sollt es mal wieder gut haben in der Heimat!“

So immer und immer so weiter. Sanne bestellte einen Sprudel –

„Ich muß nachher fahren“ – , wir tranken einen weichen Weinbrand, den Herbert Kognac nannte. Das Café war gerade renoviert worden, Kunststoff-Farben, schrägbeinige Sessel mit Ornamenten in Versandhausmustern. „Schick – nicht?!“ Herbert rückte Sanne den Sessel zurecht. „Wir leben hier auch nicht hinter dem Mond.“

Als er das dritte Glas gekippt hatte, klopfte er mit dem Siegelring auf die Marmorplatte, ließ sich eine Quittung geben – „Geschäftsfreunde, natürlich“ –, und vor der Drehtür schüttelte er uns lange die Hände. „Das waren noch Zeiten, was?! Wie Rudi den alten Hanke reinlegte – wißt ihr noch? Und Dietrich, die trübe Tasse – Halleluja, der Name des Herrn sei so, was war der wonnig! Und unser Doktor Schmä – ach, wißt ihr was, wir haben so viel zu erzählen: Ich komme einfach mal zu euch raus – heute abend vielleicht?“

Der weiße Küstenstreifen hatte sein Leuchten eingebüßt, als wir zurückkamen, das Meer sein Blau verloren; aber das Gewitter war noch nicht gekommen. Zwischen den Wänden stand die Hitze; auf der Tapete, auf dem Tisch, an allen Dingen hafteten die schwarzen Fliegenpunkte. Wir rissen das Fenster auf, ließen die Tür offenstehen; die Fliegen hafteten, als seien sie ein Bestandteil des Zimmers geworden.

„Ich geh noch mal baden“, sagte Sanne. „Magst du mitkommen?“

Mein Stumpf schmerzte. Ich rückte den Liegestuhl vor das Fenster, versuchte zu lesen; aber die Fliegen ließen mir keine Ruhe. Schließlich ging ich über den Wiesenhang, auf dem noch immer die Halbwüchsigen hinter dem Riesenball her tobten, zum Strand hinunter, fand Sannes Bademantel, setzte mich in einen unbenutzten Strandkorb und wartete, bis sie kam: fahnenrot, und immer noch wirkte sie strahlend und jung, wenn man nicht ganz aus der Nähe in ihren Augenwinkeln die Jahre sah. Sie nahm ihren Bademantel und hockte sich neben mich. Wir blickten auf die Wellen hinaus, und plötzlich fragte sie: „Weshalb haben wir eigentlich nie von Dietrich gesprochen?“

„Warum sollten wir über ihn sprechen?“

Sie hob die Schultern. „Ich meine nur. Vielleicht wäre es besser gewesen.“

Abends kam Herbert. Das Gewitter war ausgeblieben, die Wimpel über den Zelten hingen schlaff, vor der Erfrischungsbude drängten sich junge Leute mit Cola-Flaschen, es war ein Abend zum Trinken und zum Betrinken. Herbert stieg aus dem breiten, rotlackigen Wagen, er schimpfte über die Parkgebühr, dann stellte er seine Frau vor: „Das ist Hilde, ihr kennt sie doch noch, die kleine Hilde Menzel – hat sich fein rausgemacht, was?“ Ich erinnerte mich nicht, aber Sanne sagte gleich du und fand das aber ganz reizend, daß sie beide gekommen waren, und Herbert holte Flaschen aus dem Wagen, die Frauen spülten die Wassergläser, wir rückten die Liegestühle um den Tisch, Sanne versuchte, die Tischplatte blank zu wischen von den Fliegen, dann tranken wir.

Plötzlich sprachen wir von Dietrich. Ich weiß nicht mehr, wer den Namen zuerst nannte, wahrscheinlich war es Herbert, der hatte Dietrich nie ausstehen können. Herbert lag breit in dem rotgestreiften Liegestuhl, die Jacke hatte er über die Lehne geworfen, sein rosiges Gesicht war von dünnem Schweiß überperlt, er wippte mit dem linken Bein und sagte: „Ach ja, Dietrich – was war der wonnig – war der wonnig!“ Er trank das Glas leer und schenkte sich nach. Hilde kicherte: „Er war schon komisch.“

Sanne lachte nicht, sie sagte: „Ich fand ihn gar nicht komisch, überhaupt nicht!“

Herbert sah zu ihr hin, verblüfft, er wischte sich über die Stirn, dann lachte er los: „Also doll, Sanne, wie du das machst, so ein Gesicht – als ob du das ernst meinst! Prost! Du mußt zum Fernsehen, Sanne, bis ja ’ne dollle Begabung!“

Sanne sagte: „Aber versteht ihr das denn nicht? Dietrich war einfach anders, er wollte vielleicht –“.

Herbert fegte mit seinem Glas durch die Luft, der Schnaps schwappte über. „Absolut fernsehreif, Sanne!“ , sagte er und fiel wieder in sein kollerndes Lachen. „Der Bildschirm schreit nach dir!“

„Nun mach mal halblang, Herbert“, sagte ich. „Bitte!“

Er trank, füllte auch die anderen Gläser wieder. „Ihr müßt öfter mal kommen“, sagte er. „Wirklich, so hab’ ich seit Jahren nicht mehr gelacht, was, Hildchen?! Seit Jahren nicht! Prost, Sanne, auf deine Begabung.“

Er setzte sich halb auf. „Mein Freund Dietrich!“, sagte er. „Hab’ ich schon mal erzählt, wie ich ihn damals auf Urlaub traf? Er

kam mir auf der Marktstraße entgegen, die Hosen auf Hochwasser, die Ärmel viel zu kurz, aber die Feldmütze bis über die Ohren, und natürlich sieht er mich nicht. Ich also, damals hatte ich gerade meine Unteroffizierslitzten neu: 'He! Sie da! Kommen Sie doch mal her!' Er bleibt stehen, sieht mich: 'Ach, Herbert – du!' Aber ich, schließlich war ich ja Vorgesetzter: 'Mann, was erlauben Sie sich?! Wo bleibt die Ehrenbezeugung?' Er starrt mich an, als ob ich Chinesisch rede und sagt: 'Ich hatte dich wirklich nicht gesehen, Herbert, tut mir leid.' Und damit versucht er eine Art von Ehrenbezeugung, also wirklich, zum Wegsehen. Ich sage: 'Wo haben Sie das denn gelernt, Sie Tränentier, Sie!' und dann, wie auf dem preußischen Kasernenhof, ganz zackig: 'Hinlegen!' Und was glaubt ihr: Er wirft sich wirklich hin, auf der Marktstraße, vor Schünemanns Frisiersalon. 'Auf !' befehle ich, und er rappelt sich hoch. 'Hinlegen!' – schon lag er wieder flach, und das so weiter und so on, es war zum Brüllen. Zuletzt noch einmal ganz dienstlich, ich: 'Merken Sie sich das, Mann – ab!', und er kapiert zuerst noch gar nichts, aber dann zieht er Leine – und dazu sein dummes Gesicht, also wirklich: Zum Wegsehen!"

Er trank. Ich sah, daß Sanne zitterte, sie wischte über den Tisch, immer noch einmal. Ich sagte: „Jedenfalls ist Dietrich gefallen, als er einen Verwundeten zurückbrachte.“

„Warst du dabei?“ Herbert legte sich wieder zurück. „Seine Eltern haben ihm natürlich einen Heiligenschein gebastelt. Aber erzähl' mir nichts, ich kenn' den Typ, der war im Grunde zu nichts zu gebrauchen als zum Totgeschossenwerden. Wahrscheinlich hat er sich mal wieder ganz dämlich verhalten – der mit seinem Halleluja, und dann seine trüben Sprüche, fast schon Wehrkraftzersetzung. ‚Es werden heulen alle Geschlechter auf Erden' – na klar, er war ja selbst so ein Heulheini, ich hätte auch geheult, wenn ich so ausgesehen hätte wie er. Na, nun mach nicht so ein Muffgesicht, Sanne, das steht dir gar nicht, siehst ja aus wie das Autohaus Menzel, wenn ich zu spät vom Kegeln komme – prost allerseits!“

Sanne sah nicht zu ihm hin, sie nippte an ihrem Glas; wir sahen uns an, sie hob die Schultern.

Dann sprachen wir über Autos, und wir tranken, und dann fragte Herbert, weshalb wir denn keine Kinder hätten, er wisse

ein großartiges Rezept gegen die Kinderlosigkeit, er lachte kollernd, und wir tranken. Dann kamen wieder Erinnerungen von damals, Rudi und Werner und Inge und Heinz, und wir tranken. Herberts Gesicht glänzte im Schein der Kerze, die er auf eine leere Flasche gefropft hatte, seine Haut war gesprenkelt von Gewitterfliegen, aber er schien sie nicht mehr zu spüren, und wenn Hilde ihn anstieß: „Trink lieber nicht so schnell!“, dann schob er sie fort, und als sie ihm das Glas wegnehmen wollte: „Nun trink’ doch nicht so viel, sonst müssen wir ja zu Fuß nach Hause!“, wehrte er sich, lachte – auch sein Lachen war jetzt wie auseinandergelaufen – und prahlte: „Ich und zu Fuß?! Das ist ja mal wieder typisch Frau, ist das, das bißchen klarer Aquavit, Aqua ist – Aqua ist Wasser, das brauch’ ich überhaupt erst zum Zielen, ohne Zielwasser kann ich nicht zielen – was, Sanne?! Du hast die schönsten Beine, Sanne, gleich hinterm Autohaus Menzel natürlich – nun sei doch nicht so, Hildchen, schließlich, wir sind unter Freunden, nun hab’ dich nicht so!“, und dann sang er: „Uns geht die Sonne – die Sanne nicht unter!“

„Wir gehen jetzt!“, sagte Hilde und stand auf. „Es war ein wunderschöner Abend“, und sie versuchte, Herbert aus dem Liegestuhl hochzuziehen.

„Du hast hier gar nichts zu sagen, Hildchen“, sagte er. „Hier nicht! Was, Sanne?“

„Komm, ich fahre euch heim“, sagte Sanne.

Er glotzte sie an: „Wieso? Ich kann alleine fahren, ganz allein, und überhaupt – mir geht es gut im Autohaus Menzel, da kannst du Hilde fragen – ja, frag’ sie nur, und mir ist es ganz egal, jawohl, daß du mich verlassen hast, Sanne, jawohl, und daß du uns verraten hast – die alte SA–Sanne, und jetzt steht sie plötzlich auf Dietrich – halleluhalleluja. Erst sorgt der liebe Vati dafür, daß Dietrich schnell in den Himmel kommt –.“ Er wehrte seine Frau ab: „Nun laß mich doch! Das darf man doch wohl noch sagen, unter Freunden!“

Ich schlug ihm ins Gesicht, mit beiden Händen. Er schluckte, sah mich erstaunt an, grinste dann: „Unter Freunden, ja? Unter alten Freunden!“

Hilde zerrte ihn zur Tür. „Manchmal bist du wirklich unmöglich“, sagte sie. „Ihr dürft ihn einfach nicht ernst nehmen, wenn

er getrunken hat. Sonst ist er doch ein feiner Kerl.“

In der Nacht wachte ich auf. Die Luft war klar und kalt. Im blauen Fensterviereck zuckte es von Blitzen; aber es war kein Donner zu hören, und es regnete nicht. „Wetterleuchten“, sagte Sanne.

„Wachst du schon lange?“, fragte ich. Sie antwortete nicht. Später sagte sie: „Ich möchte heimfahren.“

Ich meinte, wir sollten irgendwohin sonst fahren, unsere Wohnung mitten in der Stadt würde jetzt nicht sehr erholsam sein; aber sie wollte nirgendwo anders hin, sie wollte nach Hause.

Der Morgen war grau, nüchtern und kühl. Wir fuhren gegen Mittag.

Weh tut weh

Weißer Zähne, kalkweiß: bleckende, verbissene Zahnreihen aus Gips. Die Gebisse lagen oben im Instrumentenschrank hinter Glas, über den spitzen Sonden und Spateln, den blanken Spiegeln und Zangen. Ich sah sie, wenn ich auf den kalten Drehstuhl kletterte: eine ganze Reihe von Gipsgebissen, todweiß, deren Sinn und Funktion ich nicht wußte. Zu fragen wagte ich nicht, hätte auch nur den kleinen Augenblick Zeit zum Fragen gehabt, wenn Onkel Walther den Patientenstuhl mit kräftigen Bewegungen seines linken Beines auf die richtige Höhe pumpte. Schon klappte der Silberspiegel durch meinen Mund, schlechtes Material, mein Junge, schlechtes Erbgut und viel zu viel Süßigkeiten, überhaupt die Erziehung heute, mein Vater hätte; dann fraß der Bohrer sich in mich hinein. Ausspucken!

Sie waren offenbar unbeweglich. Sie lachten nicht. Da gab es nichts zu lachen. Sie grinsten nicht einmal, waren nur weiß, starr, künstlich, abgelöst von Lachen und Leben. Tot. Teile von Toten, Totenköpfen, Totenmasken. Ich kam zu spät, der Tischler Schloppe hatte den Leichnam schon abgeholt und eingesargt. Tante Elise war traurig und schwarz und still. Das Ende kam dann sehr schnell, gottlob. Nun hat er seine Ruhe. Die Schützen werden Salut schießen. Zuletzt wog er nur noch 81 Pfund. Trotzdem sah er noch gut aus. Wenn du ihn nochmal sehen willst, er wird in seiner Uniform begraben. Ja, in der Friedhofskapelle, der Küster schließt auf.

Ausspucken! Spülen! Ach was, reiße dich zusammen! Zahnweh tut eben weh! Die Gipszähne bissen nichts, sagten nichts. Nie lebendig gewesen. Nie den Schmerz gespürt, diesen Schmerz. Nun mach doch den Mund richtig auf, so kann ich nicht arbeiten! Nie diesen Schmerz gewußt, tief im Kiefer, im Kopf, hinter dem Kopf, überall. Namenlos. Sie hatten keine Namen, nur kleine Nummern und Daten, tintenblau auf dem kalkigen Weiß. Hast du Angst?! Junge, du bist doch kein Waschlappen, du willst doch Soldat werden, oder?! So was von Material!

Der Küster ging langsam voraus, die Schlüssel klingelten, klirr-

ten. Die Friedhofskapelle war renoviert worden, die altersdunklen Wandbilder übermalt mit frischen Farben von mildem Creme, und hinter dem kleinen Altartisch war an- und ausgebaut worden, Tür neben Tür, schmale Kammern, nicht breiter als ein Sarg und zwei Standleuchter, Zellen zum Aufbewahren bis zu der Stunde mit Glocken und Pfarrer und schleifendem Trauerschritt. Wir haben es anders nicht mehr geschafft, sagte der Küster. Und es war auch nicht billig. Aber nun hat alles seine Ordnung. Nummer 7, bitte. Er schloß auf.

Onkel Walther redete viel bei der Arbeit. Er sprach fast ununterbrochen, wenn er stocherte und stach, bohrte und spülte, Essenzen pinselte, trockene Wattestreifen mir in den Mund drückte, Kugeln aus bitterem Amalgam auf dem Spachtelkopf balancierte. Er sprach schnell, fast wie ein Kind im Gewitter: Wortblasen, Satzbänder, vorgeprägt in Jahren und Jahren. Wenn ihm die Füllung vom Spachtel fiel, wurde er ärgerlich, schimpfte mit Tante Elise, die ihm im Sprechzimmer half, nahm keine Schuld an: Ach was, das Zeug ist wieder zu hart, wieder zu weich, du lernst es einfach nicht! Nein, neu anrühren natürlich, das ist schon wieder viel zu hart, stell dich doch nicht so an!

Ich machte die Augen zu vor dem blendend blauen Licht, dem schreckenden Glanz der Instrumente. Manchmal stellte ich mir die Köpfe vor, die zu den Gebissen gehörten: die sprachen und aßen und bissen und lachten und schimpften. Der Rektor Schulze vielleicht. Oder der Kaufmann Berthin. Oder der deutsche Flieger mit der flotten Feldmütze. Onkel Walther werkte in meinem Mund, sprach, befahl, wußte Bescheid, beantwortete alle Fragen immer gleich selbst. Mund auf, Junge! Und keine Bewegung jetzt!

Die Gipsgebisse waren nicht heil. Hier oder da fehlte ein Stück Weiß in den Doppelreihen, schien etwas verbogen, zerfallen, zerbrochen. Da lagen zehn oder zwölf nebeneinander am Straßenrand, nach dem Gegenstoß, in lehmverschmierten, lehmbräunen Uniformen, einige mit gekrallten Händen, einige auf die Seite gerollt, zusammengekrampft, einige noch mit offenen Augen, aber schon kalt, starr. Russen. Als sie aufgeladen wurden, sah einer mich an, grinsend über das kalkweiße, blutige, tote Gesicht, der Mund verzerrt weit über die Zähne hinaus: er bleckte mich an,

zwei Reihen von blendendem Weiß, keine Lücke, gutes Material.

Der Sarg aus dunkel gebeiztem Holz, bronzierte Griffe in Rokokoschwüngen, war in der Mitte der Zelle aufgestellt, zwei hohe silberne Leuchter am Kopfende. Der Küster zündete mit gemessenen Bewegungen die Kerzen an. Na ja, sagte er. Er ist schon drei Tage tot; bei der Hitze! Die Kammer duftete süß nach welkenden Nelkensträußen, rot und weiß, die Hansefarben, und auf der feldgrauen Uniform steckte das rotsilberne Kreuz. Er war schon einer, sagte der Küster. Ich schließe nachher wieder ab.

Die Farbtafeln waren von einem Kunstmaler gemalt: Unsere Helden. Vorn der Flieger mit der schneidigen Mütze. Tief unten die Grabenfront mit hübschen weißen Schrapnellwölkchen. Links, schon trudelnd, das feindliche Flugzeug, die blauweiß-roten Kokarden, malerisch züngelndes Flammenrot.

Herrgott, nun mach doch den Mund auf! Glaubst du, mir macht das Spaß?! Weh tut weh, mein Junge, sonst lernst du's nicht! Spucken! Spülen!

So ein Buch hatte nur Onkel Walther. Es lag in der Guten Stube auf dem runden Tisch, unter der Lampe mit dem goldbraunen Seidenschirm: Unsere Flieger im Kriege. Familie und Privatpatienten brauchten nicht in dem schmalen Wartezimmer zu warten. Zwar gab es in der Guten Stube keine Zeitschriften. Dafür lag hier das Buch, in Leinen gebunden, groß und schwer und bunt, und auf einem Foto, ganz hinten, war Onkel Walther zu erkennen, der fünfte von rechts in der obersten Reihe. Flott. Die Feldmütze schräg auf dem Kopf. Das Hanseatenkreuz auf der Brust. Mund auf, Junge! Der Schmerz stach wieder zu, tief.

Das wär's für heute! Drei Stunden nichts essen! Und grüß die Mutti, sie soll dir Vollkornbrot geben und nicht das labbrige Kuchenzeugs, hörst du?! Die kalkweiß bleckenden Gebisse, aufgereiht. Danke schön, Onkel Walther. Aus einer Lücke grinste es. Tot. Wo bleibst du denn, Elise?! Abräumen!

Seine Zähne standen etwas vor, gelblich und schief, der alte Mund war aufgegangen in der Sommerhitze, nur noch eine dunkle Öffnung mit Zahnprothesen, sinnlos. Ausspucken! Sonst lernst du's nie!

Onkel Adolf

Eigentlich war er gar nicht mein Onkel, obschon die Verwandtschaft über zwei krumme Ecken und Enden gesichert war und niemals in Zweifel gezogen wurde: Onkel Adolf. Er war ein später Stiefbruder meiner Großmutter, beinahe ein richtiger Onkel meiner Mutter, und er stand bei uns in hohem Ansehen, zumal er als wohlhabend galt, wenn nicht sogar als reich. Die Bockwürste seiner Schlachtereier waren über das Bahnhofsviertel hinaus bekannt wegen ihrer besonderen Qualität; ihr kerniger Geschmack – sie wurden mit einer eigenen Mischung von Buchenspänen, Erlen- und Wacholderholz geräuchert – wurde ebenso gerühmt wie ihre zarte Knackigkeit, und dafür zahlten Onkel Adolfs Kunden gern einen guten Preis.

Er war mein Patenonkel, Johannes 15,5, so wenig er sonst mit Kirche und Pastor und Glockenklang im Sinn hatte. Leben und leben lassen: Das war seine Devise, und dieser Wahlspruch fand sich auch, sehr fein gestickt, auf einem überbreiten Kissen im Fond des schwarzen Mercedes, mit dem Onkel Adolf zu Familienfeiern vorzufahren pflegte. Bei uns war er als freundlich, freigiebig, lebensfroh beliebt und immer gern gesehen, und die überschäumende Stimmung bei der ausgedehnten Feier meiner Taufe gab noch nach Jahren und Jahrzehnten Gesprächsstoff für die Älteren und die Alten: Wie Adolf schließlich, weißt du noch, es dämmerte schon und der Niersteiner Domthal war ausgegangen, keine Buddel mehr, und Adolf zog singend und selig, jawohl, zusammen mit Onkel Max, durch die Straßen, die Notdurft verrichtete er auf dem offenen Marktplatz, am Kriegerdenkmal, Oh Deutschland hoch in Ehren, die Polizei sah nichts, natürlich, hörte auch nichts, und unter dem kalten Strahl der Wasserpumpe vor der Kirche verlor er seine Vatermörder, was haben wir gelacht, und er ließ sich nicht abhalten – Wer ist hier blau?! –, mit mächtigem Gehupe stadtauswärts zu fahren, Durst tut weh, um hinter dem Bungsberg um fünf Uhr früh einen befreundeten Wirt aus dem Bett zu klopfen, so daß die Tauffeier dann weitergehen konnte, wenn auch mit schlichtem Schoppenwein – das war ein Fest!

Onkel Adolf fuhr immer breite, schwere Wagen, vorn das Emailleschild des ADAC, beinahe ein Herrenfahrer; die starke Maschine brauchte er allerdings vor allem deshalb, weil er selbst den Viehmarkt in Husum zu besuchen pflegte, Handschlag um Handschlag, und seine Einkäufe nahm er gern gleich im Anhänger mit. Vorn links, unter dem Fahrersitz, war außerdem eine zusätzliche Stahlfeder eingebaut. Denn Onkel Adolf war nicht nur eine stattliche Erscheinung, ein solider Bürger von behäbiger Bonhomie, zwei schwere goldene Uhrketten vor dem Bauch: Vor allem war er selbst so schwer, daß eine normale Autofederung ihn nicht trug. Überall und über alle Maßen war mein Patenonkel dick, zu dick. Sein kugelrunder Kopf mit den halb zugewachsenen Augen saß auf einem Körper, der irgendwie an Jahrmarkts-Sensationen denken ließ, obwohl der neugierige Schauer, das unterdrückte Mitleid, welche die zahlende Menge dem kleinsten Mann und der dicksten Frau der Welt entgegenbringt, Onkel Adolf nicht erreichten: Trotz seiner Korpulenz blieb er beweglich, wendig und meist gut gelaunt. Nur mit dem Atemholen hatte er Mühe, beim Bier, das er aus hohen Litergläsern trank, bei den fetten Mahlzeiten, beim Zählen der Ladenkasse abends: Er fauchte, röchelte, ächzte unter der Überlast seines Körpers, und manchmal, wenn er die Treppe hinaufstieg, kam dazu noch ein dünner, pfeifender, warnender Ton.

Den Weltkrieg hatte Onkel Adolf als hochgeschätzter Koch in einer Stabsküche erlebt und überlebt – Fotos mit kräftigen Widmungen, schwarz gerahmt, zeigten ihn mit Schöpflöffel und Eisernem Kreuz, in einer strammen Uniform, die keine Kleiderkammer hatte liefern können: Der Schneider des Generals hatte für ihn arbeiten müssen, damit er dem Vaterlande und den Herren des Stabes angemessen dienen konnte – und 1934 wurde Onkel Adolf der dickste SA-Mann weit und breit, wieder in maßgeschneiderter Uniform. Wenn allerdings der tägliche Nadelstreifenanzug seine Körperfülle noch ungefähr in Form und Maß hielt, so schien das braune Tuch einer gewissen Haltlosigkeit Vorschub zu leisten: Über dem Kragenrand verquoll der Hals zu mehrfach gewölbten Doppelringen, das Koppel drängte den wanstigen Leib unübersehbar gegen das Hemd, so daß die Knopflöcher sich häßlich spreizten, und die feisten Hände mit den kur-

zen Fingern traten aus den Manschetten wie Wucherungen hervor, unheilbar. Zu den SA-Appellen am Sonntagvormittag trat Onkel Adolf allerdings kaum jemals an, zumal er meistens noch den Doppelkopf-Abend ausschlafen mußte, den er sich auch in jenen Jahren nicht nehmen ließ, die mit Sondermeldungsfanfaren, Fleischmarken und Fliegeralarmen als »große Zeit« erfahren wurden.

Er war schon jemand, mein Onkel Adolf. Zu meiner Konfirmation konnte er leider nicht kommen. Bei Kriegsbeginn war sein doppelt gefederter Mercedes beschlagnahmt worden, und außerdem hatte man ihm das rechte Bein amputiert; damals war er schon nicht mehr so fröhlich. Als Patengeschenk schickte er ein schwarzledernes Portemonnaie mit einem blanken Fünfmarkstück darin, schweres Silber, das ich jahrelang aufbewahrt habe. Erst 1944, in Litzmannstadt, als Onkel Adolf längst begraben war, habe ich es gegen zwei Stück rosa Toilette-Seife und ein Pfund Schinkenspeck getauscht. Auf der Vorderseite war die Potsdamer Garnisonkirche eingeprägt, rundum die Inschrift »Gemeinnutz geht vor Eigennutz«. Ob Onkel Adolf sich etwas dabei gedacht hat, weiß ich nicht; was weiß man schon von einem Patenonkel.

Tante Käthes einziger Sohn

Sie kam, weitläufig über drei Ecken mit uns verwandt, aus einem bescheidenen Bauernhof am Rande der Stadt, in dessen Räucher- kate die Dauerwürste und die Schinken unserer Hausschlach- tungen reiften: Tante Käthe. Ihre stattliche Erscheinung – gewich- tig, kräftig, gut durchblutet – erinnerte an solide Hausmanns- kost, Grünkohl mit Schweinebacke, Bohnen mit Birnen und Speck, und ihre weit hängenden Kleider nach alten Schnittmusterbö- gen der Firma Ullstein verstärkten diesen Eindruck. Bei allen Kaffeekränzchen war Tante Käthes Stimme unüberhörbar, zu- mal sie ihre Meinungen mit der Entschiedenheit zu vertreten wußte, die ein gerechter Glaube verleiht. Im übrigen aber lebte sie ihr Leben so unauffällig, wie sich das für eine Frau in unserer Stadt gehörte, die nicht zur besseren Gesellschaft gezählt wer- den mußte. Auch ihre Ehe mit einem kahlköpfigen städtischen Angestellten bei der Müllabfuhr – in den ersten Jahren war er noch zuständig gewesen für die nächtliche Leerung der Haus- gruben und -eimer mit Fäkalien – war von durchaus mittlerem Maß, nüchtern und zweckentsprechend. Onkel Erwins Gehalt reichte stets gerade bis zum Monatsende, und auch das war nur möglich dank der hauswirtschaftlichen Fähigkeiten und man- cher kleinen Tricks, mit denen Tante Käthe ihr Haushaltsgeld zu strecken verstand. Bei alledem war sie aber, in ihrem Rahmen und in ihren Grenzen, so etwas wie ein glücklicher Mensch. Nie hatten böse Zungen ihr irgendeinen Fehltritt nachsagen kön- nen, zwei Jahre lang war sie stellvertretende Vorsitzende des Hausfrauen-Vereins, für die verschämten Armen im Hospital zum Heiligen Geist sammelte sie ebenso unermüdlich wie später für die Winterhilfe, und zur Silberhochzeit schenkte Onkel Erwin ihr sogar eine echte Pelzjacke, Kanin auf Nerz, die ihr für den Kirchgang bald unentbehrlich wurde. Vor allem aber – und das bedeutete für Tante Käthe nicht nur Glück, sondern die schöne Gewißheit einer erfüllten Lebensaufgabe – war sie stolz auf ihre Kinder. Die beiden Töchter – in ihrem Erscheinungsbild waren sie sehr deutlich auf die Mutter gekommen – hatte sie anständig

und gediegen verheiratet, die Jüngere sogar etwas über Onkel Erwins Besoldungsklasse, und mittlerweile genoß sie schon dreifache Großmutterfreuden – süß!

Das eigentliche, das wahre Glück für Tante Käthe aber war ihr später Sohn, Adalbert, ein Junge meines Jahrgangs mit blonden Locken, von schlankem Körperbau, bescheidenem Auftreten, der ganz und gar nicht in das familiäre Umfeld paßte – ein rechtes Himmelskind, dessen Zukunft in Tante Käthes Träumen in blendenden Höhen lag, als Postamtmanndirektor vielleicht, als Bahnhofsvorsteher, sogar in einer schneidigen Offiziers-Uniform der Reichswehr konnte sie sich ihren Wundersohn vorstellen.

In unserer Klasse fiel Adalbert allerdings kaum durch besondere Leistungen auf. Er war und er blieb ein durchschnittlicher Schüler, irgendwo zwischen 3 und 4, genügend bis ausreichend, und hin und wieder lagen seine Noten auch darunter – mangelhaft. Deshalb hätte Dr. Germerod, unser Klassenlehrer, ihn gern mit der – damals noch so genannten – Obersekundareife entlassen, für eine mittlere Verwaltungskarriere hätte das allemal gereicht. Doch Adalbert schaffte, immer wieder angetrieben von Tante Käthes mütterlichem Ehrgeiz, unterstützt zudem durch kostspielige Nachhilfe-Stunden in Latein und Mathematik, die Tante Käthe mit ihrem Erbe – der Räucherkatze vor der Stadt – finanzierte, auch noch die nächste und die dann folgende Versetzung, wobei ihm allerdings seine sportlichen Leistungen in Weitsprung, Hochsprung und Kugelstoßen sehr zugute kamen; eine Eins in Leibesübungen war in jener Zeit ein vollgültiger Ausgleich für das Versagen in sogenannten Lernfächern.

Die schulischen Aussichten für Adalbert waren trotzdem nicht besonders günstig, und sicher wäre es vernünftig gewesen, wenn er auf Dr. Germerods pädagogisch gesicherten Rat gehört und eine schlichte Verwaltungslehre angetreten hätte. Mit Tante Käthe war darüber aber nicht zu reden. Sie war sich sicher, daß Adalbert von seinen Lehrern ungerecht behandelt, ja, boshaft herabgesetzt würde, und wiederholt wurde sie deshalb – in Pelzjacke und mit frischen Wasserwellen – bei Dr. Germerod vorstellig. Damit erreichte sie allerdings nur, zu ihrem beständigen Gram, daß künftig in Adalberts Zeugnissen neben der 4 in Deutsch auch eine 4 in Geschichte stand. Zu guter Letzt war es

dann allerdings unser Klassenlehrer, der Adalbert zu einem befriedigenden Zeugnis der Reife verhalf, mit einer knappen 2 in Deutsch und einer runden 3 in Geschichte, wenn Dr. Germerod damit auch gleichzeitig – so seltsam bedingen und verschlingen sich zuweilen Schicksale – dazu beitrug, daß Adalbert – zum stolzen Kummer seiner Mutter – den Heldentod für Führer, Volk und Vaterland erlitt, ein halbes Jahr vor Kriegsende.

Dr. Germerod war in unserer Schule nicht besonders beliebt. Er war ein strenger, fördernder Lehrer – Faul bleibt faul und dumm bleibt dumm: Und Ihr wollt Hitler-Jungen sein?! –, mit einer bewegten Vergangenheit im Wandervogel und einer strammen Gegenwart in der SA, deren Uniform er manchmal zu staatlich verordneten Feierstunden anlegte, Scharführer zuerst, später Truppführer mit zwei Sternen auf dem Kragenspiegel, an der braunen Hemdbluse das silberne SA-Wehrabzeichen; vom männlichen Erlebnis des 25-km-Gepäckmarschs und dem Keulenzielwurf als seiner besten Disziplin wußte er gelegentlich – meistens am Tag vor den Ferien – eindringlich zu erzählen. Als Deutschlehrer paukte Dr. Germerod mit uns die heroischen Grundbegriffe der Nietzeschen Philosophie – der Wille zur Macht, die Herrenmoral, der Übermensch – so lange und nachdrücklich, bis wir die erwünschten Antworten im Halbschlaf hersagen konnten, und Goethes „Faust“ hatten wir – für den Tornister, wie einst die Helden von Langemarck – Seite für Seite durchzuarbeiten, gnadenlos.

Dr. Germerod blieb lange Jahre unser Klassenlehrer, selbst noch in den ersten Kriegsjahren, als seine Kollegen längst an allen Fronten für die Verteidigung des Vaterlandes kämpften. Er gehörte, geboren 1904 oder 1905, zu den „weißen“ Jahrgängen, die im ersten Weltkrieg nicht mehr Soldat geworden waren und die im zweiten Weltkrieg – inzwischen etwas zu alt, vielleicht auch zu unbeweglich geworden für einen echten deutschen Rekruten-Schliff – zunächst gar nicht und später auch nur ausnahmsweise zu den Waffen gerufen wurden.

Für uns alle kam es deshalb überraschend, daß Dr. Germerod von einem Tag zum anderen, kaum eine Woche nach Beginn des Rußland-Feldzuges, als die Siegesfanfaren der Sondermeldungen gerade wieder sehr laut wurden, nach Lüneburg zum Gre-

nadier-Ersatz- und Ausbildungs-Bataillon 47 einberufen wurde. Erst im Mai 1942 sahen wir ihn wieder, sehr schmal geworden und sichtlich ergraut, hustend und humpelnd, vor Moskau waren ihm drei Zehen abgefroren. Noch vor den Sommerferien begann er wieder mit dem Unterricht. Aber er war nicht mehr derselbe wie früher. Seine Fragen kamen nicht mehr so schnell und direkt, sein Spott schien weniger verletzend, seine Strafen und Zensuren waren nicht mehr ganz so streng wie vor seiner Soldatenzeit, und seine – vormals gern mit Hölderlin-Zitaten auf den rechten hohen Ton gestimmten – Kommentare zum ehernen Gang der Geschichte, vorzüglich in unserer großen Gegenwart, klangen nicht mehr so voll wie ehemals, zumal er seinen rauhen Husten oft nicht unterdrücken konnte.

Im übrigen fiel uns auf, daß Dr. Germerod ein verändertes, offenbar freundlicheres Verhältnis zu Adalbert suchte und pflegte. Das zeigte sich sehr deutlich an seiner Beurteilung und Benotung von Adalberts Leistungen, mündlich wie schriftlich, die er früher so gut wie niemals hatte gelten lassen, und außerdem deutete sich das an in etwas befremdlichen Bemerkungen zu Adalbert, in vertraulichem Ton mehr fallengelassen als gesprochen, in denen häufig von einem gewissen „Vetter Franz“ die Rede war. Adalbert erklärte uns, nach einigem Zögern, daß damit keineswegs die gleichnamige Figur aus der „Frommen Helene“ gemeint sei, sondern ein echter Vetter seiner Mutter mit ebendiesem Vornamen, den Dr. Germerod „bei der Truppe“, wie er sagte, und „im Einsatz“ kennen- und wohl auch schätzensgelernt hatte, ohne daß wir allerdings mehr über diesen „Kameraden“, wie Dr. Germerod sagte, erfahren hätten, als daß er Feldwebel bei den Lüneburgern 47ern war, ein Zwölfender, der schon im Polen-Feldzug wegen seiner tapferen Einsatzfreudigkeit mit dem EK II ausgezeichnet worden war.

Adalberts Aufsätze jedenfalls und auch seine stotternden Nietzsche-Zitate fanden jetzt Gnade vor Dr. Germerods Rotstift, so daß Adalbert, nach glücklich bestandener Reifeprüfung, tatsächlich als Offiziers-Bewerber von der Wehrmacht angenommen wurde. Mit unbeschreiblicher Genugtuung sah Tante Käthe auf den schmalen Silberstreifen an der Schulterklappe von Adalberts Uniform, als er zum Einsatzurlaub kam. Ihr Vetter

Franz zwar war vor kurzem, gerade zum Stabsfeldwebel befördert, bei einem Partisanen-Einsatz in der Ukraine den Helden-
tod gestorben, und Onkel Erwin hockte ruhmlos auf einer
Schreibstube und rechnete Frontzulagen aus. Adalbert aber, daran
gab es für Tante Käthe keinen Zweifel – und sie verkündete das
unüberhörbar auf jedem Kaffeekränzchen –, trug jetzt den Mar-
schallstab im Tornister, und sie glaubte an seine Zukunft so fest
und unbeirrbar wie an den Führer als den größten Feldherrn
aller Zeiten.

Vielleicht, habe ich später manchmal gedacht, hätte Adalbert
als braver Obergefreiter oder als fleißiger Zahlmeister-Gehilfe
den Krieg überstanden. Das Schicksal aber – und das war für ihn
seine Mutter – hatte ihn zum Offiziers-Bewerber bestimmt, er
hatte keine Wahl, und als Offiziers-Bewerber starb er auch bei
dem vergeblichen Versuch, die Akten der Kompanie-Schreibstu-
be vor einem russischen Angriff über die Donau – irgendwo in
Süd-Ungarn – in Sicherheit zu bringen.

Wir trafen uns zum letztenmal im sonnigen September 1944,
zufällig beide auf Genesungsurlaub. Adalbert trug die doppel-
ten Silberlitzen eines Fahnenjunker-Feldwebels; er war bei der
Abschlußprüfung der Kriegsschule durchgefallen und – zunächst
einmal – nicht zum Leutnant befördert worden, durfte aber, nach
erneuter Frontbewährung, weiterhin auf die mattsilbernen Of-
fiziers- Schulterstücke hoffen.

Einen langen Abend saßen wir zusammen. Tante Käthe tische-
te eine kriegsbedingt bescheidene Schwarzbrot-Torte auf – je-
der müsse nun sparen für den Endsieg –, und wir tranken zwei
Flaschen eines schweren roten Weins mit dem Etikett „Lacrimae
Christi“, den Onkel Erwin im letzten Urlaub aus Italien mitge-
bracht hatte. Nach dem dritten Glas – Tante Käthe war schon
schlafengegangen – kamen wir auf die alten Zeiten, auf unsere
Schule und auf Dr. Germerod und seine Umwertung aller Werten,
den Übermenschen, die Herrenmoral, wir wußten noch jedes
Zitat und lachten, lachten, obwohl ich dann meinte, wahrschein-
lich habe Germerod das alles selber geglaubt. Adalbert hob die
Schultern mit den Fahnenjunker-Litzen, und nach dem vierten
Glas rückte er damit heraus, mit etwas schwerer Zunge schon,
jetzt könne er das ja sagen, Vetter Franz tot und Dr. Germerod

tot, weißt ja, er hatte es an der Lunge seit Rußland – nämlich, der Vetter Franz sei damals stinksauer gewesen auf unseren Doktor, der alles gewußt und alles besser gewußt habe, sogar die Paragraphen des Militärstrafgesetzbuches, aber in Wirklichkeit sei er ein Waschlappen gewesen, ein Drückeberger und Feigling, der sich zu fein gewesen sei für schlichte standrechtliche Erschießungen, von einer Haager Landkriegsordnung habe er gefaselt, die Drecksarbeit aber den Kameraden überlassen – ein typischer Lehrer eben, hatte Vetter Franz geurteilt, der solle ihm bloß nicht noch mal vor die Flinte kommen, so einer, nichts als Ärger.

Wir tranken die Gläser leer, Adalbert schenkte nach, suchte einen Augenblick seinen Faden – ach ja, also Germerod habe wahrscheinlich Angst gehabt, sein undiszipliniertes Verhalten könnte sich herumsprechen, als Beamter hätte ihm das ja schaden können, und deshalb wohl habe er damals bei Adalbert ab und zu einen Fehler oder einen falschen Ausdruck übersehen – verstehst du? Von wegen Herrenmoral! Der Wein machte Adalbert ziemlich zu schaffen, er sah mich traurig an: Aber wir, wir Jungen, wir werden bestimmt, wir werden bestimmt nicht, wir sind doch – .

Er wußte dann allerdings nicht mehr genau zu sagen, was wir und wer wir wohl waren, und ich weiß noch, daß ich das auch nicht sagen konnte, damals, im September 1944.

BÖDELSTEDTER GESCHICHTEN

Anton Lummes Ahnen (1954) 83

Tragkraft 45 Tonnen (1955) 91

Monogramm mit Kreuz (1955) 95

Das Mädchen an der Schaukel (1956) 101

Ein Haus am Stadtpark (1964) 107

Anton Lummes Ahnen

Herr Hafer war damals der erste Lehrer in Bödelstedt, der nie mehr ohne das Parteiabzeichen am Rockaufschlag gesehen wurde. Er lehrte Biologie. Lehrpläne oder Lehrbücher allerdings lehnte Herr Hafer seit dem Beginn des Schuljahres 1933 als verstaubt und volksfremd ab. Statt dessen entwickelte er selbst auf der Grundlage der neuen Weltanschauung neue Thesen und Ideen, die er seinen Schülern am Schluß jeder Stunde als „Deutsche Leitsätze“ zu diktieren pflegte. „Blut ist die Kraft der nordischen Völker“, lernten sie auf diese Weise und „Der Starke hat das Recht in seinen Stiefeln“, eine Formulierung, die sich dem Knaben Anton Lumme besonders einprägte. Auch „Freiheit findet der deutsche Mensch nur in bedingungslosem Gehorsam“ fand bei ihm ein gutes Echo, und daß es auf der Welt „nichts Reineres als reines deutsches Blut“ gäbe, wurde Antons heilige Überzeugung.

In Anbetracht der nahenden oder bereits angebrochenen Pause geschah das Diktieren der Deutschen Leitsätze allerdings meistens ziemlich hastig, so daß Antons oft gerühmte Handschrift etwas von ihrer Beispielhaftigkeit einbüßte. In Hinsicht auf die hohen geistigen Werte, die ihm vermittelt wurden, wäre Anton das aber nahezu gleichgültig gewesen, wenn er nur mit den eilig hingekritzelt und zu Hause sorgfältig eingeübten Sätzen das Wohlwollen seines Lehrers wiedergewonnen hätte. Obwohl Anton jedoch von aufrichtiger Begeisterung für Herrn Hafers Gedankengänge erfüllt war, sank seine Note in Biologie im Herbst auf ein knappes „Genügend“, und Anton sah keine Möglichkeit, das zu ändern. Er versuchte alles. Er meldete sich sogar, entgegen seiner Gewohnheit, häufig zu Wort. Aber sein heftig rudernder Arm wurde von Herrn Hafer einfach übersehen, seitdem sich erwiesen hatte, daß Antons Abstammungsnachweis nicht einmal bescheidenen Anforderungen genügen konnte.

Herr Hafer war seit langem ein glühender Anhänger der nationalsozialistischen Ideen gewesen. Das hatte sich schon bald nach der Machtübernahme herausgestellt. Seitdem eröffnete Herr Hafer seine Unterrichtsstunden mit bedeutungsschwer vorge-

tragenen Kernsätzen von Volk, Blut, Erbgut, Kampf und Vorsehung – Zitate, hinter denen er eine gewichtige Pause einzuschalten pflegte, um dann im Tone priesterlicher Offenbarung zu verkünden: „Adolf Hitler – ‚Mein Kampf‘ – Heil Hitler!“ Er hob den rechten Arm nach Vorschrift bis zur Augenhöhe, die Schüler taten ihm das nach, und dann begann der Unterricht, den Herr Hafer selbst als „bekenntnishaft“ charakterisierte.

Herr Hafer lehrte und bewies, daß in den mehr oder minder wertvollen Rassen die Urtatsachen des menschlichen Daseins beschlossen seien. Von den Mendelschen Kreuzungsversuchen an Erbsen und Bohnen über die Ausmerzungen unzulänglichen Nachwuchses durch die weise Natur bis hin zum jüdisch verseuchten Ärztestand gab es nichts, was sich nicht schlicht und schlüssig in das neue Weltbild hätte einordnen lassen. Mit ernster Miene klopfte er auf blanke Totenschädel und führte gewichtige Faustkeile vor als unwiderlegbare Beweise dafür, daß die Grundlagen der menschlichen Hochkultur bereits in der ausklingenden Jungsteinzeit von den nordrassisch-fälischen Ur-Indogermanen im Nordostseegebiet gelegt worden seien. Das Recht des Stärkeren im Lebenskampf hatte keinen leidenschaftlicheren Fürsprecher als Herrn Hafer, der, zum Kreisamtsleiter für Bevölkerungspolitik und Rassenpflege ernannt, seine Erkenntnisse auch den Männern vortrug, die ihr Bier auf den Parteischulungsabenden tranken. Zur Überraschung ganz Bödelstedts schenkte sogar Frau Hafer, die schon zwei Töchter bis nahe an das heiratsfähige Alter herangezogen hatte, noch einer dritten Tochter das Leben, die den Namen Freya erhielt. Die zunächst mildblauen Augen des Säuglings verfärbten sich allerdings, zum Leidwesen des Vaters, schon bald ins Grünlichbraune, und einige Monate später glänzten sie in einem kugeligen Braunschwarz – eine Tatsache, die der zunächst fassungslose Herr Hafer rassenbiologisch zu ergründen mußte, obwohl ihm das nicht eben leichtfiel; denn seine Augen waren wie die seiner Frau von reinstem Wasserblau, und Herr Hafer mußte weit ins geschichtliche Dunkel seines Stammes zurücktauchen, ehe er einen Vorfahren namens Louis fand, dessen zweifellos westliche Rassenmerkmale offensichtlich bei Freya wieder durchgebrochen waren.

Antons Vater bezeichnete Herrn Hafer und seine Deutschen

Leitsätze schlicht als blödsinnig. Er tat das allerdings nur im engsten Familienkreis, weil er befürchtete, es werde sich im Laden beim Verkauf von Koteletts und Leberwurst abträglich bemerkbar machen, wenn seine Meinung ruchbar würde, und Anton wurde eingepreßt, im Biologieunterricht besonderen Eifer zu zeigen. Seine Anstrengungen blieben jedoch ohne jeden Erfolg, nachdem Herr Hafer die Aufgabe gestellt hatte, jeder solle seine Ahnentafel zeichnen.

Die Familie Lumme lebte bereits seit mehr als hundert Jahren in Bödelstedt, ehrbare Schlachtermeister, die sich mit ehrbaren Bürgerstöcher zu verehelichen pflegten, und Antons Urururgroßvater stammte aus einem Dorf nahebei, wo selbst ein Böswilliger zu jener Zeit keinen fremdrassischen Einfluß vermuten konnte. Antons Mutter jedoch – Herr Lumme hatte sie in einem großstädtischen Vergnügungsetablisement gefunden und sie, sehr gegen den Willen seiner Eltern, nach Bödelstedt heimgeführt – wußte kaum mehr über ihre früh verstorbenen Eltern auszusagen, als daß sie irgendwann zu Anfang des Jahrhunderts irgendwoher aus dem Osten gekommen waren, worauf auch ihr Name – Brzocz – verwies. Anton kannte nur ein einziges Bild seiner Großeltern, das auf einem Rummelplatz entstanden sein mochte. Das Blitzlicht hatte die Augen der jungen Frau aufgerissen, während der Mann – eine untersetzte Gestalt mit hängendem Schnurrbart – unsicher zu Boden sah. Die Großmutter hatte die Geburt ihres zweiten Kindes nicht überstanden, das mit ihr begraben werden mußte, und der Großvater hatte kurz vor dem Krieg eine Starkstromleitung berührt, mit der die neue Zeit den Bauernhof erreichte, auf dem er als Tagelöhner gearbeitet hatte. Die Sterbeurkunden fanden sich nach einigem Suchen. Doch der Geburtsort, der darauf verzeichnet war – Anton konnte den Namen des Dorfes nicht einmal aussprechen –, war auf keinem Atlas zu finden.

Herr Lumme wollte zunächst mit der ganzen Angelegenheit nichts zu schaffen haben. Die Herkunft seiner Frau aus sehr bescheidenen Verhältnissen war ihm von jeher nicht gerade angenehm gewesen, und dieses Gefühl hatte sich verstärkt, je länger die Zeit seiner rasch aufgeflamnten Leidenschaft zurücklag und je mehr die fremdartige Schönheit seiner Rosa sich in Üppigkeit

verlor. Der Zukunft seines Sohnes und seines altrenommierten Geschäftes wegen erschien es ihm dann aber doch angezeigt, Nachforschungen über die Abstammung seiner Frau anzustellen. Bei dem Standesamt, das Hochzeit und Tod von Antons Großeltern beurkundet hatte, war über die Herkunft des Ehepaares Brzocz aber auch nicht mehr bekannt als eben der Name jenes unauffindbaren polnischen Ortes.

Antons Ahnentafel blieb auf der rechten Seite nahezu leer. Sein Vater, dem der Ernst der Lage zu dämmern begann, beauftragte einen Fachmann, einen amtlich anerkannten Berufssippenforscher, mit weiteren Ermittlungen. Lange Zeit kam keine Nachricht. Als Anton endlich den Brief unter der Mittagspost entdeckte, lief er gleich zu seinem Vater in die Wurstküche. Herr Lumme hatte schmierige Hände und steckte den Umschlag hinter seine Schürze. „Wird schon nicht so wichtig sein“, sagte er betont gleichgültig.

Tatsächlich enthielt der Brief nur zwei dünne Bogen Papier: die Nachricht, daß trotz erheblicher Anstrengungen die Spur der Voreltern Brzocz bisher leider nicht habe gefunden werden können sowie eine erste Rechnung für gegebene Bemühungen nebst Auslagen – Porti, Reisekosten und Spesen.

Anton hatte nach Herrn Hafers Anleitung mit großer Sorgfalt eine Ahnentafel gezeichnet, die einem verästelten Hirschgeweih glich. Unten, in der Schädeldecke des Hirsches, war sein Name verzeichnet. In den Doppelkasten darüber waren die Lebensdaten seiner Eltern zu setzen; darüber dann, weiter ausinandergestellt, mußten Namen, Geburt, Heirat und Tod der Großeltern verzeichnet werden, über denen, noch weiter verästelt, die Namen und Daten der Urgroßeltern einzutragen waren und endlich, gleichsam als Krone des Geweihs, die Lebensdaten der acht Ururgroßelternpaare, deren urkundlicher Nachweis Voraussetzung für die Anerkennung völlig einwandfreier Abstammung war. Mit vieler Mühe hatte Anton einen übergroßen weißen Bogen nach diesem Schema bemalt und sogar Kästen eingezeichnet, in denen er die Bilder seiner Eltern und Voreltern klebte, soweit sie aufzutreiben waren. Obendrein hatte er die Bilderkästen noch mit grünem Eichenlaub umrankt, und in seiner allerbesten Schönschrift hatte er den Familiennamen

darübergesetzt. Das alles aber konnte die Lücken nicht wettmachen. Zwar das Jahrmarktsfoto seiner Großeltern hatte Anton kopieren und vergrößern lassen, so daß die Gesichter, wenn auch etwas verschwommen in grobkörnigem Grau und die Frau mit vom Blitzlicht aufgerissenen, der Mann mit gesenkten Augen über dem hängenden Zigeunerbart, deutlicher zu erkennen waren. Darüber aber gähnte die namen- und bildlose Leere der anderen Ahnenkästen.

Die Biologiestunde wurden für Anton zum Schrecken. Immer wieder kam Herr Hafer auf die entscheidende Bedeutung reinrassiger Erbanlagen zu sprechen. Früher einmal hatte er an Anton's Schädel Messungen vorgenommen zum Beweise dessen, daß Anton ein nordisch-fälischer Mischling mit nur geringem ostischem Einschlag sei, nahezu vorbildlich also und deshalb zweifellos auch mit den rassischen Vorzügen der nordisch-fälischen Kulturträger begabt. Jetzt versuchte Anton vergebens, mit strichgenauen Zeichnungen von Blättern, Bandwürmern und Fruchtkapseln Herrn Hafers Gunst zurückzugewinnen. Die neue Zeit erforderte als erste Voraussetzung des deutschen Daseins einen reinen Stammbaum, und einen Menschen mit einer wenn schon nicht direkt anstößigen, jedenfalls aber recht zweifelhaften Abkunft konnte Herr Hafer – Anton sah das selber ein – nicht achten. Als Muster edlen rassischen Erbguts diente dem Lehrer jetzt Hans Scheele, dessen langen, strohhaarigen Schädel Herr Hafer als das Ergebnis der verantwortungsbewußten Zuchtwahl vieler Generationen pries, und dabei machte es ihm gar nichts aus, daß Hans trotz dieser offensichtlichen Bevorzugung durch das Rassenschicksal dem Unterricht nur selten folgen konnte: Er bezeichnete Hans vielmehr als den Typus des spät reifenden nordischen Herrenmenschen und sah in dem runden Blau seiner Augen nicht Beschränktheit, sondern „das verträumte Wetterleuchten künftiger Taten“, wie er das fomulierte.

Nur einer in der Klasse war bei Herrn Hafer noch schlechter dran als Anton: Joachim Lehrmann, der erst vor kurzem nach Bödelstedt gekommen war. Allerdings, und das unterschied ihn grundsätzlich von Anton, sah man ihm schon an der Nase an, daß er zu jenen minderrassigen Mischlingen gezählt werden mußte, die heimtückisch den deutschen Volkskörper verseuch-

ten, und Anton wehrte sich erbittert dagegen, mit Joachim auf eine Stufe gestellt zu werden. Lehrmanns hatten das Haushaltswarengeschäft in der Brückenstraße übernommen, dessen Vorbesitzer noch ein Opfer der Wirtschaftskrise geworden war. Sie kamen aus der Großstadt und suchten in Bödelstedt ein ruhigeres Leben, wie Joachim erzählte. Aber Herrn Hafer entging keineswegs der wahre Grund dieser Ortsveränderung. Er maß Joachims Schädel, und Joachim mußte die Ahnentafel nachreichen. Der Lehrer warf einen mißtrauischen Blick darauf und forderte die Vorlage amtlicher Urkunden zum Beweise der angegebenen Namen und Daten. „Ein Viertel falsch, schätze ich“, sagte er, und Joachim wurde rot. In seinem Zeugnis fand er ein „Ungenügend“ in Biologie, und eine schriftliche Anfrage seines Vaters beantwortete Herr Hafer nicht. Als Herr Lehrmann schließlich beim Rektor der Schule vorsprach, wurde er zwar mit gemessener Höflichkeit empfangen; aber der Rektor versteifte sich darauf, Joachim habe die geforderten Hausaufgaben nicht gemacht, und im übrigen wisse er von nichts und wolle auch nichts gesagt haben, er sei schließlich auch nur Beamter.

Lehrmanns Geschäft, das dank günstiger Angebote zunächst viel Kundschaft angezogen hatte, ging bald zurück. Unmerklich zuerst blieben Käufer aus der Stadt aus, und schließlich fuhren auch die Bauern, die zum Einkauf ihrer Drahtrollen, Spaten, Nägel und Steinguttöpfe in die Stadt kamen, bei Lehrmanns vorbei, als hätten sie die Schaufenster mit den niedrigen Preisen nicht gesehen. Zwar ließen sich nicht alle Kunden von der Tatsache abschrecken, daß Frau Lehrmann dunkle Augen hatte und eine Halbjüdin sein sollte. Aber zu viele Aufträge blieben aus, und außerdem wurde Herrn Lehrmann die Zulassung zum Handel mit Ausrüstungsgegenständen der Parteiorganisationen entzogen. So mußte er sein Geschäft schon im nächsten Frühjahr wieder schließen. Lehrmanns lebten noch eine Weile still in der Stadt, ehe sie fortzogen auf einem Wege, den niemand aus Bödelstedt weiter verfolgte. „Meinen Segen haben sie“, sagte Herr Lumme beim Mittagessen, als Anton von Joachims Abschied erzählte. „Ich tu ihnen nichts. Aber Jud bleibt Jud, und die Mischlinge sind die schlimmsten, papperlapapp und punktum.“

Inzwischen bemühte sich August Lumme intensiver, die häß-

lichen Lücken zu füllen, die Antons Ahnentafel wertlos machten. Er fuhr selbst in die Großstadt zu dem Berufssippenforscher, und wenn er auch bei seiner Heimkehr so tat, als sei er vornehmlich in geschäftlichen Angelegenheiten verweist gewesen und habe nur nebenher einmal nachgefragt: Schon zwei Wochen später kam ganz überraschend die Nachricht, daß die erforderlichen Urkunden und Nachweise sich nunmehr endlich gefunden hätten. In dem dicken Einschreibebrief lagen zahlreiche Fotokopien alter Kirchenbucheintragungen, aus denen die Namen und Lebensdaten aller Vorfahren der Rosa Brzocz bis zum Jahre 1643 in lückenloser Folge und in allen Verästelungen zu entnehmen waren.

In ernster Forscherarbeit hatte der anerkannte Berufssippenforscher herausgefunden, daß die Familie Brzocz nur durch den Mutwillen eines – vermutlich jüdischen oder jüdisch versippten – Amtsschreibers zu ihrem polnisch anmutenden Namen gekommen war. In Wirklichkeit hatten die Brzocz – das war mit Urkunden, Siegeln und Unterschriften im einzelnen dokumentiert – jahrhundertlang Brosche geheißen, ja, es war im 14. Jahrhundert sogar ein Ordensritter namens *von* Brosche nachzuweisen. Bis zu diesem Ahnherrn hatte allerdings die Verbindung noch nicht geschlagen werden können, zumal dem die Schwierigkeit im Wege stand, daß dazumal die Ordensritter gemeinhin unverehelicht gelebt hatten. Der Berufssippenforscher hegte aber keinen Zweifel, daß in diesem reisigen Herrn, der aus einem uralten schwäbischen Geschlecht gen Osten geritten sei, der älteste im Kolonialland nachweisbare Vorfahre gefunden sei, und er erbot sich, gegen mäßiges Honorar noch weiter in dieser Richtung zu forschen.

Herr Lumme war jedoch mit den vorliegenden Forschungsergebnissen vollauf zufrieden, so sehr auch seine Frau ihn drängte, ihren ritterlichen Abstammungsnachweis zu vollenden. Er zahlte die Rechnung, ohne ein Wort darüber zu verlieren. Das Geschäft ging seit einiger Zeit besser, die Umsätze stiegen, und August Lumme hatte bei sich schon beschlossen, bei nächster Gelegenheit einen Antrag auf Aufnahme in die Partei zu stellen.

Anton genoß indessen das hohe Lebensgefühl eines arischen Herrenmenschen. Herr Hafer hatte keinen Augenblick gezögert,

den Nachfahren des Ordensritters von Brosche sogleich wieder in die Reihe seiner Besten einzugliedern, und Anton war infolgedessen fortan der Mühe enthoben, sich am Unterricht beteiligen zu müssen. Seine Kenntnisse von Blättern, Bandwürmern und Fruchtkapseln, die er sich in der Notzeit seiner ungerechtfertigten Verdächtigung angeeignet hatte, reichten noch bei der Abschlußprüfung fünf Jahre später für ein „Sehr gut“ in Biologie. „In der Natur setzt sich stets das Zweckmäßigste durch“, schrieb er einen der Deutschen Leitsätze in Schönschrift auf eine Papptafel, die er über das Fußende seines Bettes hängte, und einen anderen Leitsatz schenkte er seinem Vater, in feierliches Schwarz gerahmt, zum Geburtstag: „Der nordische Herrenmensch steht an der Spitze der menschlichen Kultur, weil es keinen besseren Herrenmenschen gibt.“

Tragkraft 45 Tonnen

Über die Brücke marschierten wir immer „Ohne Tritt“. Das war eine Dienstvorschrift, die wir stets beachteten, obwohl die Brücke sehr stark war, eine kräftige Eisenkonstruktion vom Anfang des Jahrhunderts, die durch den dünnbeinigen Gleichschritt von drei Dutzend braun uniformierten Jungen kaum zum Erzittern gebracht werden konnte. Auf vier massigen Trägerpaaren, deren Verzierung mit gußeisernen Nixen vor allem die Angler schätzten, die an den im Hochschlagen erstarrten Fischschwänzen der prallbusigen Figuren ihre Ruderboote zu befestigen pflegten, führte die Brücke ruhig, sicher und breit über den langgestreckten Schalsee, der an dieser Stelle von den Häuserreihen zu beiden Seiten so lange bedrängt worden zu sein schien, bis sich die Ufer einander genähert hatten und die Brücke als schwere Klammer über die Einschnürung gelegt werden konnte. Das Eisengeländer der Brücke war dick und reich verschnörkelt, so daß es nur wenige glatte Stellen gab, an denen wir im Winter ausprobieren konnten, ob die Zunge wirklich an dem kalten Metall festfror. Die Gehsteige waren bequem, und nur das geteerte Holzpflaster der Fahrbahn mußte gelegentlich ausgebessert werden. Trottende Pferdefuhrwerke und eilige Autos, auch die schweren Lastwagen vom Getreidesilo und die diesellärmenden Ungetüme aus der Sägerei mit ihren Ladungen von lang überwippenden Stämmen oder aufgeschichteten Brettern ließ die Brücke gleichmütig über den Schalsee rollen, und sie zitterte kaum. Als sie die schmale Holzbrücke ersetzte, an die nur noch eine unbeholfene Zeichnung im Stadtmuseum erinnerte, mochte sie übermäßig stark erschienen sein, zu gewaltig für den mageren Kleinstadtverkehr, mehr ein kühner Entwurf des ehrgeizigen Konstrukteurs als in diesen Maßen notwendig, und wirklich waren die Baukosten zuletzt so hoch geworden, daß die von Gußeisenranken umwundenen Gaslaternen, drei an jeder Seite, schließlich von wohlhabenden Geschäftsleuten der Stadt gestiftet werden mußten: Oberhalb des Geländers waren ihre Namen eingraviert, scheinbar für eine kleine Ewigkeit.

Im Mai dieses Jahres – des dritten, seitdem unsere Lehrer die Stunden mit „Heil Hitler!“ begannen – kam eine Gruppe von Fremden aus der Kreisstadt: sachlich dreinblickende Herren in grauen Anzügen, die sich an der Brücke zu schaffen machten. Wenige Tage darauf standen an beiden Auffahrten Verbotsschilder in prallen Farben, rotgerandete Kreise mit einem schwarz warnenden „20 t“. Wir kannten kein Fahrzeug von solchem Gewicht und staunten; doch nach ein paar Tagen achtete niemand mehr auf die Schilder. Nur der drahtvergitterte Aushängekasten zwischen der Brücke und dem alten, in seinem Fachwerk hängenden Zollhaus, in dem schon lange keine Gebühren mehr erhoben, sondern Zeitungen und aufregende Illustrierte, auch bunte Süßigkeiten und Tabak verkauft wurden, mußte ein Stück versetzt werden, weil die dort angeschlagene Zeitung durch das Verbotsschild halb verdeckt wurde – „Der Stürmer“, den unser Biologielehrer uns zu lesen empfohlen hatte, so daß ich von Leuten erfuhr, die Salomon Bernstein oder Isidor Hirschblatt hießen und mit deutschen Frauen unter im einzelnen beschriebenen Umständen Rassenschande getrieben hatten.

Die sachlichen Herren aus der Kreisstadt erschienen bald darauf wieder, eine größere Gruppe diesmal, und es sprach sich herum, daß es Ingenieure und Vermessungsfachleute seien, auch ein Offizier stand dabei. Sie klopfen die Brücke ab, als wäre sie krank, stellten seltsame Meßinstrumente auf, um Erschütterungen zu registrieren und ruderten an die Brückenpfeiler heran, um schlammige Proben vom Grunde des Sees heraufzuholen. Sie untersuchten auch die steil aufgemauerten Ufer zu beiden Seiten der Brücke, und schließlich fuhren sie sogar auf den schmalen Landwegen ganz um den Schalsee herum, eine ferne Staubwolke mit dick wirbelndem Kopf und breit verwehendem Schwanz. Dann lehnten die Herren wieder an den Geländerverzierungen – auch unser Bürgermeister stand jetzt dabei und schlug die Hacken zusammen –, deuteten nach links und nach rechts, schüttelten die Köpfe, notierten Werte und Zahlen und ließen die Zeiger ihrer Instrumente spielerisch noch einmal ausschlagen.

Plötzlich wußte es die ganze Stadt: Eine neue Brücke sollte gebaut werden. Alle Hotelzimmer wurden für Monate im voraus

belegt, riesige Bretterladungen wurden angefahren und gestapelt, ungeheure Stämme kamen auf langen Spezialwagen der Bahn, und auf den See wurde ein Ponton gesetzt, auf dem eine Dampftramme stand. Vierzig oder fünfzig Ingenieure, Werkmeister und Arbeiter zogen in die Hotels und die kleinen Logierzimmer der Gastwirtschaften ein, und während damit begonnen wurde, links neben der Brücke die Ufer neu zu befestigen, trieb die Ramme schon Schlag für Schlag die langen glatten Stämme in den Seegrund: ein rhythmisches Dröhnen, das etwas Beunruhigendes, Beängstigendes hatte, weil das Echo der Schläge sich zwischen den Häuserzeilen an beiden Ufern fing und ruhelos hin- und hergeworfen wurde, während der Rammbar unermüdlich weiter niederdröhnte – eine Kette von schweren Schlägen, die anzusehen von Ferne fast gespenstisch war, weil der heftige Lärm des Schlags erst eintraf, wenn drüben der ungefüge Klotz der Ramme schon wieder emporgewunden wurde, und wenn er fiel, blieb der erwartete Krach aus. In den ersten Tagen des neuen Jahres froh der See im scharfen Frost zu; doch die Arbeiten gingen weiter. Beim Schlittschuhlaufen konnten wir unter der alten Brücke hindurch sehen, wie die Pfahlreihen dichter und länger wurden, und als die letzten Eisschollen zerschmolzen, war die Notbrücke fertig. Die Zufahrtsstraßen wurden umgelegt, große Hinweisschilder und Warntafeln aufgestellt, und Bauzäune sperrten die alte Eisenbrücke, die schon am nächsten Tage den Schmuck der umrankten Laternen und das prunkende Gelände verlor. Nur der Gitterkasten mit dem „Stürmer“ stand, während der Abbruch rasch vorangetrieben wurde, noch eine Zeitlang nutzlos und verstaubend auf dem schmalen Pflasterstreifen neben dem Brückenhaus, ehe auch er verschwand.

Als aus dem Loch zwischen den Ufern nur noch die vier Pfeilerpaare mit den Eisennixen wie faule Zahnstümpfe ragten, begann die Ramme wieder zu dröhnen. Lange Schienen trieb sie jetzt mit dem schon vertrauten Stampfen in den Seegrund, eng beieinander, so daß schließlich zwei dichte Spundwände den See zertrennten, zwischen denen das schmutzige Wasser hinausgepumpt wurde. Verrostete Blechdosen, faserige Lumpen, schwammiges Holz von unergründlichem Schwarz, alte Scherben und Flaschen und Reifen tauchten aus dem plötzlich geöff-

neten Grund, der bald zertreten war von den langen Gummistiefeln der Arbeiter. Der Abfall von Jahrzehnten wurde weggeräumt, Arbeitsgeräte wurden aufgestellt, und während der schleimige Boden immer wieder von nachsickerndem Wasser überspült wurde, so daß die Pumpen Tag und Nacht arbeiten mußten, wurde nach einem unbegreiflichen Plan Beton gegossen und gestampft, Steinblöcke in der Mächtigkeit von Friedhofsmalen wurden vermauert, und dann war die neue Brücke schon halb hochgezogen, und es war zu erkennen, daß sie in zwei leichten Bogen den See überspannen würde. Die Bogen wuchsen und schlossen sich, die Spundwände wurden wieder geöffnet, das Wasser klatschte vorsichtig um die neuen Mauern, als müsse es sich erst damit vertraut machen, die Fahrbahn wurde betoniert, und als endlich das schmucklose hölzerne Geländer gesetzt war, wurde die neue Brücke eingeweiht.

Es kamen viele Männer in braunen, schwarzen und grauen Uniformen zu der Feier. Über die Brücke war ein weißes Band gespannt, und die Ehrengäste schritten in gemessener Würde darauf zu. Der Landeshauptmann hielt eine Rede, der Kreisleiter, der Ortsgruppenleiter und der Bürgermeister sprachen, wir sangen „Deutschland, Deutschland über alles“ und „Die Fahne hoch“, das Band sank zerrissen zu Boden, die neue Brücke war fertig. Im Stadtanzeiger war zu lesen, daß sie eine Tragkraft von 45 Tonnen habe, und der Redakteur begrüßte den Fortschritt, der über diese Brücke nun auch in unsere Stadt einmarschieren werde.

Am anderen Tage lehnte ich neben dem Kasten mit dem „Stürmer“ – er war mit frischem, glänzendem Rot gestrichen, und das Drahtgitter war durch eine blanke Scheibe ersetzt worden – und sah zur Notbrücke hinüber, deren rissig und löcherig gefahrene Bretter abgerissen wurden, als ein unbekannter, schwerer Lärm näherkam. Ich starrte die Straße hinunter: Panzer rasselten zur Brücke her, schoben sich aufheulend über die neue Fahrbahn, rollten weiter in Richtung Fleckenheide, wo ein Übungsplatz abgesperrt worden war.

Monogramm mit Kreuz

Die Titelseite des kriegsbedingt zusammengeschrumpften Stadtanzeigers wurde von einer erregenden Schlagzeile aufgerissen. Die Urlauber grüßten plötzlich nicht mehr mit dem gewohnten Anlegen der rechten Hand an die Kopfbedeckung, sondern streckten die Arme, als wären sie grau, blau und himmelfarben verkleidete SS-Männer. Die Wochenschau vergaß fast die erfolgreichen Abwehrkämpfe in Frankreich, Polen, Italien und startete betroffen in die Trümmer am Ort des Attentats. Mehr aber wurde in unserer Stadt nicht sichtbar. Die Generäle waren schon gehängt, und über dem alltäglichen Ärger – unzuverlässiges Hauspersonal, verdorbene Blutwurst, lästige Einquartierung von Ausgebombten, unaufschiebbare Kondolenzbesuche – war das Ereignis schon beinahe vergessen, als es durch Fräulein Kramer noch einmal in das Stadtgespräch gezogen wurde, wenn auch jetzt, ohne Schlagzeilenbegleitung, im Flüsterton.

Fräulein Kramer lebte seit langen Jahren im Voßschen Damenstift. Früher schickte mich meine Großmutter am Weihnachtstag mit einer in goldgrünes Glanzpapier gewickelten Dauerwurst zu ihr, und der Duft, der das niedrige Zimmer mit den altmodisch verschnörkelten Möbeln füllte, blieb mir lange der Inbegriff von Weihnachten. Nach dem Tod meiner Großmutter kam ich nur noch selten ins Voßsche Stift, weil die Weihnachtsgeschenke unterblieben und Fräulein Kramer regelmäßig bei uns vorsprach, um nach Aufträgen zu fragen. Irgendeine Arbeit fand sich meistens für sie. Entweder war neue Tischwäsche besorgt worden, die Fräulein Kramer mit den schöngeschwungenen Initialen meiner Mutter in unvorstellbar kleinen und genauen Stichen versah – niemand verstand sich darauf wie sie –, oder ein Taschentuch sollte verschenkt werden, und Fräulein Kramer lieferte ein Kunstwerk aus Spitzen, das einem mikroskopisch vergrößerten Schneeflockenkristall glich und in seiner hauchdünnen Zwecklosigkeit unübertrefflich war. Auch Glasperlen wußte sie in schimmernden Ornamenten an Blusen und seidene Abendkleider zu heften, auf Leinentischdecken stickte sie unaufdring-

lich bunte Ranken, und in den spinnenfeinen Mustern ihrer geklöppelten Einsätze für Paradekissen war nicht der kleinste Fehler zu finden. Dabei hatte sie ihre bescheidenen Preise seit 20 Jahren nicht geändert, wie sie sich selbst nicht zu verändern schien. Stets in ein langes Kleid von stumpfem Schwarz gekleidet, das an Sonntagen durch eine dünne weiße Rüsche geschmückt wurde, trippelte sie unauffällig durch die Straßen, wie vergessen von der Welt, an die sie keine Ansprüche stellte. Da sie sich schon im Frieden fast nur von Tee und trockenem Zwieback ernährt hatte, berührte die zunehmende Knappheit an Lebensmitteln sie nicht. Nur vor den hohen Festtagen des Jahres erschien sie in unserem Laden, und ihre Fleischkarte war stets noch unangetastet, wenn sie 200 Gramm Braten verlangte. Es war deshalb auffällig, als sie im August in wenigen Tagen das Fleisch für alle Marken kaufte und wenig später, als sie die neuen Bettlaken brachte, nach einem Stück Wurst fragte, obwohl ihre Lebensmittelkarte schon leergeschnitten war.

Meine Mutter rechnete sehr sparsam, seitdem sich bei einer Kontrolle herausgestellt hatte, daß wir weit mehr Fleisch verbraucht hatten, als uns zustand. Doch Fräulein Kramer erhielt, was sie erbat, und auch in der folgenden Woche, als sie noch einmal die leere Karte über den Ladentisch schob, gab meine Mutter ihr einige Knochen und ein Stück Leberwurst, zumal das ängstliche, verlegene Mausgesicht blasser und spitzer geworden war. Sie befinde sich in letzter Zeit nicht sehr wohl, sagte Fräulein Kramer errötend auf eine Frage meiner Mutter, die sich damit zufrieden zu geben schien. Doch am anderen Tage schickte sie mich ins Damenstift. Sie hatte für meinen Vater ein halbes Dutzend feine Taschentücher ertauscht, Fräulein Kramer sollte die Namenszeichen sticken.

Das Stiftshaus war in sechs oder sieben kleine Wohnungen unterteilt, deren Eingangstüren auf halbdunkle, enge Flure gingen, in denen die Wasserkräne zur gemeinsamen Benutzung angebracht waren. Fräulein Kramer wohnte im Obergeschoß zur Straße hin. Hinter der Tür, deren graue Farbe rissig aufgesprungen war, hörte ich sie mit Töpfen und Tellern wirtschaften. Doch ich mußte dreimal klopfen, ehe sie öffnete. „Du bist es!“, stieß sie hervor, und ihr Gesicht war gerötet. Sie blieb in der halb öff-

neten Tür stehen, ich gab ihr die Taschentücher und erklärte, wo und wie die Buchstaben gesetzt werden sollten, als die Tür auf der anderen Flurseite geöffnet wurde, ein weißhaariger Frauenkopf schob sich halb heraus, und es klang spitz: „Müssen Sie jetzt eigentlich Ihre Besuche immer auf dem Flur empfangen, Fräulein Kramer?“ Sie schrak zusammen. „Bitte, komm doch herein“, sagte sie und zog die Tür hastig hinter mir zu. „Wieder mit einem Kreuzchen?“, fragte sie. „Rechts? Oder soll es lieber unter dem Monogramm stehen?“ Sie sah sich unruhig um. „Es ist ein wenig unordentlich bei mir“, sagte sie. „Ich hatte gerade – ich wollte – es war so –“, und sie trippelte zum Fenster, schob die Gardine zurück und stieß die Fensterflügel auf.

Jetzt erst bemerkte ich den Geruch von schlechtem Tabak, der bitter unter den Essensdunst gemischt war, und auf dem Tisch sah ich zwei Teller, zwei Bestecke. Fräulein Kramer sah mich furchtsam an. „Ich erwarte nämlich Besuch“, sagte sie schnell. „Ja, Besuch, sonst bin ich ja immer allein, ich habe ja auch –“. In ihre Worte hinein klang aus dem Nebenraum, ihrer Schlafkammer, ein angestregtes Röcheln: das zuerst gewaltsam unterdrückte, dann losbrechende Husten eines Mannes, und während sie verwirrt wiederholte: „Ja, lieben Besuch“, wurde die schmale Kammertür aufgestoßen, und Herr Kramer trat herein. „Was wollen Sie?, fragte er, noch vom Husten geschüttelt.

Sein Kopf war schmaler geworden, das gebleichte Haar gab der blassen, gespannten Haut etwas Leichenhaftes, die Lippen waren tiefer in das Gesicht gekerbt als damals, vor sechs oder sieben Jahren, als er unsere Stadt verließ. „Heil Hitler, Herr Kramer“, sagte ich.

Er sah mich überrascht an, dann schien er sich zu erinnern. „Ach – der kleine Anton!“ Ich nickte. „Das Heil hast du gut gelernt!“, sagte er. „Scheint deinem Führer ja auch zu nützen.“ Er schüttelte den Kopf und trat näher. „Hör mal“, sagte er, seine Stimme war rauh. „Ihr hättet mich ja doch gefunden. Aber meine Schwester hat wirklich keine Schuld. Tu ihr den Gefallen, melde mich erst heute abend, ich lauf dir bestimmt nicht weg. Du kannst mich vor dem Bahnhof treffen oder an der Brücke, als ob ich gerade angekommen wäre.“ Er ließ sich in den Sessel am

Fenster fallen. Fräulein Kramer erwachte aus ihrer Erstarrung und zog hastig die Gardinen vor.

„Aber was haben Sie denn getan?“, fragte ich. Damals hatte er zu den Leuten gehört, die gegen die Regierung demonstrierten, und beinahe wäre deshalb sein Sohn nicht in die Mittelschule aufgenommen worden; doch das war lange her, ich hatte ihn nicht mehr gesehen, niemand hatte mehr von ihm gehört.

„Das Übliche“, sagte er. „Hochverrat nennen sie’s, einige sagen auch Landesverrat.“

Ich mußte ihn melden, ich mußte mich bewähren, Aufregung und Angst klopfen mir im Halse. „Aber hier sind Sie doch gar nicht sicher!“, fiel mir dann ein.

„Ist wohl nicht mehr nötig“, sagte er und blickte mich abschätzend an. „Damit du es weißt und es weitersagen kannst: Vor drei Wochen sind wir ausgebombt worden, gerade damals; ich bin tot gemeldet worden, unter dem Schutt gräbt niemand nach.“

„Das glaube ich nicht“, sagte ich. „Das mit dem Landesverrat. Das waren doch nur Schufte, die gegen den Führer –.“

Er unterbrach mich: „Weißt du das genau?“

Ich wußte nicht zu antworten. „Ich muß jetzt auch gehen“, sagte ich, „Wir essen pünktlich um eins.“

Er lachte, er lachte wirklich. „Sei doch nur still!“, flehte Fräulein Kramer. „Guten Appetit!“, sagte er. „Nun sag’ noch mal schön ‚Heil Hitler!‘, und dann lauf’ zur Polizei.“ Er schob die Unterlippe vor.

„Bitte!“, sagte Fräulein Kramer, „Bitte!“

Ich lief nach Hause, mein Vater stand auf dem Hof. Als ich ihm berichtete, piff er durch die Zähne. „Wir lassen die Hände davon“, sagte er. „Und erzähl’ deiner Mutter nichts, niemandem sagst du was! Beruhige dich erstmal. Wir wissen von nichts, das ist immer das Beste, und wenn sie dich fragen, hast du nichts gesehen!“

Fräulein Kramer holte nur noch einmal Fleisch. Die Frau, die ihr im Stift gegenüber wohnte, war durch den ungewohnten Essensgeruch aufmerksam geworden und hatte Anzeige erstattet.

Später mußte ich auf der Polizeiwache die Taschentücher abholen. Die Monogramme waren prall und genau gestickt wie

immer. Nur wenn man ganz nahe darauf sah, konnte man erkennen, daß einige Stiche in dem haarfeinen Nebeneinander der Fäden verrutscht waren, und bei drei Tüchern fehlte noch das kleine Kreuz, das Zeichen, an dem meine Mutter die Taschentücher meines Vaters von den meinen unterschied.

Das Mädchen an der Schaukel

Stets hatte ich für selbstverständlich genommen, daß mein Vater nur „Jahn“ zu dem Altmaterialhändler sagte, einfach „Jahn“: Nie war mir eingefallen, daß der mürrische alte Mann, der jeden Montag die Häute des geschlachteten Viehs abholte, Anspruch auf ein „Herr“ vor seinem Namen haben könnte. Erst als ich sechzehn Jahre alt war, als ich dem Mädchen an der Schaukel begegnete, wurde ich plötzlich gezwungen, darüber nachzudenken. Allerdings gelangte ich damals nicht weiter als bis zur Erkenntnis der Risse, der Spalte, der Abgründe, die die Menschen unserer Stadt voneinander trennten. Wenn man sechzehn Jahre alt ist, löst sich der Schmerz schnell in ein paar verschluckten Tränen, und es fiel mir nicht schwer, die vorgegebene Ordnung anzuerkennen, zumal ich selbst zu den Menschen gehörte, für die das „Herr“ vor dem Namen vom fünfzehnten Lebensjahr an selbstverständlich war, sogar in jener Zeit, als alle Leute Volksgenossen zu sein hatten.

Jeden Montagmorgen schob Herr Jahn damals, als ich sechzehn Jahre alt war, seine steifbeinig hohe, zweirädrige Karre über unseren Hof zum Schlachthaus. Vor dem Kriege hatte er die Häute mit seinem Auto geholt, einem offenen Kastenwagen aus der ersten Zeit der Benzinfahrzeuge, der mit dem bald krächzenden, bald rennwagenmäßig aufheulenden Motor immer wieder breite Lärmspuren durch die Straßen unserer Stadt gezogen hatte, obwohl er schon damals kaum mehr als sein Altmaterial wert gewesen war. Seit drei Jahren stand dieses Automobil nun aufgebockt vor dem Schuppen in der Reiferstraße, in dem Herr Jahn seine Alt- und Rohmaterialien lagerte, und die Farbe blätterte von Monat zu Monat mehr ab, so daß die steilen Wagenwände schon wie phantastische Weltkarten aus rostigbraunen Landflächen und dunklem Lackmeer anmuteten. Doch Herr Jahn konnte sich nicht entschließen, das Gefährt abzuwracken. Die Zweiradkarre, deren eisenbereifte Speichenräder über das Pflaster unseres Hofes knirschten, sah er mit hartnäckigem Optimismus nur als einen kurzfristigen Ersatz an, und er drohte mit

bösem Fuchteln hinter den Jungen her, die ihm „Hein Twee-Been! Hein Twee-Been!“ nachriefen, während er früher den Spitznamen „Hein Töff-Töff“ mit geheimem Stolz geduldet hatte.

In diesen Jahren ging ich hin und wieder in die Reiferstraße, um das Altmaterial abzuliefern, das wir in immer neuen Sammelaktionen zusammentrugen. Herr Jahn bezahlte dafür keinen Pfennig. „Geld?“, fragte er und sah verblüfft unter den borstig vorstehenden Brauen hervor. „Geld wollt ihr dafür haben? – Tut was fürs Vaterland, Lausebengels! Geld?“, und er schüttelte den Kopf, daß der abgegriffene Hut verrutschte. „Da! Da!“, und er wies auf die wirren Haufen von zerbrochenen Friedhofsgittern, graubunten Lumpenknäueln, von alten Autoreifen, verbeulten Portierenleisten und Altpapierstößen. „Nichts wie Dreck! Nichts wie Arbeit, und kein Pfennig Verdienst, kein Pfennig!“, und dabei verfiel sein von ständigem Mißmut ausgezehrtes Gesicht fast in den gleichen Ausdruck von Kummer und Bitterkeit wie an den Markttagen.

Zu Herrn Jahns Betrieb, den er nach dem Tode seiner Frau allein zu bewältigen wußte, gehörte auch eine Schiffschaukel, die, in ihre Teile zerlegt, hinten im Schuppen gestapelt lag. Zu den Jahrmärkten im Sommer und im späten Herbst wurde das alte Gestell hervorgeräumt und auf dem Marktplatz zwischen Kirche und Rathaus aufgebaut. Herr Jahn hatte das Holz selbst einmal mit kräftigem Rot, die Stangen gelb und die spitzbugigen Schiffe grün angestrichen. Doch wenn sich am Markttag die Menschen auch drängten, die mit dem Vorsatz gekommen waren, sich auf jede Weise zu vergnügen: Die Schiffschaukel stand meistens still, weil Herr Jahn stets mit verdrießlicher Miene neben dem Kassenschild lehnte und jeden Herantretenden sogleich darauf hinwies, daß über eine begrenzte Höhe hinaus nicht geschaukelt werden dürfe, weil die Balken morsch seien und brüchig, und wenn trotzdem jemand seinen Groschen wagte, stand Herr Jahn eifersüchtig an der Bremse, die er sogleich betätigte, wenn das Schaukelschiff in einige leichte Bewegungen geraten war.

In den letzten Jahren hatte die Schiffschaukel allerdings an Bedeutung gewonnen. Die Todesfahrer an der Steilwand waren ausgeblieben, das Riesenrad fehlte, auch die Karussells schienen kontingentiert zu werden, und die Schaubuden hatten die stärksten

Männer der Welt, die humoristischen Hypnotiseure und die eleganten Ansager im Zylinderhut längst an die Wehrmacht verloren. Geld allein genügte nicht mehr, in den duftenden Zeltbuden Süßigkeiten zu kaufen. Die Gewinne in den Spielhallen und Schießbuden waren immer ärmlicher geworden, das Geld aber und die Lust am Geldausgeben hatten sich vervielfacht. Von einem kaum beachteten Seitenplatz war Herrn Jahns Schiffschaukel zur Mitte der kleinen Budenstadt vorgertückt, und obwohl er jetzt noch eifriger auf die Erhaltung seines Eigentums bedacht war und allzu stämmige Burschen kurzerhand von der Benutzung der Schaukel ausschloß, auch die Bremsen verstärkt hatte, um dem zunehmenden Betrieb gewachsen zu sein, sammelten sich jetzt in der Zigarrenkiste, die ihm als Kasse diente, in einer Stunde mehr Groschen an als früher an beiden Markttagen zusammen.

Die Orgeln der Kinderkarussells hatten gerade ihr vertrautes Spiel begonnen, als ich am Sonntagnachmittag zum Markt ging. Von den Lautsprechern der Raketenbahn gröhlte Schlagermusik, die Eisbuden waren umlagert, die Glücksräder surrten um einsame Teddybären, die Schießbuden hatten ihre Zeltplanen schon geöffnet, der Mann mit einem Jägerhut auf den schütterten weißen Haaren hielt ein Luftgewehr hoch und rief: „Jeeeder einmal hier geschossen, meine Herrschaften! Sooo billig schießen Sie niiee wieder!“ Es war alles wie immer, bis auf Herrn Jahns Schaukel. Schon von weitem fiel mir auf, daß die grünen Schiffe hoch hin und her schwangen, weit über die Grenzen hinaus, die Herr Jahn stets zu setzen pflegte, und als ich näherkam, entdeckte ich neben der Kasse ein fremdes Mädchen, das den Bremshebel nicht einmal berührte. Die Jungen in den Schiffen knieten sich tief in den Schwung hinein, so daß sie immer höher getragen wurden, und das Mädchen stand dabei und lächelte. Ich wollte zu ihr gehen und sie warnen. Doch sie sah so unbekümmert in die Sonne und schien gar nichts dabei zu finden, daß alle Gesetze gebrochen wurden, sie stand so selbstverständlich an Herrn Jahns Platz, daß ich es ließ. Dann griff sie an die Bremse, die Zeit war abgelaufen, die Schiffe schlurften über die hölzernen Bremshebel und wurden endlich festgehalten; und als nach dem Gewimmel des Aus- und Einsteigens ein Schiff unbesetzt blieb, trat ich rasch zur Kasse, zahlte und stieg ein.

Das Mädchen legte den Bremshebel um, mein Schiff zitterte leicht, als es freikam, und ich gewann rasch Höhe. Ich blickte zu den Latten empor, an denen früher einmal eine Zeltplane befestigt gewesen war, die längst in Herrn Jahns Lumpenbündeln verschwunden sein mochte, und ich sah, wie ich dem roten Querbalken mit jedem Auf und Ab näher kam. Der Wind faßte mir heftiger ins Haar, ich spürte den Rausch der schnellen Bewegung und sah, wenn mein Schiff einen Augenblick auf dem höchsten Punkt verhielt, blitzartig das farbig bewegte Bild des Platzes, die Zelt-dächer, die prallen Luftballontrauben und das drehende Bunt des Karussells, ehe alles wieder in dem rasenden Ab, dem raschen Auf der Schwingung verschwamm. Ich stieß höher hinaus als die anderen Schiffe, und als ich wieder hinabschoß, sah das Mädchen neben der Bremse zu mir hin. Ich warf mich stärker nach vorn, und ich wurde so hoch getragen, daß drüben über dem breiten Rathausdach der strahlende Spiegel des Sees und dahinter das blau-grüne Land erschien. Aber beim Rückschwingen hatte sie sich zur anderen Seite gewandt, und dann kam der erste warnende Schlag der Bremse. Ich ließ mich ohne Gegenwehr ausschwingen, so daß ich schon ruhig stand, als die Jungen in den anderen Schiffen noch starrsinnig und übermütig gegen die Bremsbohlen kämpften.

Ich zog mein Portemonnaie heraus und nickte dem Mädchen zu. Sie stieg über die Bretterstufen herauf, und ich gab ihr eine Mark. „Ich geb’s gleich zurück“, sagte sie. Doch als mein Schiff wieder hielt, winkte ich ihr zu und schaukelte noch einmal, ehe ich, schwankend und etwas benommen, zu ihr hinabstieg. Sie zählte mir das Wechselgeld in die Hand, graue Eisenmünzen, die seit einiger Zeit im Kurs waren. Als sie dann die Bremse wieder umlegte, fragte ich: „Haben Sie denn gar keine Angst?“

Sie sah mich erstaunt an. „Warum denn?“, fragte sie. „Was soll mir denn passieren?“

Ich schüttelte den Kopf. „Ich meine, daß die Schaukel zu sammenbricht – Herr Jahn ist sonst immer sehr vorsichtig.“

Sie lachte, ein Grübchen zeichnete sich links in ihr Gesicht. Sie war sehr schön. „Aber wo“, sagte sie und rüttelte an der Latte neben dem Bremshebel. „Das hält schon was aus. Mein Onkel macht sich zuviel Sorgen.“

Ich nickte. „Es war auch richtig schön“, sagte ich, und dann

wußte ich nichts mehr zu sagen und ging. Doch ich kam immer wieder zur Schiffschaukel zurück, ich blieb den ganzen Nachmittag in dem gedrängten Bezirk zwischen den Buden. Plötzlich stand dann das Mädchen nicht mehr an der Bremse, sondern Herr Jahn, und er fauchte die Herantretenden an wie stets, und er bremste, krebsrot im Gesicht, daß kein Schiff weiter ausschwingen konnte als bis zur halben Höhe des oberen Balkens.

Ich sah mich erschrocken um. Aber sie stand am abgeschabten Rot des Gatters, und sie lächelte mir zu. Ich lachte auch und sagte: „Nun ist's wieder vorbei!“

Sie spielte einen Augenblick lang traurig, ehe das Grübchen wieder erschien. „Nichts zu machen“, sagte sie. „Dabei ist die Schaukel gerade erst geprüft worden, sie ist tadellos. Was fängt man denn nun an?“

Ich hörte den Hintersinn der Frage und sagte, und ich wunderte mich über mich selbst, daß ich das tat: „Gehn wir doch zusammen über den Markt!“

Sie legte den Kopf zur Seite als dächte sie nach, dann nickte sie. „Warum nicht?“, sagte sie. „Ich heiße Ilse, natürlich auch Jahn, aber das macht nichts.“

Spät erst brachte ich sie zu dem Haus in der Reiferstraße. Ich hätte sie gern geküßt, doch ich wagte es nicht. Sie lächelte noch einmal, winkte mir mit den Papierblumen zu, die selbst in der Nacht noch etwas von ihrer Grelle bewahrt hatten. Dann ging sie über den Hof, schloß die Tür auf und verschwand in der schwarzen Öffnung, aus der der scharfe Geruch von frischgegerbten Häuten drang, und sie wandte sich nicht noch einmal um.

Früh am anderen Morgen knirschte Herrn Jahns Karre über den Hof. Mir klopfte das Blut im Hals, und ich wagte mich nicht heraus. Doch nachmittags traf ich das Mädchen wieder, und es war so schön wie am Sonntag, beinahe so schön, und zum Abschied küßte ich sie, sie hatte kühle Lippen und als ich nach Hause ging, war ich traurig, und ich wußte nicht warum.

Mein Vater hatte auf mich gewartet. „Was treibst du dich rum?“, fragte er und stieß mich in sein Büro. „Muß das denn ausgerechnet Jahrmarktsgesindel sein?“

„Aber das ist doch nicht – sie ist –“

„Kann ich mir denken!“, sagte mein Vater. „Aber die Leute

reden schon darüber, und deinetwegen möchte ich mich mit Jahn nicht anfreunden müssen. Wir leben hier schließlich nicht allein! Du kannst doch nicht einfach tun, was dir paßt!“

Ich wollte widersprechen. „Marsch jetzt ins Bett!“, sagte mein Vater. „Das ist erledigt, ein für allemal. Mit Jahn hab’ ich schon ein Wort gesprochen. Er schickt das Gör morgen zu seinem Bruder zurück. Junge, das geht doch nicht!“

Herrn Jahn sah ich nicht wieder, bis meine Mutter mich zu ihm schickte. Es war niemand sonst zum Schicken da, ich mußte gehen. Er kniete auf dem festgestampften Scheunenboden neben der Dezimalwaage und hantierte mit rostigen Gewichten.

„Sie sollen Knochen holen, Jahn“, sagte ich. „Möglichst gleich morgen früh.“

Er blinzelte zu mir hoch. „Wird gemacht!“, brummte er. Ihm schien es recht, daß ich „Jahn“ sagte, einfach „Jahn“.

Ein Haus am Stadtpark

Sehn Sie, mir kann das ja gleich sein, eigentlich kann mir das gleich sein, das sagt meine Frau auch immer, und wenn man schon mal eine Embolie gehabt hat, dann muß man sehr vorsichtig sein, man sieht mir das ja nicht an, aber ich geh' nun schon auf die Siebzig, jawohl, kein Jahr weniger, das sieht man mir aber nicht an, und im Herzen bin ich auch jung geblieben, das ist die Hauptsache, das sage ich meiner Frau auch immer, und deshalb, mir kann das eigentlich gleich sein. Aber gerade darum, nicht wahr, schließlich habe ich 43 Jahre lang meine Pflicht getan und nichts als meine Pflicht, da kann mir keiner was sagen, ich habe mir meine Pension wahrhaftig ehrlich verdient, und deshalb könnte mir das ja eigentlich alles gleich sein, was sie da reden, und ich will mich nicht unnötig aufregen, schließlich, was hat man davon, was kommt dabei raus, und ich hatte schon eine Embolie, vor zwei Jahren, das war keine Kleinigkeit. Aber man regt sich ja doch auf, bei solchen Anwürfen, so etwas gab es in meiner Jugend nicht, da tat man seine Pflicht und gönnte jedem sein Teil – sagen Sie selbst: gab es das früher? So etwas haben wir nicht gekannt, da waren wir anders erzogen, und deshalb war es einfach undenkbar, daß jemand in aller Öffentlichkeit und sogar vor Gericht – ich meine, das gab es doch gar nicht, da herrschte doch Ordnung und Anstand, da hatte man Ehrfurcht vor weißem Haar. Aber so ist die Zeit nun mal heute, und im Grunde kann mir das ja auch gleich sein, ich habe immer auf Ordnung gesehen, ich habe immer nur meine Pflicht getan, das kann mir jeder bestätigen, der etwas davon versteht, und einer mußte ja schließlich das Haus übernehmen, es wäre ja sonst verfallen, nicht wahr, da hat sich doch niemand gekümmert, das kann mir doch keiner zum Vorwurf machen, da kann man doch heute nicht kommen und weiß gar nicht, wie das war zu der Zeit, das war nicht so einfach, sagen Sie selbst, das weiß doch jeder, der damals dabei war, da kann man doch heute nicht einfach kommen und sagen: Das hätte er aber nicht tun dürfen. So einfach ist das doch nicht. In der ersten Instanz waren sie deshalb auch sehr vernünftig und ha-

ben das eingesehen, daß einer sich damals opfern mußte und mußte das Haus übernehmen, wo doch die Bernsteins fort waren, und sie kamen ja auch nicht wieder, das war doch nicht meine Schuld. Ich habe das Haus übernommen und bar bezahlt, ja wohl, da kann mir keiner was sagen, ich habe das Geld bar auf den Tisch gelegt, wir haben immer sparsam gelebt, das war keine Kleinigkeit zu der Zeit, und wenn sie nun sagen: Das war zu wenig, der Kaufpreis war gar nicht angemessen – ja, da hätten sie eben damals den Mund auf tun sollen, aber da schwiegen sie alle fein still, da haben sie wohl den Mund gehalten, es wollte ja keiner verderben mit Scheele, und überhaupt, in Wirklichkeit mochte nämlich keiner die Bernsteins, das weiß doch die ganze Stadt, die hatten doch keine Freunde in Bödelstedt, das wissen doch alle, da kann mir doch keiner kommen nach 25 Jahren und will mir sagen, daß das eine Schuld ist und so. Sie haben damals doch alle ihr gutes Geschäft gemacht, wie war das denn damals, das weiß man doch noch, wenn man dabei war und hat nichts anderes getan als die tägliche Pflicht, das war bestimmt nicht immer so einfach, da kann man heute gut reden. Sehn Sie, man hat ja doch seinen Eid geschworen, und man hat doch daran geglaubt, da kann mir doch keiner was sagen, heute, da wissen sie alles besser, aber was sollte man damals denn anderes glauben, ich meine, es ging doch aufwärts, und schließlich, wir waren doch wieder wer und waren angesehen in der ganzen Welt und gefürchtet, das ist doch gar kein Vergleich mit heute, das weiß doch jeder, der damals dabei war, die sollen bloß still sein. Aber statt dessen kommen sie jetzt mit schmutzigen Anwürfen, das gab es zu meiner Zeit nicht, und wenn die Richter das in der ersten Instanz eingesehen haben, dann müssen sie das auch in der zweiten Instanz einsehen, das ist doch klar, wir leben schließlich in einem Rechtsstaat – sagen Sie selbst. Was sollte ich denn wohl machen, wenn einem so ein Haus angeboten wird, in dieser Lage, ein Haus am Stadtpark, was hätten da wohl die anderen gemacht? Das ist doch ganz klar, und einer mußte es ja übernehmen, es konnte doch nicht so stehenbleiben, ich war ja direkt in einer Zwangslage, schließlich habe ich damit doch Volksvermögen erhalten, allein der Lastenausgleich nachher, das sollte doch alles bezahlt werden, und die anderen hätten das auch gemacht, wenn

sie gekonnt hätten, das ist doch gar keine Frage. Und damals hat keiner etwas gesagt, da haben sie schön den Mund gehalten, damals war Scheele ja wer, ich war schon seit 29 in der Partei und hatte für die Erneuerung gekämpft, das galt doch damals noch was, schließlich, wo wäre Deutschland geblieben, wo alles drunter und drüber ging, da brauchten wir doch eine ordnende Hand, da mußte doch endlich mal was geschehen, und damals sagte das jeder, und jeder erkannte das an, und keiner hat was gesagt, wenn es mal Unstimmigkeiten gab oder so was, schließlich, es ging ja um mehr, und die Idee, nicht wahr, das war ja die Hauptsache. Wir haben damals sogar unseren Gesangverein aufgelöst, freiwillig, es ging doch wirklich um mehr, das sah man damals auch ein, und das Singen wurde dann richtig organisiert in Bödelstedt, bei Ihnen war das sicher nicht anders, das war doch überall so, es ging doch ein großer Sturm durch das Land, das war eine große Einigkeit, und jeder hat gerne mitgemacht, weil es um mehr ging. Und deshalb sollen sie heute bloß still sein, sagen Sie selbst, einer mußte das Haus ja doch übernehmen, und die Bernsteins hat sowieso keiner gemocht in der ganzen Stadt, die Leute haben hier ja ein feines Gefühl, und die Bernsteins gehörten eben nicht richtig nach Bödelstedt und wohnten hier nur und lebten von ihrem Geld, das sah ja doch keiner gern, außer natürlich Bäcker und Schlachter und Einzelhandel, gelebt haben die Leute ja gut, sie konnten sich schon was leisten, und das Haus war auch tadellos, wirklich solide gebaut, das mußte ja doch erhalten werden, das konnte doch nicht so liegenbleiben und langsam verfallen, da mußte doch einer das Grundstück kaufen und dafür sorgen, daß da kein Volksvermögen vergeudet wurde, wir waren doch sparsam erzogen, anders kommt man zu nichts. Und schließlich, ich habe dem Volke 43 Jahre gedient, und ich hätte gern noch fünf Jahre länger gemacht, wenn sie mich nur gelassen hätten, aber plötzlich sollte dann alles nicht wahr sein, als ob wir nicht alle nur unsere Pflicht getan hätten, und meine Pension, die hätten sie mir am liebsten auch noch gestrichen oder wenigstens gekürzt, die Leute sind ja manchmal nicht zu begreifen, wo es doch hier um ein wohlverworbenes Recht geht. Eigentlich kann mir das nun ja gleich sein, das ist ja lange geregelt, wir leben schließlich in einem Rechtsstaat, und die zweite Instanz wird

auch nicht anders entscheiden wegen dem Haus, das regelt sich schon, da hab ich gar keine Angst, das hatte doch seine Ordnung, und sehn Sie, man weiß doch, was man geleistet hat, da braucht man solche schmutzigen Anwürfe schließlich nicht weiter beachten, da kann man still seinen Garten pflegen und darf sich sagen: Du hast deine Pflicht getan und nach dir die Sintflut. Aber irgendwie, verstehn Sie, das kann man ja doch verstehen, irgendwie ärgert das einen ja doch, und gerade weil man doch hier zu Hause ist, und jeder kennt jeden. Nicht wahr, man ist in Ehren ergraut, das kann ich wohl sagen, man hat seine Pflicht getan und hat was geleistet und ist was geworden in einem Leben voll Arbeit und Pflichterfüllung, das sollen sie mir erst mal nachmachen, die jetzt das Maul so aufreißen, und immer Ordnung und Pünktlichkeit und immer korrekt auf den Pfennig und sparsam, da kann mir keiner was sagen. Aber wegen dem Haus, das Haus gönnen sie mir nicht, obwohl ich es bar bezahlt habe, die Quittung habe ich Gott sei Dank aufbewahrt, und es war ja auch gar kein anderer Käufer da damals, wer wollte das Haus denn haben, es stand ja leer, nachdem die Bernsteins und kamen nicht wieder, der alte Bernstein soll ja hier noch gestorben sein, jedenfalls waren sie fort von einem Tag auf den anderen, da stand das Haus eben leer und wäre verfallen, wenn nicht, ich meine, einer mußte sich doch darum kümmern, und ich hatte ja auch die Kinder, die sollten es auch mal gut haben und einen Garten und jeder sein eigenes Zimmer, das muß man doch auch bedenken, man hat ja doch auch seine Pflichten als Familienvater, davon reden sie heute so viel, und wenn man dann so ein günstiges Angebot bekommt, ich meine: wir sind ja alle nur Menschen, und schließlich handelte es sich um Volksvermögen, das hat auch die erste Instanz anerkannt, und außerdem waren damals doch gar keine Erben da, die Bernsteins hatten ja keine Kinder, wer wußte denn damals etwas von Neffen im dritten Grad, das konnte doch keiner wissen, und nicht mal ein Testament war da, da haben sie wirklich nicht richtig vorgesorgt, und natürlich fiel dann das Haus an den Staat, das war gesetzlich ganz einwandfrei, und ich habe es unserem Staat bar auf den Tisch gezahlt, da kann mir keiner was sagen, und schließlich, ich habe den Preis nicht gemacht. Aber so was verbittert, verstehn Sie, wenn man

nun auf die Siebzig zugeht und hat seine Pflicht getan sein Leben lang, und dann kommen solche schmutzigen Anwürfe, und die Leute schweigen nicht still, aber damals haben sie gar nichts gesagt, und als ich später das Wirtschaftsamt hatte, was waren sie alle freundlich, das können Sie sich nicht vorstellen, ich habe auch gern mal ein Auge zuge drückt, man hilft ja doch, wo man kann, und ich dachte wirklich, ich hätte viele Freunde in Bödelstedt – aber natürlich, dann hatten sie alles vergessen, was ich getan habe für unsere Stadt, und überhaupt, 43 Jahre nur meine Pflicht erfüllt, das will schon was sagen, und immer sparsam, immer korrekt, das haben wir so gelernt, und wenn ich mir heute noch einen Anzug kaufe, dann denke ich immer schon: Lohnt sich das noch? Denn ich geh' doch nun schon auf die Siebzig zu, ich habe schon eine Embolie hinter mir, da wird man vorsichtig, und ein Anzug, der hält ja doch seine fünf oder sechs Jahre, da muß man sich doch schon fragen, ob das noch lohnt. Jawohl, wir haben immer sparsam gewirtschaftet, da kann mir keiner was sagen, und aus den Kindern ist was geworden, das ist eine schöne Genugtuung, das werden Sie sicher verstehen, der Junge ist glatt acht Zentimeter größer als ich, der paßt in keinen Anzug von mir, der hat Gardemaß, und neulich ist er schon stellvertretender Abteilungsleiter geworden, er wollte ja nicht in den Staatsdienst, obwohl ich ihm immer dazu geraten habe, schließlich, wo kann man sicherer leben, aber er verdient ja mehr in der Wirtschaft und hat schon sein eigenes Auto, und später soll er das Haus mal erben, das stellt schon was dar, was meinen sie, was das jetzt wert ist, in dieser Lage, am Stadtpark. Ja, mein Zweiter ist noch gefallen, zuletzt noch in Magdeburg, 45 im Frühling, damit muß man sich abfinden, da hilft ja nichts, jeder muß eben Opfer bringen, das hilft nun gar nichts.

II.

Nein, es kam dann ganz überraschend, das hat ja doch keiner gedacht, so plötzlich, er war doch wirklich noch rüstig, er war doch erst 69, das hat ja doch keiner geahnt, und mitten im Sommer, wo seine Rosen gerade so blühten, er hat doch immer im

Garten gearbeitet, obwohl, zuletzt war er schon nicht mehr so – was sollen denn solche Leute auch tun, wenn sie pensioniert sind, da arbeiten sie eben im Garten, aber zuletzt war er schon nicht mehr so, man merkt das ja doch als Nachbarin, auf den Rosenrabatten blühten schon Hundebblumen – was ich Ihnen sage, gelbe Hundebblumen, man hat doch ein Auge dafür, und wir haben das Unkraut natürlich auch herüberbekommen, Schachtelhalme sogar und Hahnenfuß, wenn man da nicht aufpaßt, den Mädchen kann man das dreimal sagen, die sehen das Unkraut nicht – nicht wahr, das waren doch andere Zeiten! – Ja, sicher, das sage ich auch, das sage ich auch immer. Und ich habe neulich schon mal zu meinem Mann gesagt: Der alte Scheele ist nicht mehr so – nicht wahr, man hat doch ein Auge dafür, er war nicht mehr so, das sah man ja deutlich, obwohl, er war ja niemals ein Nachbar für uns, wir haben natürlich niemals zusammen verkehrt, das kam ja gar nicht in Frage, obwohl, man soll ja wirklich nichts Schlechtes über einen Toten sagen, Gott behüte, das liegt mir fern. Aber er war doch aus ganz kleinen Verhältnissen, und man sah ihm das schlechte Gewissen ja förmlich an. – Sehn Sie, sehn Sie, das sage ich auch immer, das sage ich auch, keiner entgeht seiner Strafe, das sage ich auch immer, und er paßte doch wirklich nicht in die Goethestraße. Wir haben ja gar nichts gegen Kleine Leute, ich bitte Sie, mein Mann ist wirklich nun einmal sozial, das weiß doch die ganze Stadt, und die Mädchen bleiben immer mindestens zwei Jahre bei mir – Nehmen Sie noch ein Täßchen? – Ja, mein Mann hat ihn neulich aus London mitgebracht – nicht wahr? Das finden wir auch, die Königin soll ihn selber trinken, wir trinken gar nichts anderes mehr. – Nicht wahr? Aber die Leute müssen doch wissen, wohin sie gehören. Was wollte denn so ein Mensch wie der alte Scheele in unserer Goethestraße? – Nicht wahr? Ja, wir trinken ihn nur noch, seitdem der Arzt meinem Mann den Kaffee verboten hat. – Er hat natürlich damals das Haus für einen Schleuderpreis bekommen, das weiß ja die ganze Stadt, das war doch wirklich nicht recht, und die armen Bernsteins, Sie haben sie doch noch gekannt, nicht wahr, es waren so feine Menschen, so kultiviert – nicht wahr, das habe ich auch immer gesagt, die Juden sind gar nicht alle so, natürlich muß man sich vorsehen, schließlich, man hat ja seine Erfahrungen,

aber es gibt auch andere, das habe ich damals auch schon gesagt, obwohl man das damals gar nicht laut sagen durfte – nicht wahr, so feine, kultivierte Menschen, im Wohnzimmer hatten sie einen herrlichen Täbris von vier mal fünf, und sogar die Treppenläufer –. Ja, ich sage es Ihnen, man weiß doch Bescheid bei Nachbarn, alles war echt, und wenn sie auch nicht aus Bödelstedt waren – sie waren natürlich ein bißchen ein Fremdkörper, nicht wahr, das darf man doch ruhig sagen, das ist eben der andere Volkscharakter, aber sehr feine Menschen, als Nachbarn haben sie uns niemals gestört, Herr Bernstein hatte doch damals schon seine Herzbeschwerden, da konnte man doch die Leute nicht Hals über Kopf und bei Nacht aus den Betten holen –. Sicher, sicher, das weiß doch jeder in Bödelstedt, und wir haben das selbst gesehen, wenn wir natürlich auch alles dunkel gelassen haben, man will doch schließlich nicht selbst in solche Affären hineingezogen werden, mein Mann war doch immer deutschnational –. Ja, die SA, wir haben ja alles deutlich gesehen, der alte Scheele war auch dabei, obwohl ich natürlich nicht weiß, wer sonst noch dabei war, es war ja dunkel, und ich habe das auch vergessen – ich bitte Sie, was kommt denn dabei heraus, das soll man doch endlich ruhen lassen, wenn man das immer liest in den Zeitungen, man muß ja denken, als ob wir alle Verbrecher und Mörder waren –. Nicht wahr, das sage ich auch. Die Leute meinten es damals bestimmt nicht böse, und in Bödelstedt hat es so was bestimmt nicht gegeben, in Polen ist ja wohl hin und wieder mal etwas passiert, schließlich war Krieg –. Ja, die sind selbst gebacken, ein Rezept meiner Mutter, ein altes Familienrezept –. Nicht wahr, da geht doch nichts drüber. – Nein, die anderen beziehe ich extra von einem Konditor in Blankenese, sonst essen wir auch nur Selbstgebackenes – nicht wahr? Das sage ich auch immer, da muß man sich doch nur wundern, daß man dem Scheele das Haus dann gelassen hat, dafür hätte man doch wohl sorgen können, daß hier in die Goethestraße wieder jemand einzieht – Sie verstehen mich richtig, das ist kein Dünkel, bestimmt nicht, aber wo kommen wir hin, wenn es gar keine Ordnung mehr gibt? – Nicht wahr? In Bödelstedt nicht. In Polen ist ja wohl hin und wieder etwas passiert, schließlich war Krieg, und man weiß doch, wie die da sind – wissen Sie noch, als damals die Flüchtlinge kamen, das

sind doch schreckliche Erinnerungen, der ganze erste Stock war belegt, in unserem Schlafzimmer hausten gleich zwei Familien – entsetzlich, wirklich entsetzlich, wir haben dann alles abbeizen lassen, es war zu unappetitlich. – Nein, an sich können wir uns nicht beschweren, er war ein ruhiger Nachbar, er war auch nicht böseartig, das will ich bestimmt nicht sagen, obwohl, Sie verstehen, es sind eben Kleine Leute, im Kriege mußte man sich ja stellen mit ihm, aber später – na, sie werden das Haus wohl verkaufen, was soll denn Frau Scheele allein mit dem Haus, sie ist ja auch nicht mehr die Jüngste, und der Sohn ist nicht mehr in Bödelstedt, der hat sich in unserer Goethestraße niemals so richtig wohl gefühlt, er wußte schon, daß er nicht hierher gehörte, manchmal hat er mir für zwanzig Pfennig den Rasen gemäht – ach nein, das war ja der andere, der ist ja zum Schluß noch gefallen. – Nicht wahr, wie die Zeit doch vergeht, es kam ja auch ganz überraschend mit Scheele, er soll sich so aufgeregt haben wegen dem Prozeß. – Natürlich, den wird er gewinnen, natürlich, den muß er doch gewinnen, das ist doch klar, da kann doch nicht plötzlich jemand mit Ansprüchen kommen, ich bitte Sie, irgendein Neffe dritten Grades. – Sicher, das sage ich auch immer: Recht bleibt Recht, die Bernsteins hatten ja gar keine Kinder, und wenn da nun plötzlich irgendein Neffe auftaucht, da könnten ja viele kommen und fordern, da gibt es ja gottlob noch die Gerichte. – Mein Mann sagt das auch, da kann doch nicht jeder kommen, und der alte Scheele war wirklich ein braver Mann, der hat doch keiner Fliege etwas zu Leide getan. – Soll ich noch einmal aufbrühen lassen? Aber nein, das macht nichts, das macht doch gar nichts, Tee muß doch heiß getrunken werden, ich bitte Sie, wer mag denn abgestandenen Tee?

III.

Das ist ein Bonbonchen, sage ich Ihnen, ein Zuckerzuckerbonbon, so etwas finden Sie weit und breit nicht mehr wieder! Ich würde es selber kaufen, wenn ich bloß könnte – das ist ein einmaliges Schnäppchen, sagen Sie selbst! Ich habe so was seit Jahren nicht mehr gehabt, einhundertachtzig Mille, das ist doch geschenkt

für ein Haus am Stadtpark! In dieser Lage! Ich darf ihnen ja gar nicht zureden, ich verderbe mir ja nur selbst das Geschäft, das klettert ja doch in zwei drei Monaten auf 230 oder noch mehr – in meinem Interesse kann ich Ihnen nur abraten, lassen Sie bloß die Finger davon, kaufen Sie nicht, lassen Sie das! Das ist für mich bares Geld, wenn Sie nicht kaufen – bitte sehr, lassen Sie das, bitte, ich rede Ihnen bestimmt nicht zu. – Wieso? Das finde ich gar nicht, das ist doch ein Witz, das braucht Sie doch gar nicht zu kümmern, so pingelig soll man wirklich nicht sein, und außerdem ist das Frau Scheeles Sache, das sind doch olle Kamellen, wer denkt denn noch daran – in jedem Haus ist schon mal jemand gestorben, wenn man alles wüßte, was in den Häusern passiert ist, in denen man aus und ein geht! Da soll man sich doch nicht haben, das ist doch schon graue Vorzeit, wer weiß denn das noch, da ist doch schon fünfmal neu tapeziert worden seitdem, mindestens fünfmal, denn Herr Scheele hat ja das Häuschen prima, prima gehalten, da kann ihm keiner was sagen, das ist in Ordnung, da kenn' ich mich aus, da macht mir keiner was vor, das ist ja doch mein Geschäft, ich mache doch meinen Kunden nichts vor, das kann ich mir gar nicht leisten in Bödelstedt. – Sicher, und außerdem sind Sie gar nicht haftbar, das geht Sie doch gar nichts mehr an. Aber bitte, bitte, ich rede Ihnen bestimmt nicht zu, Sie müssen das selber wissen, ich sage ja, das ist mein Geschäft, wenn der Preis dann noch höher steigt, es ist mein eigener Schaden, wenn ich Ihnen das Haus für 180 verkaufe – der nächste zahlt schon 200 000 oder noch mehr, da kommen Interessenten noch dutzendweise, ein Haus am Stadtpark, in der Goethestraße, das gibt es in Bödelstedt doch bloß alle 50 Jahre einmal! Und 300 Meter vom Tennisplatz entfernt, alles tipptopp in Schuß – der Garten? Wieso? Der ist doch wunderhübsch angelegt, und wenn Sie die roten Rosen nicht mögen, dann reißen Sie sie eben 'raus und säen Rasen, das ist doch ein Klacks. Der alte Scheele hatte es eben mit roten Rosen, ich hab' mir immer so einen Rosengarten gewünscht – ich sage Ihnen ja. Ich hätte das Grundstück selbst genommen, so etwas werde ich mir doch nicht durch die Finger gehen lassen, wenn ich nicht gerade gebaut hätte, wissen Sie ja, und ich hätte bestimmt nicht gebaut, das können Sie mir glauben, wenn ich gewußt hätte, der Scheele

stirbt und Frau Scheele will verkaufen. Er hat ja schon jahrelang nichts mehr getan als Rosen schneiden – aber bitte, das ist natürlich Geschmackssache, und ich rede Ihnen bestimmt nicht zu, ich wäre schön dumm, wenn ich Ihnen zureden würde. 180 Mille ist doch geschenkt. – Finden Sie? Weil der Scheele damals das Grundstück für 6500 bekommen hat? Na ja, das waren doch andere Zeiten, das kann man doch gar nicht vergleichen, das ging doch damals unter der Hand und ohne Makler, und wenn Sie die Sache richtig besehen, dann sind heute 180 000 mindestens ebenso günstig wie damals 6500 – das ist doch geschenkt, das ist wirklich geschenkt. Und das braucht Sie doch gar nicht zu kümmern, daß der alte Bernstein damals gestorben ist, als sie ihn holen wollten, er war doch schon kränklich, das weiß man doch, das war eben damals etwas zu aufregend für ihn, und was soll man ihm eigentlich Besseres wünschen als einen Herzschlag – bums, aus, tot, sonst hätten sie ihn ja noch ins KZ gesteckt, da wäre er auch gestorben, wir müssen doch alle mal sterben, ich weiß gar nicht, was Sie dabei finden, das verstehe ich wirklich nicht. Natürlich, das war nicht ganz recht, damals, das weiß man ja heute, darüber brauchen wir gar nicht zu reden, die Kameraden von der SA waren sicher ein bißchen grob. Aber Scheele war doch selber dabei und hat dann auch nichts dabei gefunden, daß er in dem Haus gelebt hat, er hat sogar erst im Krieg neu tapeziert, bis dahin hatte er noch die alten Tapeten von Bernsteins, man soll doch nicht so empfindlich sein. Aber bitte, bitte, ich rede Ihnen nicht zu. Zuerst wollte Frau Scheele ja 230 haben, und das würde sie sicher auch kriegen, ich weiß doch, wie die Lage ist. Aber ich habe sie dann heruntergeredet, tatsächlich, sagen Sie das bloß nicht weiter, ich habe doch selbst mit dem Grundstück geliebäugelt, das ist doch ein wahres Zuckerbonbonchen, so etwas findet man nicht wieder, und wenn ich flüssig gewesen wäre – na ja, man kann nicht alles haben im Leben, so ist das Leben. – Sicher, ich bin ja auch soweit zufrieden, ich sage ja gar nichts. – Das stört Sie? Aber ich sage Ihnen doch, Sie haben damit gar nichts zu tun, gar nichts, sage ich Ihnen, da muß doch Frau Scheele für einstehen, wenn der Prozeß noch schiefgeht, das ist doch ganz selbstverständlich, und ich glaube auch nicht, daß dieser Mann damit durchkommt, irgendein Neffe fünften Grades, das ist ja

schon keine Verwandtschaft mehr, und dann soll er sich doch an den Staat halten, der damals das Haus an Scheele verkauft hat, das soll doch nicht unsere Sorge sein, der will ja gar nicht hier wohnen, was soll denn auch so ein Mann in Bödelstedt, das weiß man schließlich, die alten Bernsteins paßten doch auch nicht hierher, die hatten hier keine Freunde – oder glauben Sie, der Neffe liebt Bödelstedt, weil sein Onkel Bernstein damals hier angekommen ist? Der will doch nichts als das Geld, so sind sie alle, man kennt die Sorte doch langsam, die machen uns doch nichts vor. Aber selbst, wenn er durchkommen sollte – na bitte, in jedem Falle kriegt er höchstens 100 000 dafür, sehr dick gerechnet 100 000, und wenn Sie's für 180 kaufen, dann hat Frau Scheele auch noch ihr Schnäppchen gemacht, man kann ja so eine Klausel in den Vertrag mit aufnehmen, daß Sie das alles nichts angeht, das läßt sich ja machen, das ist doch ganz selbstverständlich, daß Sie das alles nichts angeht – ich habe gar nicht daran gedacht, daß da jemand dran denken könnte, das sind doch alte Geschichten, wer denkt denn noch daran, und so ein Haus am Stadtpark ist doch die Anlage in dieser Zeit, das ist doch sicherer wie Gold, oder wissen Sie, was alles noch kommt?

AUSSCHNITTE, VERGRÖSSERUNGEN

Kleider machen Leute unglücklich (1952) 121

Trauer im Souterrain (1953) 125

Kaffèefahrt nach Dinkelsbach (1953) 129

Suzan (1962) 135

Ohne Sicherheit (1969) 139

Kleider machen Leute unglücklich

Als der Weißbejackte an seinem Abteil vorbeigegangen und das „Bier, Limonade, Selters, Milch“ schon wieder von dem weichen, gleichmäßigen Rollen der Räder aufgesogen war, spürte er plötzlich den Durst. Er wollte aufstehen, hinterhergehen, als er an das Geld dachte, und dann fiel ihm ein, da hatte er das Geld schon wieder vergessen, daß der Mann mit dem klirrenden Hänger voll Flaschen auf seinem Rückwege wieder vorbeikommen würde. Er dachte „Bier, Limonade, Bier, Selters, Bier, Bier, Milch, Bier“, und er überlegte, daß Milch am billigsten sein würde. Kühle, frische Milch, er trank manchmal davon, wenn Lisa die Kanne für den Kleinen in der Küche abgestellt hatte und noch einmal fortgegangen war, sie merkte es gar nicht.

Beinahe hätte er diesmal den Mann, der sein Ausrufen eingestellt oder vergessen hatte, nicht bemerkt. Er rief der weißen Jacke nach, dann sah er die Flaschen in dem Gitter, sie waren leer, aber eine war noch weiß. Der Kellner goß die Milch in einen Pappbecher, dicklicher und gelber rann sie als zu Hause, und er gab das Fünfzigpfennigstück hin.

Der Mann sah ihn abschätzend an. „Haben Sie es nicht klein?“, fragte er und griff langsam in die Seitentasche, eine Handvoll Silbermünzen herauslangend.

Franz schüttelte den Kopf und starrte auf eine messinggelbe Münze, die ärmlich zwischen dem Silber lag. Der andere mußte sie auch bemerkt haben. Aber er ließ die Fünziger, die Einemark- und Zweimarkstücke lässig durch die Finger hin- und hergleiten, ohne den Groschen anzurühren. Plötzlich schob er die Münzen in die Tasche zurück, griff eine andere Handvoll Geld, es mochten auch dieselben Münzen sein, fand sofort einen Zehner und gab ihn heraus. Dann tippte er lässig an die Mütze und ging weiter, den Gang entlang, das klappernde Flaschengestell schlenkernd. Der blonde Junge, der angestrengt auf die vorbeiwischende langweilige Landschaft sah, schien nichts bemerkt zu haben.

Der erste Schluck war enttäuschend. Die Milch war nicht so kühl wie die in der Kanne, und sie schmeckte süßlich und sterili-

siert. Aber als er dann wieder trank, war ihm der fade, etwas klebrige Geschmack angenehm. Er lehnte sich zurück, nachdem er vorsichtig den Mantel am Haken zur Seite gelegt hatte – „Sehr gute Garderobe Bedingung“ hatte in der Anzeige gestanden –, vergaß für einen Augenblick das Geld, die enge Küche, das nie ganz durchgelüftete Schlafzimmer mit dem kleinen Fenster, Lisa und den hungrig brüllenden Kleinen und dachte daran, daran.

Er war noch nie so sicher gewesen, daß es klappte, wie jetzt. Sonst wäre die Reise unsinnig gewesen, das Geldborgern, alles. Aber er wußte ganz sicher, daß es nun endlich wieder aufwärts gehen würde. Natürlich, Lisa hatte zuerst gemurrt, er sollte sich nicht verrückt machen lassen. Aber er wußte, daß sie unrecht hatte. Schon daß er auf eine Zeitungsanzeigen-Bewerbung eine Antwort erhalten hatte, daß sie ihn sehen wollten, heute schon, in drei Stunden, dreieinhalb, war ein ungeheures Glück nach den lahmen, nervösen Unterstützungsmonaten, und was die Firma in ihm suchte, das würde er schaffen können.

„Platzkarten zum Mittagessen“ kam der Weißbejackte vorüber, „Platzkarten zum Mittagessen“, schon vorbei. Im Nebenabteil wurde er angehalten, Franz sah, wie er sich höflich niederbeugte und einen roten Zettel ausfüllte.

Die Brote von Lisa hatte er noch nicht angerührt. Er wußte, daß sie dick sein würden, grobes, graues, etwas klebriges Brot, mit Margarine dünn beschmiert. Er mochte nicht daran denken. Um zwei würde er dort sein, vielleicht würde er dann doch ein Glas Bier trinken, schäumend und frisch und goldgelb wie auf den Plakaten, das Brot konnte er dazu essen. Um drei mußte er bei der Firma sein, die ihn einstellen wollte.

Er nahm den Pappbecher und schlürfte von der Milch, behutsam, mit tastenden Schlucken. Sie war gut, besser, voller als die zu Hause, die schien ihm plötzlich wässrig und zu kühl in dem kalten Zimmer. Hier war es warm, sehr warm, er hätte gern die Jacke ausgezogen. Aber neben den Jungen hatte sich eine ältliche Frau gesetzt, ab und zu fing er ihren mißtrauisch prüfenden Blick. Unruhig rückte er am Schlips, Lisa hätte doch noch einmal versuchen sollen, den Fleck zu entfernen, zog die angebeulten Hosen etwas höher und strich über den faltigen Jackenärmel. Wenn er nur damals den besseren Anzug genommen hätte, der

Verkäufer hatte auch dazu geraten, aber der kostete zwanzig Mark mehr, das war ihm zu viel gewesen. Die Schuhe verbarg er halb unter den hageren Beinen des Jungen. „Sehr gute Garderobe“, das konnte ihn stürzen, vielleicht. Lisa hatte zwei Stunden lang gebügelt. Aber der Stoff knitterte, und die Bügelfalten verwischten sich schnell.

Ein dröhnender Gong kam näher. „Platznehmen zum ersten Mittagessen“ ging der Kellner vorüber. Ob man auch ohne Platzkarten essen konnte? Der Gong klang schon vom anderen Ende des Wagens her.

Er stand auf. „Paß bitte auf meine Sachen auf“, sagte er zu dem Jungen, dann ging er den wiegenden Gang nach vorne. Der Zug war nicht voll besetzt, er sah in die dösenden Abteile hinein, auch im Raucher war noch Platz. Er ging durch zwei Wagen hindurch, dann wieder über den klappernden, zugigen Zwischengang in einen dritten, der war Zweiter Klasse. Die grauen Plüschpolster atmeten Satttheit, Ruhe und Reichtum, die Gesichter darin waren dick oder hager vor Bedeutung, die Frau war schön, sicher angemalt, aber man merkte es nicht, die hatte ganz feine, lange, weiße Hände. Er sah ein kleines Schild „Die Waschräume dieses Zuges führen einen Automaten, welcher für 10 Pf. Handtuch und Seife verabreicht“, und plötzlich spürte er den klebrigen Schmutz zwischen seinen Fingern. Als er an der Mahagonitür am Ende des Wagens vorbeikam, stand das Schild auf FREI, und er ging hinein. Er steckte den Groschen in den wartenden Schlitz und versuchte, nachdem er die Vorschrift gelesen hatte, den roten Knopf zu drehen. Aber der Griff mit dem Drehpfeil rührte sich nicht. Er versuchte es mit beiden Händen, schlug, plötzlich von Wut überspült, gegen die Seitenwände, drückte hastig mehrere Male auf den kleinen Rückgabeknopf, rüttelte an dem Kasten. Aber der Automat löste sein Versprechen nicht ein, der Drehknopf war unbeweglich, das Geld kam nicht zurück, nur der Kinderkopf einer Seifenreklame lächelte ihn mitleidlos an. Schwäche und Hilflosigkeit überfielen ihn, müde drehte er den Wasserhahn auf, aber der Vorrat war wohl ausgegangen, nur wenige Tropfen fielen in das Becken.

Als er aus der Tür kam, wartete draußen die Dame mit den schmalen weißen Händen. Er sah an ihr vorbei und betrat über

das schaukelnde Zwischenstück den Speisewagen. Rechts war die Küche, Dampf und Essensgeruch strömten in den Gang, gebratenes Fleisch wie Weihnachten. Er dachte nicht mehr daran, daß er den Fünfmarkschein nicht anbrechen wollte, setzte sich an einen der kleinen Tische links, und als der Kellner kam, war es ein anderer, der ihn gleichgültig höflich nach seinen Wünschen fragte. Er nahm die Speisekarte und bestellte das dritte Menü.

Nachher war er wohligh satt und hätte einmal wieder eine Zigarette rauchen mögen. Aber das war seit Monaten vorbei. Nach dem ersten Gehalt, er wollte jetzt nicht leichtsinnig sein.

Der Junge saß noch immer gegenüber seinem Platz und sah hinaus. Die Frau war fortgegangen oder ausgestiegen. Er fühlte sich erleichtert und zufrieden.

Als er sich setzte, stieß er an den Pappbecher, der neigte sich schräg – er sah es wie in einem Zeitlupenfilm –, und plötzlich ergoß sich die gelbe, dickliche Flüssigkeit über die Jacke, den Mantel, die Hose, der Becher rollte auf den Boden. „Oh“, sagte der Junge, lehnte sich eifrig vor und hob den leeren Becher auf.

Franz blieb sitzen. Er war schon ohne Hoffnung. „Sie haben sich schmutzig gemacht“, sagte der Junge. „Das ist kein Schmutz“, antwortete er barsch. Dann suchte er nach Papier, in der Tasche waren seine Zeugnisse, der Brief von der Firma, den konnte er jetzt nehmen. Aber es reichte nicht, das feuchte Weiß zu verwischen, es tropfte noch. Er riß Stücke von dem Zeitungspapier ab, mit dem Lisa die Brote eingewickelt hatte, immer mehr, dann sah er die Brote. Gelbe Butter quoll zwischen dünnen weißen Scheiben hervor, und dunkelrote und braune Wurst hing an der Seite heraus.

Trauer im Souterrain

An diesem Abend achtete Frau Beete nicht auf das angestrengte Scharren der Kellertür, das Ächzen der Gitterlatten auf dem Zementfußboden, das sie sonst hinausrief. Nach den Ereignissen dieses Tages war es ihr gleichgültig, was nebenan in den muffigen Kellerwinkeln unter dem schläfrigen Licht der einen Glühbirne geschah. Steif saß sie im Ohrensessel unter dem Fenster, unnahbar überlegen ihrer Welt, unberührt vom Alltagsgeräusch der Lattentür. Den Kopf lehnte sie nicht an den Plüsch, damit die festlichen Brennscherenwellen nicht aufrissen. Sie hatte die alte, goldgerandete Sonntagsbrille aufgesetzt, deren Gläser die starre Ordnung der Häkeldecken auf Tisch, Sofa und Büfett verschwimmen ließen. Sie dachte daran, daß Herr Martenau jetzt begraben war. Sie nippte wieder Likör aus dem Kristallglas, und in all der Trauer war es ihr warm und gut um den Rücken. Sie sah nicht die klebrigen Halbringe, die der Fuß des Glases auf die Politur des Nähtisches gezeichnet hatte. Vor sich sah sie Herrn Martenaus Grab mit der aufgehäuften Fülle üppiger Kränze und Blumenkreuze auf sterbeduftendem Tannengrün. Jedes Haus von Uhlandstraße 11 bis Uhlandstraße 23 hatte einen Kranz geschickt; aber der prächtigste von allen trug die goldbedruckte Schleife von Uhlandstraße 19. Das war ihr Kranz, ein Blütenrad aus kostbarem Rosa, und ihr Kranz lag über allen anderen auf Herrn Martenaus Grab.

Die Milchfrau hatte an dem Morgen früher geschellt, als könne sie die Neuigkeit nicht schnell genug ausbieten. Frau Beete mußte eilig den Morgenmantel überwerfen, als sie mit der Kanne hinaufstieg. Sie witterte nichts. Sie überlegte nur, ob sie nicht ein achtel Liter Milch mehr nehmen sollte, um eine Creme zu kochen. Doch als sie die Frau mit den klappernden Bechermäßen sah, spürte sie, daß etwas Bedeutsames geschehen sein mußte. In der Nacht war Herr Martenau gestorben.

Zuerst war nur der Schreck. Langsam schwoh dann die Trauer, randete ihre Augen, beschwerte jeden Handgriff, klopfte an ihrer Brust und brach in sie ein, als sie vergebens auf seine Füße

wartete. Seit einundzwanzig Jahren hatte sie täglich gegen zehn Uhr vormittags Herrn Martenaus Füße vorübergehen sehen. Sie kannte den Schritt genau; selbst wenn das begleitende spitze Tacken des Spazierstocks nicht gewesen wäre, hätte sie ihn von allen anderen Schritten unterschieden. Wie von selbst sah sie auf, jeden Vormittag gegen zehn, wenn Herrn Martenaus Stiefel im Fenster erschienen, und dann machte sie sich auf, Herrn Martenau auf seinem Rundgang wie zufällig zu begegnen. Er grüßte sie stets, mit immer dem gleichen Kopfnicken, Tag für Tag, und sein Spazierstock tackte so uhrengleich auf das Pflaster, daß sie nie an seinen Tod dachte, obwohl seine Stimme heiserer wurde und die Jahre das dünne Haar zu einem gelblich getönten Schlohweiß verfärbten. Jeden anderen Menschen sah Frau Beete vom Tod gezeichnet, so daß sein Sterben sie niemals überraschte. An diesem Morgen aber verschüttete sie ein paar blaue Milchtropfen auf die glattgescheuerten Steinstufen.

Über der Creme dann packte sie plötzlich das Wissen, daß es nun keine Zukunft mehr gab. Der neue Schreck überfiel sie so heftig, daß sie nicht weiteressen konnte. Jetzt, nach diesem Tod, war sie allein, war nach einundzwanzig Witwenjahren wirklich allein, verlassen nach einundzwanzig einsamen Rentenjahren, den einundzwanzig likörsüßen Weihnachtsabenden – allein gelassen nach einundzwanzig Jahren, in denen immer noch Hoffnung gewesen war, morgen, in der nächsten Woche, im kommenden Herbst vielleicht könnte alles anders sein. Jetzt war die Einsamkeit da. Einsamkeit war jetzt ein Teil der Wohnung geworden, mit der Miete monatlich im voraus zu bezahlen: Herr Martenau war tot, fortgegangen mit der schüchternen Zurückhaltung seines Junggesellenlebens, und was sie zwei Jahrzehnte lang gedacht und gewünscht hatte, was sich eingespielt hatte um ihre Augen und ihren vertrocknenden Mund, das konnte jetzt keinen Spiegel mehr finden. Plötzlich fror sie, spürte die Furcht vor Abenden im verhängten Zimmer, wenn die Schritte oben auf dem Pflaster versiegten, wenn jedes Ereignis sich begeben hatte an diesem Tag und das Warten kam auf den anderen Morgen, auf das Klingeln der Milchfrau, die den ersten Aufguß des Neuen brachte. Sie ekelte sich plötzlich vor der weichen Creme, und sie wußte die Faltigkeit ihrer Haut und die Asche von zweiundsiebzig Jahren in ihrem Haar.

Dann kam die Trauer in ihr zur Ruhe, setzte sich fest, sicherer Besitz für alle Tage, die noch kommen mochten. An den Etagentüren sammelte sie Beiträge für den Kranz des Hauses, und niemand wagte weniger zu geben als fünf Mark, weil sie, Frau Beete, zuerst fünf Mark in die Liste gezeichnet hatte. Der Kranz war unmäßig groß und unmäßig schön, auch die Buntglasdämmerung der Friedhofskapelle konnte seiner Pracht nichts anhaben. Er lag zu Füßen des Sarges, flammendes Rosa, umwunden von der golden bedruckten Gedenkschleife. Bei der Trauerfeier richtete Frau Beete den verschwimmenden Blick immer wieder darauf, wenn die kühle Kapellenluft, in der ein Hauch von Souterrain und Tränen war, sie zu überwältigen drohte. Dann traten die schwarzrückigen Männer vor, trugen die Kränze vor das Portal, wo der niedrige Wagen in der Sonne wartete, und häuften sie übereinander; nur das rosa Nelkenrad legten sie auf den Sarg.

Als der schmale Trauerzug hinter dem hoch schwankenden Silberkruzifix und der wallenden Spitzenfeierlichkeit des Pfarrers langsam die Wege entlangzog, konnte Frau Beete ihren Kranz nicht sehen. Nur wenn Pfarrer und Kreuz und Wagen in einen Seitenweg einschwenkten, leuchtete der abendsonnenfarbene Blütenring zu ihr hin. Es war ihr nicht gelungen, an die Spitze des Zuges zu kommen; aber sie blieb zwei oder drei Schritte hinter Frau Prange zurück, deren gebündelte Füchse sie mit den Glasaugen anstarrten, so daß sie selbst am Anfang eines zweiten Trauerzuges ging. Alle Trauer war ihre Trauer, und ihr Kranz war der größte und schönste von allen, und er lag auf dem Sarg.

Immer noch einmal ging sie den Weg, langsam zwischen der gedrängten Ordentlichkeit der Gräber hindurch, ganz fern das Klingeln einer Straßenbahn und der heulende Strich eines Dönsjägers am Himmel. Das Silberkruzifix schwankte in der Sonne, der Wagen schob sich zur Grube hin, hinter der die schwarze, halb abgebrochene Marmorsäule drohte. Sie trank den Likör aus, leckte den Rest aus dem Glas. Am Grab hatte sie vorn gestanden, gleich hinter dem Pfarrer, den üppigen Kranz zu ihren Füßen. Das Knarren der Kellertür hörte sie nicht. Sie trauerte und begrub, und es kümmerte sie nicht, daß irgend jemand nebenan in den muffigen Lattenwinkeln wühlte, und es kümmerte

sie nicht, daß die starre Häkeldeckenordnung ins Schwanken geriet und daß sie nicht wußte, wie die Welt morgen sein würde, ohne Herrn Martenau, und sie dachte nicht daran, daß der Kranz schon verwelkte.

Kaffeeahrt nach Dinkelsbach

Heiß stand die Luft im Omnibus, als er aufwachte. Die Kunststoffpolster rochen scharf. Er rieb sich die Augen, um die klebrige Müdigkeit fortzuwischen. Die Sonne blinkte auf dem Chromrand der Uhr, die in das Trägerkreuz der großen Frontscheibe eingebaut war. Das gewölbte Glas glänzte im blauen Staub der Mittagssonne, der Zeiger stand auf fünf Minuten vor halb zwei.

Vor der stumpfen Kühlerhaube lag ruhig und niedrig die Straße, eine kleine Nebenstraße, wo er sich manchmal ein paar Minuten Ruhe gönnte – schmale, unerlaubte Pausen zwischen zwei Fahrten oder auf dem Weg zwischen der Enge des Zimmers zu Hause und dem lärmenden Betrieb der Garagen. Nirgendwo sonst gab es einen ungestörten Augenblick. Er räkelte sich und suchte in der Jackentasche nach den Zigaretten. Halb zwei mußte er an den Garagen sein, viertel vor am Hauptbahnhof, halb vier in Dinkelsbach. Er zündete die Zigarette an. Dann ließ er den Anlasser spielen, der Motor brummte zuverlässig auf, unbeholfen zitterte der Kühler zur Straßenmitte. Da sah er die Uhr am Eckhaus. Sie zeigte viertel nach, viertel nach zwei, und die chromglänzende in der Frontscheibe stand immer noch auf fünf Minuten vor halb. Er kniff die Augen zusammen. Aber die goldenen Zeiger am Turm der Friedenskirche bewiesen es: siebzehn Minuten nach zwei. Er hatte verschlafen. Achtzehn Minuten nach zwei sagte die Rathausuhr, neunzehn Minuten nach fuhr er an St. Johannis vorüber, dann war er bei den Garagen.

Helmut lief ihm entgegen. „Was passiert?“, brüllte er und riß noch im Fahren die Tür auf. „Der Alte schnappt über – wo bleibst du denn?“ Karl winkte hastig herüber. „Telefon!“, rief er, „aber schnell!“ Er riß die Bremse fest, warf die Zigarette fort und sprang aus dem Wagen. „Kommt grade!“, sagte Karl ins Telefon und drückte ihm den Hörer in die Hand.

„Malles“, sagte er, „hier Malles!“ Die Membrane kreischte, er verstand nichts. „Verrückt“, hörte er dann, „entlassen“, dann „ruiniert“, dann „wahnsinnig!“ Dann war einen Augenblick lang Stille. „Mann, nun kommen Sie doch endlich!“ Plötzlich schien der

Alte ganz ruhig zu sein. „Wir warten doch, Mensch Malles, die warten doch hier! Ist der Wagen in Ordnung?“ Er schluckte. „Jawohl“, sagte er, „alles in Ordnung“. Die Stimme wurde wieder schrill. Er gab Karl den Hörer, nahm das Fahrtenbuch vom Tisch und lief zum Wagen.

Die Uhr über dem Bahnportal zeigte fünf vor halb, fünf vor halb drei. 89 Kilometer bis Dinkelsbach. Die Frauen drängten sich aufgeregt zusammen, als sie ihn entdeckten, sie nahmen ihre Taschen auf, eine winkte mit dem Schirm. Der Alte riß die Tür auf. „Bitte sehr, meine Damen, ein kleines Versehen, eine Panne. Bitte einsteigen, Sie werden rechtzeitig in Dinkelsbach sein.“ Dann kam er um den Kühler herum. „Malles!“, zischte er, „Halb vier in Dinkelsbach, oder Sie sind erledigt! Ich will nichts hören, gar nichts. Aber halb vier in Dinkelsbach, sag’ ich Ihnen, und morgen können Sie sich Ihre Papiere holen, so was ist mir noch nicht passiert, so was kann ich in meinem Betrieb nicht brauchen. Halb vier in Dinkelsbach, der Wagen kann das, und wenn Sie –“. Er lächelte: „Nur keine Eile, meine Damen, bitte, Sie werden ganz gemütlich um halb vier in Dinkelsbach sein, bitte sehr!“, und leise zischte er: „Malles, ich krieg’ keine Fuhre wieder vom Landratsamt, Sie haben mich ruiniert, ich schmeiß’ Sie raus, wenn Sie nicht – also halb vier!“

Am Schillerplatz glühte das rote Stopplicht. Die Uhr an der Straßenbahnhaltestelle zeigte halb drei. Der Alte war übergeschnappt, 89 Kilometer bis Dinkelsbach, und Ilse war schon wieder im fünften Monat, es hatte gar keinen Zweck, auf Kraft zu fahren. Eine junge Frau beugte sich neben ihn. „Kommen wir auch wirklich noch rechtzeitig?“, fragte sie. Er nickte und fuhr an. „Sicher“, sagte er, „das ist doch abgemacht.“

Die Ausfallstraße war frei, er gab Gas, der Motor sang höher, die Bäume beeilten sich, und auf dem Asphalt begannen die Räder zu singen. Er sah nicht auf das Tachometer. Aber er wußte, daß der Zeiger bei der Achtzig stand, Fünfundachtzig vielleicht, und plötzlich wurde ihm leichter und freier, der Motor lief von selbst, die Straße war glatt und übersichtlich, er ließ den Wagen rollen, das Singen der Räder wurde um ein wenig gefährlicher. „Sonne“, hörte er hinten eine Stimme und „mein Mann sagte“ und „wunderbar“ und „ach, Ihrer auch?“, und

plötzlich lachte die rechte Seite, und eine helle Stimme klang über den anderen.

BEI NÄSSE GLATT warnte ein Dreiecksschild. Aber es war nicht naß, es war nicht glatt, er zog den Wagen weit durch die Kurve und brauchte kaum Gas wegzunehmen. Das Lenkrad vibrierte leise, eine seltsam helle Erregung kam über ihn, 89 Kilometer bis Dinkelsbach, vielleicht konnte er es schaffen. Der Wagen lag ruhig, wenig Gegenverkehr, und schon tauchte das erste Dorf aus den Hügeln. Breit lagerten die Höfe am Eingang, rückten dann enger zusammen, und in der Straßenmitte waren silberne Punkte, die sich zwischen die Häuser schlängelten. VORSICHT rief ein Schild, und er nahm den Fuß vom Gashebel. Aber die Straße lag leer unter der Sonne, er hupte, nichts rührte sich, schon blieb der Widerhall zwischen den Häusern zurück. DINKELSBACH 79 km meldete das gelbe Schild am Ortsausgang. Ein alter DKW puffte vor ihm blaue Wölkchen, er hatte wieder volle Geschwindigkeit und überholte im ersten Anlauf. Als er auf die rechte Seite zurückbog, schwankte der Wagen, und das Gesumm des Gesprächs hinter ihm stockte einen Augenblick. Dann war es wieder wie vorher. Er fühlte Schweiß auf der Stirn, der Alte war wahnsinnig, er hätte ja anrufen können in Dinkelsbach, als ob die nicht eine halbe Stunde warten konnten. Oder er hätte zu Hause schlafen sollen, Ilse hätte ihn rechtzeitig geweckt. Aber zu Hause konnte er nicht schlafen, die Kleine ließ keine Ruhe, niemals hatte er Ruhe zu Hause, das Zimmer war zu eng, es gab nur Ruhe im Bus. Er leckte einen Schweißtropfen von der Oberlippe, es schmeckte nach Salz und Benzin und bitterem Zigarettenteer. Die Bäume standen hier dünner, die Schatten flogen schnell über ihn hin, Sonne, Schatten, Sonne, Sonne – es war heiß, und ein Lastwagen mit langen rostigen Eisenstangen schütterte vor ihm, er mußte bremsen, von vorn kamen Radfahrer, zwei nebeneinander, die Eisenstange mit dem roten Tuch daran schwankte vor dem Kühler, er mußte weiter abdrosseln, schalten, und die Radfahrer winkten ihm zu. Dann mußte er warten, bis der grüne Volkswagen vorüber war, eine Kurve nahm die Sicht, immer noch schwankte das rote Tuch vor ihm, der LKW fuhr höchstens dreißig, er mußte ihn überholen, das Warten kostete Kilometer, halb vier in Dinkelsbach, halb vier.

Er blieb ein Stück hinter dem Lastwagen zurück, und als er die Straße frei sah, setzte er an. Er ließ den Motor aufbrummen, drückte die Hupe und fuhr weit nach links. Als er neben dem roten Lappen war, blitzte vorn ein Motorrad, mit Beiwagen. Er mußte, er mußte überholen, das Blinken kam rasend auf ihn zu, rechts der graue Kühler des Lastwagens, noch fünfzig Meter bis zu dem wahnsinnigen Blinken, rechts herüber, rechts, rechts, der LKW fiel zurück, das Beiwagenkrad verschwand, jetzt, jetzt – kein Krach, vorüber, und mit einem schnellen Blick in den Spiegel sah er, daß die Frauen nichts gemerkt hatten.

Er ließ den Wagen rollen. Das nächste Dorf sah er kaum, holpernd blieben die Häuser zurück, ein glotzendes Kind in der Hofeinfahrt, und er wußte, daß der Tachometerzeiger bei der Hundert zitterte. Das scharfe Singen der Reifen setzte wieder ein, der Wagen war gut, ein, zwei PKWs blieben zurück, und den kleinen Laster konnte er noch vor der Kurve überholen. Ilse wußte von nichts, Ilse – er nahm das Gas weg, und aus der Kurve kam wackelnd ein schief beladenes Dreiradauto, das wäre der Tod gewesen, der Fahrer rauchte eine Zigarette. Es war sinnlos, der Alte würde ihn doch entlassen, und er sah den Betrunkenen, der über die Straße taumelte, bremste, oder der Mann taumelte nur unter der Sonne, es war irrsinnig heiß, Ilse würde es wieder nicht gut sein, und dann mußte er zum Arbeitsamt, und der Kinderwagen war schon verkauft, Ilse wollte kein Kind mehr, und er kannte das Arbeitsamt. Er fuhr den Wagen voll aus.

Dann kam die Stadt. An der Kreuzung mußte er auf das grüne Licht warten. Die Uhr in der Frontscheibe stand immer noch auf fünf vor halb. Ein Radfahrer gähnte. Aber die Uhr des Goldschmieds zeigte vier Minuten nach drei, der große Zeiger sprang auf die Fünf. Bei der nächsten Kreuzung glitt das Licht schon vom Grün zum Gelb, er sah es und fuhr doch noch hinüber, und den Hügel zwischen den letzten Häusern nahm er mit dem gewonnenen Schwung. Jetzt zitterten die Hände, das Steuerrad war warm und klebrig, DINKELSBACH 49 km schrie das gelbe Schild, es war zu spät, er konnte es nicht mehr schaffen. Aber der Alte durfte jetzt nicht kündigen, er wollte ihm mal was zeigen, jetzt nicht, er hätte überhaupt nicht heiraten sollen, und von vorn kam ein grünelber Omnibus, der hielt die Straßenmitte,

schwankte nach links, eine verrückte Biene – nun fahr doch rechts ran, Idiot! Rasselnd vorüber, etwas zerspritzte auf der Frontscheibe, auch ein Tier, und rechts lockte ein großes Reklameschild über den Rüben, die wahnsinnig lachende Frau mit der Flasche. Er hatte Durst, es war heiß, und plötzlich hörte er, daß sie nicht mehr sprachen. Er sah im Spiegel, wie sie nach vorn starrten – da war nichts, der Motor sang, die mochten Angst haben, er war ein freier Mann, frei, frei, die sagten nichts mehr, der Kaffee würde ihnen schmecken in Dinkelsbach, ein reizender Nachmittag, Herr Landrat, pünktlich um halb vier, sehr wohl, Herr Doktor, Zucht und Ordnung und Pünktlichkeit, die ehernen Grundlagen der Nation, Malles macht ihnen nichts vor, meine Damen, wir können schon, wenn wir wollen.

Vor der Brücke mußte er bremsen, zurückschalten. Menschen drängten sich um einen staubigroten Wagen, zwei Polizisten, der rechte Kotflügel war eingedrückt, die Scheibe zersplittert, Kreidezeichnung der Bremsspur und Blut. Die nächste Kurve nahm er vorsichtiger. Dann begann wieder das böse Singen, Baum, Sonne, und irgendwo war das Schild DINKELSBACH 21 km, und zwischen dünnen Beeten stand eine schwangere Frau, und ein Kind spielte mit Erde und Steinen, und der Kirchturm zeigte drei Minuten vor halb.

Aber er ließ nicht ab, sollte der Alte den Wagen verschrotten. Den PKW überholte er lässig, er strich sich das Haar zurück, als das schwarzglänzende Dach neben ihm untertauchte, er wischte sich die Stirn ab, und den nächsten und den nächsten und den nächsten nahm er wie im Traum. Dann kam der rumpelnde Anhänger, die Plane schlug hin und her, die Kurve drohte mit Ungewißheit, es war nicht viel Zeit zum Überholen. Er setzte an. Aber plötzlich ließ er das Gas weg und bremste, das Getriebe schrie, ein Klappsitz schlug nach vorn, die Frauen kreischten, da hatte er den Wagen wieder in der Gewalt. Als er dann überholte, war die Straße frei, frei bis zur Ferne hin, er hätte es leicht geschafft, er war feige gewesen. Er schluckte und trat den Gashebel durch.

Dann zeigte ein müdes Schild, daß noch sieben Kilometer zu fahren waren. Es war lange zu spät. Aber sieben Kilometer waren nur fünf Minuten, vier Minuten, wenn alles gut ging, und er

sah Ilse und die Kleine und wußte das Ungeborene. Er lebte ganz im Schnellen, der Wagen wiegte ihn nach Dinkelsbach, er wußte keine Geschwindigkeit mehr, alles war Straße, grenzenlose Straße, von Sonne gefleckt. Leicht und geschmeidig ließ er den Mercedes hinter sich, drei Minuten bis Dinkelsbach, die Bäume am Kaffeegarten würden schattig sein, schlafen, schlafen, und am Abend dann langsam heim, halb vier in Dinkelsbach, nur neun Minuten zu spät oder zehn oder elf, und der Alte hatte sich lange ausgeschrien. Da gingen die Schranken nieder.

Er sah es und wünschte, er könnte fliegen. Die rotweißen Balken neigten sich, langsam zuerst, und er schaffte es nicht mehr, er mußte bremsen, bremsen, und als er hielt, klirrten die Eisenstäbe schon zur Ruhe. Dann kam kein Zug, kein Zug kam, die Strecke war leer, es kam kein Zug, und er beugte sich hinaus und schrie zu dem Bahnwärter hinüber. Der hob die Schultern und winkte gleichmütig zurück.

„Wir sind ja schon da!“, kam eine Stimme von hinten. Da sah er die beiden Türme, die Schornsteine von Dinkelsbach, Dinkelsbach, und die Schranke würde ihn entschuldigen, vielleicht. Er schloß die Augen und hörte, wie der Zug vorüberlärnte, der Fernweh-Rhythmus der Schienen, obwohl es nur ein Güterzug war, er sah den letzten rostroten Wagen verschwinden, während die Schranken hochschwankten. Er fuhr an, und hinter der Kurve lag das niedrige weiße Haus unter den Bäumen, das verschnörkelte Schild über dem Eingang: KAFFEEGARTEN DINKELSBACH. Er bremste, Kies knirschte unter den Rädern, dann stand der Bus.

Die junge Frau stieg zuletzt aus. Auf dem Trittbrett wandte sie sich um, sah ihn an, zögerte einen Augenblick. Dann lief sie den anderen nach. Er stand auf, riß die Tür zu, ließ den Motor anspringen und fuhr in den Schatten, unter die Bäume rechts neben der Einfahrt.

Suzan

Auf einer Gardenparty sah ich sie, draußen in Benchhill, bei Woods. Ich war später gekommen, hatte noch Patienten besucht, ich war müde, und am liebsten wäre ich gleich nach Hause gefahren. Der August hatte die Sommerschwüle noch einmal gesteigert, auch dieser Abend brachte keine Frische, und selbst die beiden ruhig brennenden Windlichter auf dem Bartisch schienen die Luft noch aufzuheizen. Ich nahm ein Glas, irgend etwas mit Gin und Eis und Zitrone, sagte Mrs. Wood Guten Abend, schob mich dann langsam zwischen den Gruppen hindurch. Ich hatte keine Lust, feuchte Hände zu schütteln. Ich hörte das Sprechen rundum wie von fern, immer die gleichen Worte – lovely, delicious, pretty, nice –, hörte Gelächter, immer das gleiche Gelächter, und einer schlug mir auf die Schulter: „Hallo Doc! How are you?“ Ich sagte: „Thank you, fine!“, und ich wußte schon nicht mehr, wem ich zugelacht hatte. Ich hörte auch ihren Namen, irgendwann: Suzan – hörte ihn wieder und hörte ihn doch nicht, bis ich sie sah. Ich sah sie, und plötzlich dachte ich wieder in meiner Sprache. Ich dachte: ‚schön‘; mehr dachte ich nicht. Aber ich dachte nicht ‚sweet‘ oder ‚lovely‘ oder ‚beautiful‘ oder irgendein anderes Wort jener Sprache, in der ich seit vierundzwanzig Jahren lebe und denke. Ich sah sie und dachte: ‚schön‘, nichts als dies: ‚schön‘.

Ich wußte, daß sie aus Deutschland war. Wenn man zwei Dutzend Jahre in einem fremden Land lebt und zwei Dutzend Jahre lang sorgfältig Strich neben Strich zieht, um sich das Bild dieses fremden Landes zu zeichnen und zugleich sich selbst einzuzeichnen in dieses Bild, eine Figur am Rande, möglichst unauffällig, irgendein Kollege, irgendein Nachbar mit leichtem und schließlich vergessenem Akzent: ‚Hallo Doc! How are you?‘ – wenn man am Ende darin ist, beinahe ganz darin, und die Nachrichten aus Europa auf der fünften oder achten Seite der Morgenzeitung sind kaum noch wichtiger als Meldungen aus Pakistan oder Peru: dann wacht man eines Tages auf oder eines Abends oder Nachts, und plötzlich weiß man mehr über das Land, das man

verlassen hat, man kennt die Menschen genauer, die man verlassen hat, und plötzlich genügt dann ein beiläufiges Achselzucken oder die Wendung eines Gesichts, ein Blick oder ein Schritt, um die Herkunft eines Menschen aus dem verlassenen, verlorenen Land zu bezeugen. Ich wußte, daß sie aus Deutschland war, wußte es, als ich sie sah, noch ehe ich etwas anderes gedacht hatte als: ‚schön‘.

Ich bin verheiratet. Helen ist eine gute Frau. Wir waren im vorigen Jahr zusammen in Europa, London, den Rhein entlang, Genf, die Riviera, Rom, auf der Rückreise noch drei Tage Paris: viereinhalb Wochen Europa, Helen brachte über neunhundert Aufnahmen heim. Einen Tag lang und eine Nacht waren wir auch in Gummersbach, im Taxi gefahren vom Kölner Dom nach Gummersbach: Da war ich zu Hause, da war ich damals – die Schieferwände, winklig zueinander gestellt, die schmalen Pflasterstraßen, die enge Kirche mit den dunklen Emporen, und im Regen die Waldberge blau. Helen fand Europa wundervoll und sehr interessant, auch Gummersbach, ganz reizend, fast wie ein Freilichtmuseum, und nicht einmal Eintritt muß man bezahlen. Sie ist eine gute Frau, und sie ist hier zu Hause, ist zu Hause in ihrer Sprache, die mich aufgenommen hat, die ich zwei Dutzend Jahre lang lernte und lerne und die doch kein Wort hat für dieses ‚schön‘, kein Wort, das ich weiß.

Sie war blond. Ich sah zuerst ihre Haare, beinahe goldgesponnene Haare (Helen weiß nichts von Rumpelstilzchen, sie färbt ihr Haar nach der Mode, obwohl sie gewiß nicht eitler ist als andere Frauen; sie ist eine gute Frau für mich). Das Blond traf mich, es schmerzte so wie das Regenblau der Wälder bei Gummersbach. Da war ich zu Hause, da war ich zu Hause gewesen. Sie strich das Haar aus der Stirn, sie lachte und trank, und ich wußte, daß sie aus Deutschland gekommen war.

„Hallo Doc!“, sagte Sammy Wood und zog mich zu sich. „Didn't you meet our German friend Suzan?“

Sie war etwas größer als ich. Sie war schlank und jung. Ihre Hand war kühl, eine fremde, wohltuende Kühle an diesem schwülen Augustabend. Sie sah mich an, freundlich, lächelnd und jung. Ich wußte, daß sie meinen Namen schon wieder vergessen hatte (Helen weiß jedes Gesicht, das sie jemals kennengelernt hat, beim

Namen, und zum Jahresende schreibt sie die Namen auf glitzernde Glückwunschkarten, und es kommen Stöße von Glückwunschkarten in unser Haus, bunt gehäufte Trophäen ihres Erinnerungsvermögens). Sie sagte einige Worte in einem Englisch, das mein Englisch gewesen war damals, vor vierundzwanzig Jahren (ich höre es manchmal noch, wenn ich die Kinder schelte; Helen schilt nie mit den Kindern). Dann ging sie mit Sammy Wood weiter den Schlängelpfad durch die Gardenparty, hallo hier, hallo da, und überall „marvellous“ und „nice“ und „wonderful“, und immer wieder „Suzan“, „our German friend“, und „Hallo Suzan!“

Sie hieß Susanne. Irgendein Austauschprogramm hatte sie hergebracht, aus Schleswig oder aus Buxtehude oder sonst einem Ort, wo die Kinder das Rumpelstilzchen-Gold in den Haaren tragen, hergebracht nach Benchhill, Massachusetts, zur Gardenparty bei Woods. Sie mochte zwanzig sein oder einundzwanzig, zweiundzwanzig vielleicht. Doch sie sah anders aus als die einundzwanzigjährigen Mädchen in diesem Land: Sie war so wenig erwachsen wie meine Tochter Marylin mit zwölf erwachsen war (mit dreizehn hatte sie ihren ersten Freund, und seit zwei Jahren weiß ich nicht mehr von ihr als die Zeugnisse und das Taschengeld) – sie sah nicht aus wie Marylin. Sie war anders: Sie kam aus dem Land, das ich verlassen, das ich verloren hatte, damals, und ich sah in ihrem Gesicht das verlassene, verlorene Land, sah Gummersbach, Buxtehude und Rumpelstilzchen, ich sah, daß sie jung war und schön – und nicht lovely, nicht handsome, nicht sweet.

An diesem Abend trank ich mehr als gewöhnlich. Es war sehr schwül, ein Gewitter blieb irgendwo hinter dem Horizont, und ich trank und lachte. „You’re a funny boy!“, sagte Sammy und schlug mir auf die Schulter, und er fragte nach Helen, die mit den Kindern an der See war, bei Cape Cod, der August war ihr zu heiß in der Stadt, und Marylin war befreundet mit Donald O’Brien, der war mit seinen Eltern nach Cape Cod gefahren während der College-Ferien.

Das Mädchen lächelte. Wir sprachen englisch. Ich wußte: Da war nichts zwischen uns, da konnte nichts sein zwischen uns – da war mehr zwischen uns als die vierundzwanzig Jahre fern

von dem verlorenen Land (sie war zwei oder drei Jahre alt, als Helen und ich heirateten, und sie lernte gerade die ersten Worte in der Sprache schreiben, die ich vergessen mußte, als ich den Ausweis erhielt, der mich beglaubigte als freien Bürger dieses Landes, der mich loslöste von Rumpelstilzchen und Gummersbach). Ich hatte nicht mehr die gleiche Sprache wie sie – wie hatten sie mich angestarrt, drüben, als ich mit unbeholfener Zunge den Kindheitston versuchte! –, und meine Erinnerungen waren nicht ihre Erinnerungen, waren nicht ihre Gegenwart.

Ich sah sie an, und ich wußte, daß sie nicht die sein konnte, die ich sah. Ich versuchte nicht, deutsch zu sprechen mit ihr. Ich trank noch drei oder vier Gläser leer, dann fuhr ich nach Hause. Ich war sehr müde. Bei der Einfahrt in die Garage zerschrammte ich den rechten vorderen Kotflügel.

Helen kam eine Woche später heim von Cape Cod. Der Wagen glänzte schon wieder in gleichmäßigem Lack. Marylin hatte sich verlobt. Donald kam abends vorbei und tippte mir auf die Schulter: „Hallo Doc! She’s really a fine girl!“ Übrigens, Marylin hat auch blondes Haar; aber in ihrem Blond ist kein Gold, und kein Friseur spinnt es hinein.

Ohne Sicherheit

Es war so: Der Pförtner sah sie an durch das Oval HIER SPRECHEN, Augen wie aus einem medizinischen Lehrbuch, trübblau, blind oder fast erblindet, Augen ohne Hintergrund – sah sie an, als ob er nichts gehört, nichts verstanden hätte.

Vielleicht hatte sie nicht deutlich gesprochen: keine Ruhe, kein Schlaf, kein Ausweg. Das macht uns fertig, sagte Kurt, immer wieder: Das macht uns fertig.

Sie beugte sich zu der Sprechöffnung, wiederholte die Worte langsam, hörte sich jede Silbe sagen. Versuchen kannst du es ja, warum nicht; aber wir können keine Sicherheit bieten, verstehst du: nichts mehr.

Der Pförtner nickte, holte zwischen Telefon, Weckeruhr, Notizblock, Aschenbecher und sorgsam gefaltetem Butterbrotpapier ein schwarzes Heft hervor, rechts die abgegriffene Buchstabenleiste; er schlug die M-Seite auf, fuhr mit dem Zeigefinger die Namen herunter, Name für Name, blätterte um, nahm sich die zweite M-Seite vor: Mungerschoss, sagten Sie?

Ja, Doktor Mungerschoss.

Der Zeigefinger vergewisserte sich noch einmal, glitt an den Spaltenrand rechts: Zimmer 55, im siebenten Stock. Doktor Dietrich Mungerschoss. Befriedigt legte er das Adressenheft zur Seite. Sind Sie gemeldet?

Ja, halb 5.

Versuchen jedenfalls, jeder würde das tun, warum nicht, schließlich war nichts dabei: Dieter, weißt du noch, damals, wir?

Die Uhr zeigte sieben Minuten nach halb. Kein anderer Ausweg. Nichts mehr.

Ich muß Sie anmelden, sagte der Pförtner. Er nahm den Hörer ab, wählte die Zahlen mit gestrecktem Finger, als täte er das zum ersten Mal, und als der Rufton kam, starrte er, leere Augen, zur Eingangstür, geduckt, als höre er schon den Vorwurf der Sekretärin: Zwanzig Minuten vor Dienstschluß!

Ja, sagte er hastig. Pförtner B. Hier ist jemand für Herrn Doktor Mungerschoss – ein Besuch. Eine Dame.

Er horchte angestrengt, sah dann wieder durch das Sprechfenster, den Hörer ans linke Ohr gepreßt: Wie Sie heißen?

Die Augen hatte sie schon einmal gesehen, irgendwo, wie aus einem Lehrbuch, blau, trübe, wie – sie wußte es nicht, halb blind wahrscheinlich, ohne Horizont, ohne Begreifen, hoffnungslos. Das macht uns fertig, verstehst du?

Der Pförtner nickte, legte den Hörer sorgfältig auf die Gabel. Ist gut, sagte er. Sie sollen raufkommen!

Der Leuchtpfeil wies nach oben. Beinahe lautlos schoben sich die Türen des Aufzugs zurück, schlossen sich hinter ihr, fast ohne Geräusch, eingeschlossen. Vielleicht konnte Dieter helfen, nur eine Unterschrift, was machte ihm das schon aus, in seiner Stellung, in drei vier Tagen würde sich alles regeln lassen, vier Tage oder fünf vielleicht, höchstens eine Woche. Der Fahrstuhl hielt im sechsten Stock, es gab keine Sieben, die Türen wichen zurück: ein Flur, linoleumgrün, rechts links die Reihe gleicher Türen, Fußspuren, Staub, hinten das Treppenhaus; aber die Stufen führten abwärts, kein Ausgang zum siebenten Stock. Dieter wartete, eine Gefälligkeit, du, weißt du noch damals, nur eine Unterschrift, seine Unterschrift. Irgendwo mußte es weitergehen zum siebenten Stock. Die Türen trugen Nummern, keine Namen: 63, 64, 65. Sie mußte ihn sprechen, heute noch, mußte die Unterschrift haben: Noch eine Viertelstunde, dreizehn Minuten genau bis Dienstschluß, sie mußte ihn finden, hier: Weißt du noch, damals, wir – seine Frau wußte nichts, durfte nichts wissen.

Schon einmal hatte sie vorsprechen müssen, nach Kurts Unfall, lange her, da fuhr er noch den 180er Diesel. Der Oberkreisdirektor als Kreispolizeibehörde, Dieter hatte geholfen: Klar, ich kenn' den Kollegen, keine Angst, das regeln wir schon, gut siehst du aus, hast du Zeit für mich, nachher? Jahre vorbei, neun oder zehn Jahre jünger war sie gewesen: Nicht, Dieter, wir? Das Haus schien ihr fremd, vielleicht war es umgebaut worden seitdem, die Wände waren damals nicht tapeziert gewesen, sondern mit gelber Leimfarbe gestrichen, sie kannte noch das taube Gefühl an den Fingerkuppen, als sie vernommen wurde, Sie können die Aussage verweigern, vorgelesen, unterschrieben, es war zum Vergleich gekommen, keine Strafanzeige, 400 Mark und die Anwaltskosten – Das hätte uns fertig gemacht, sagte Kurt, sonst.

Elf Minuten vor 5. Kein Laut auf dem Gang, kein Schreibmaschinengeräusch. Auch am anderen Ende des Flurs kein Aufgang, kein Weg, nichts. 67, 68, 69. Vielleicht lag Zimmer 55 im fünften Stock, der Portier konnte sich verlesen haben, halb blind. Doch eine Treppe tiefer gab es nur Sitzungszimmer, leer, kalter Zigarrenrauch, eine schmale Küche daneben, Kaffeeflecken auf der Anrichte, ungespülte Tassen im Ausguß; dann drei verschlossene Türen, die Toiletten am Ende des Flurs. Sie lief wieder hinauf in den sechsten Stock. Irgendwo mußte es weitergehen, Zimmer 55, Tag, Dieter, du, ich freu mich ja so, daß du. Das macht uns fertig. Sie klopfte an eine Tür, Zimmer 63, keine Antwort, sie öffnete: Das Zimmer war ausgeräumt, Spätnachmittagsdunst vor den Fenstern, an der Decke der Widerschein der Schaufensterstrasse, auf dem Fußboden ein Telefonapparat, stumm. Dann hörte sie nebenan Geräusche, Stimmen, sie klopfte, öffnete die Verbindungstür: Zwei Männer in fleckigen Malermänteln, sie lehnten an einer gespreizten Leiter, an deren oberster Sprosse ein Farbeimer hing, sie rauchten.

Verzeihung – vielleicht wissen Sie Bescheid: Wo geht es zum siebenten Stock?

Die Männer sahen sie an, ohne ihre Stellung zu verändern, der Ältere hob die Schultern: Weiß nicht. Kann ich nicht sagen.

Aber irgendwie muß man doch raufkommen!

Vielleicht durch das letzte Zimmer, grade durch, sagte der andere. Da ist eine Schiebetreppe. Er ließ die Zigarette fallen, trat sie aus, wandte sich dem Älteren wieder zu: Feierabend, ja?

Zwei Minuten vor 5. Auch der Raum war leer, die Lampe ließ sich nicht einschalten, trübe Dämmerung. Sie trat an die Fenstertür, sah auf die schmale Terrasse hinaus, sah: Da war kein siebenter Stock, nur Regenrinnen, Dachpfannen – sie hätte dem Pförtner nicht trauen dürfen, zu viel hing daran, sie hätte noch einmal nachfragen müssen, der Mann sah nichts, wußte nichts, er hatte sie nicht verstanden, von Anfang an nicht. Sie sah die Dächer der anderen Straßenseite, diesigblau, wie damals, das war es, das: Plötzlich wußte sie, was mit dem Pförtner gewesen war – der gleiche Blick, derselbe blicklose Blick, wieviele Jahre seitdem schon, beinahe vergessen, endlich vergessen: Dieses Auge, es sah sie an wie damals, allein aus dem Dorf geschlichen zum

Kaisergehölz, umgangen die Schilder MINENGEFAHR! BETRETEN VERBOTEN!, wieviele Jahre gelebt seitdem und nichts vergessen: Sie hatte geschrien und geschrien, niemals wieder gespielt danach, niemals wie vorher: Mit dem Schrei war sie aufgewacht in die Welt, kein Kind mehr, so ist das Leben, was willst du, das ist eben Krieg, und alles, was dann kam, war nicht genug, das zu vergessen: Der hockte da, hockte da in der Erde, halb vornübergebeugt, eingewachsen in den Blätterboden, Blätterschuppen haftend an der Uniform: ein halber Soldat im Kaisergehölz, das verwüstet war von Granaten, damals, zerschlagen, zerrissen, im verbotenen Kaisergehölz, MINENGEFAHR! LEBENSGEFAHR!, aber vielleicht war da noch etwas zu finden, einer hatte davon erzählt, Eiserne Rationen, Dosen mit Fleisch oder Brot, feuchte Zigaretten – irgendwo im Kaisergehölz, das vor zwei Wochen noch umkämpft worden war: Da hockte der halbe Soldat, der Stahlhelm nach vorn gerichtet, aber er sah nichts, konnte nichts sehen – sie sah das zerstörte Gesicht, von Tieren zerfressen, Fleisch nur noch, roh, von Vögeln zerhackt, und darin ein Auge, ein Glasauge, blau. Sie schrie, schrie, lief schreiend zurück, BETRETEN VERBOTEN! MINENGEFAHR!, Anemonenflecken am Weg, Patronenhülsen, die tiefen Dächer des Dorfs dunkel vor Nässe; aber die Häuser gaben keinen Schutz mehr, sie zitterte, fror, schrie im Traum, vergaß nicht das trübe Blau, wachte auf, immer wieder, schrak hoch: Drei Minuten nach 5 – zu spät, fertig, oder er wartete noch, Dieter, du, vielleicht hatte er sie sogar geliebt, wartete irgendwo: Zimmer 55 im siebenten Stock.

Der Wecker im Pförtnerkasten zeigte auf acht Minuten nach 5. Zu spät.

Sie haben mir eine falsche Zimmernummer gesagt, Sie, es gibt hier keinen siebenten Stock!

Der Mann duckte sich, beugte sich eifrig über das schwarze Adressenheft, übereifrig: Doktor Mungerschoss – Mungerschoss. Der Zeigefinger tastete sich die Namensreihe hinunter, wieder die erste M-Seite, die zweite Seite M dann, unten: Triumphierend wies der Pförtner auf den Namen, den sein Finger gefunden hatte und festhielt – Dr. Mungerschoss, Dietrich – 55, 7. Stock. Daneben ein A.

Wieso A?

Der Pförtner zögerte, erschrak. Ach ja. Natürlich, das ist was anderes. Das ist der Neubau, verstehen Sie? Gleich nebenan, Eingang A.

Diese Augen. Sie hatte sie vorher gekannt, blicklos, hoffnungslos. Sie hatte es vorher gewußt. Vielleicht wäre es anders gekommen, sonst: Nicht, Dieter, wir?!

Soll ich nochmal anrufen?, fragte der Pförtner.

Ja, sagte sie. Natürlich, schnell, bitte, gleich!

Er drehte die Zahlen sorgsam, mit gestrecktem Finger. Dann kam das Warten, lange.

Antwortet keiner mehr, sagte er.

So, sagte sie.

Entschuldigen Sie, sagte der Mann. Ich bin neu hier.

Plötzlich fühlte sie sich frei, heiter, ohne Last, ohne Sicherheit.

Ist nicht so wichtig, sagte sie. Vielleicht komm' ich mal wieder.

Der Pförtner sah sie verwirrt an. Ja, sagte er. Natürlich. Aber morgen haben wir zu.

So war es gewesen. **HIER SPRECHEN**. Sie nickte. Schon gut.

Wenn du schon mal was für mich tun sollst!, sagte Kurt.

RUHELOS, SCHLAFLOS

Das Klassentreffen (1952) 147

Mondfinsternis (1969) 159

Zeit zu vergessen (1964) 165

Infekt (1965) 175

Halb wach (2002) 183

Das Klassentreffen

Bis heute weiß ich nicht, was an dem Tage wirklich geschehen ist. Anfangs habe ich nicht soviel darüber nachgedacht, ich war damals gerade erst aus der Gefangenschaft gekommen und hatte andere Sorgen. Aber nach und nach ist mir klargeworden, daß hinter den Begebenheiten jenes Nachmittags doch etwas liegen muß, irgendein Sinn, eine Gewißheit, irgend etwas, und ich habe versucht, dem auf die Spur zu kommen. Aber obwohl ich manche Stunde und manchen Groschen darangewendet habe: Ich hatte keinen Erfolg. Ich habe in den vergangenen Jahren mit vielen Leuten darüber gesprochen, die eigentlich Bescheid wissen müßten. Doch weder die Psychologen – und ich habe sehr bekannte gefragt, die sonst beinahe alles wußten – noch die Pfarrer hatten eine Erklärung, die mir wirklich einleuchtete, und auch die Spiritisten konnten mir nicht Otterbein und Tietjen – und auf die kam es doch gerade an – erscheinen lassen; was soll ich denn mit Napoleons Handschrift oder Goethes Stimme.

Jetzt wähle ich den Weg in die Öffentlichkeit, obwohl mir das schwerfällt. Ich bin nicht sehr gewandt mit der Sprache, die Zeit muß ich meinem Geschäft stehlen, und meine Frau hat es nicht gern, wenn ich abends das Radio abstelle. Aber ich habe nun so lange nachgedacht, und wie ich auch hin- und hergerechnet habe: Immer erschien in der Rechnung eine Unbekannte, und das halte ich einfach nicht aus.

Vielleicht würde ich die Geschichte gar nicht aufschreiben, wenn nicht kürzlich eine Todesanzeige in der Zeitung gestanden hätte, die mir den Nachmittag im November 1946 noch mehr verdächtig gemacht hat. Tietjen ist nämlich auch tot, Eberhard Tietjen, er ist schon 1945 in einem russischen Gefangenenlager an Typhus gestorben, das steht einwandfrei fest, und Dr. Germann hat das nicht gewußt. Von Heinz Otterbein hat niemand mehr etwas gehört, obwohl seine Mutter alles versucht hat, was man sich denken kann. Ein halbes Vermögen hat sie für Zeitungsanzeigen ausgegeben, sein Bild hat jahrelang an den Bahnhofstafeln und im Lager Friedland ausgehangen, und das Rote Kreuz

hat überall nachgeforscht; er ist verschollen geblieben, er wird nicht mehr als Zeuge gegen Dr. Germann auftreten können.

Wir waren eine Klasse von Fahrschülern. Wir wohnten im ganzen Kreis verteilt und kamen jeden Tag in die Kreisstadt Warenbök zur Schule, die meisten mit der Bahn, einige mit dem Rad, und zwei hatten später sogar ein Motorrad. 1941 machten wir das Abitur, März 1941. Jörg Meininger wäre beinahe durchgefallen, weil er in Mathematik so schlecht war; sie haben aber beide Augen zugeedrückt, weil wir uns alle freiwillig gemeldet hatten und kurz darauf eingezogen wurden. Damals waren wir sechzehn Mann, und wir hatten noch ziemlich unklare Vorstellungen vom Leben. Die Wehrmacht hat uns dann zurechtgebildet, bis auf Jörg Meininger vielleicht. Neulich traf ich noch Rudi Kern, der war unser Klassensprecher, er hatte auch den Klassentag im November 1946 organisiert; jetzt ist er Verkehrs- und Werbedeuzernent in einer rheinischen Stadt und hatte wenig Zeit, weil er eine Woche moderner Kunst vorbereitete und nur in unsere Ecke gekommen war, um Jörg Meininger dafür zu engagieren – ohne Erfolg, wie er mir erzählte, er verstand das gar nicht, und ich muß auch sagen, daß der Jörg immer ein merkwürdiger Kerl gewesen ist, obwohl er jetzt in gewissen Kreisen ziemlich bekannt sein soll.

Damals war ich, wie gesagt, gerade erst wieder zu Hause, als Rudi Kern zu dem Klassentreffen in Warenbök einlud. Im Grunde hatte ich wenig Lust, ich war noch schlapp und müde, es war auch schon kalt, die Gastwirtschaft – Rudi hatte wieder die „Waldklausur“ genommen – würde nicht geheizt haben, Getränke sollten mitgebracht werden, und ich hatte noch keine Beziehungen. Schließlich war ich aber doch neugierig, was aus den alten Kameraden geworden war, und so fuhr ich also an dem Mittwoch nach Warenbök, Mittwoch, den 27. November 1946. Es war ein naßkalter, trüber Tag, vielleicht kann das auch zur Erklärung des Folgenden beitragen, ich war etwas erkältet und hatte Schnupfen. In Schlawin sah ich aus dem Zug, um Kurt Dennitz reinzuwinken; aber Kurt war nicht da, und ich ärgerte mich schon, daß ich nicht auch zu Hause geblieben war.

In Warenbök traf ich keinen bekannten Menschen außer dem Bäcker, der früher die Rumkugeln verkauft hatte. Aber der kannte

mich nicht mehr, und als mir am Eingang zum Park einer von der 7b über den Weg lief, erkannte der mich auch nicht, oder er tat doch wenigstens so. Die „Waldklause“ liegt hinter dem Park, ziemlich am Stadtrand. Später haben sie da die neuen Wohnblocks hingestellt, aber damals war es dort einsam. An dem Tage war es außerdem neblig, und ich traf auch niemanden mehr außer einem Jungen, der einen abgesägten Baumast hinter sich herschleifte.

Die Gastwirtschaft war kalt, wie ich das vorausgesehen hatte, und obwohl es schon viertel vor drei war, war von den anderen noch niemand da. Ich bestellte bei Heinrich, dem Kellner, ein Heißgetränk, und als immer noch keiner kam, wickelte ich den Kuchen aus, den meine Mutter mir mitgegeben hatte. Ich saß vorne, in der Gaststube – nachher gingen wir in das kleinere Zimmer nach hinten –, da konnte ich das letzte Ende des Weges übersehen. Leider hatte ich nichts zum Lesen da, und mit Heinrich konnte man sich schon früher nicht unterhalten, er hört schwer. Schließlich, es war schon ein paar Minuten über die Zeit, kamen Rudi Kern und Jörg Meininger. Es gab ein großes Hallo, und die beiden hatten sich eigentlich gar nicht verändert: Rudi dunkel und klein, er redete immer noch mit den Händen, und Jörg war immer noch lang und still, und ich glaube, daß er sogar noch die Brille trug, die ihm damals schon zu eng gewesen war. Rudi hatte zwei Flaschen mitgebracht, er ließ Gläser kommen, und dann gab's erst mal einen Schnaps; der schmeckte scheußlich, Rudi gab das auch zu; aber er wärmte, und dann fragte ich, wo denn bloß die anderen blieben, und besonders Kurt Dennitz; denn ich dachte, daß der doch eigentlich auch kommen könnte wie wir anderen.

Aber Rudi sagte, daß Kurt Dennitz gefallen sei, ganz zuletzt noch, er wußte das, weil er allen geschrieben hatte, und die Eltern hatten geantwortet. Er zog gleich die Liste heraus und sagte, daß von den sechzehn im Augenblick überhaupt nur noch sieben greifbar gewesen wären. Sieben seien bestimmt gefallen und zwei – Otterbein und Tietjen – vermißt. Jörg Meininger saß dabei und trank, er sah immer so aus, als machte er sich heimlich Notizen irgendwo im Kopf, er trank ein drittes und viertes Glas von dem Fusel, während Rudi erzählte. Dann kamen auch die anderen, zuerst die aus Gebendorf, die waren noch alle da, drei

Mann, und endlich, da war es schon halb vier, kam noch Hans Freese, der hatte eine Panne gehabt; das Motorrad war ihm bei Kriegsende gestohlen worden, und sein Rad war nicht mehr das beste. „Kinder, ich freu’ mich!“ Er rief das laut und faßte Rudi um die Schultern. „Aber wo sind denn die andern? Und wo bleibt Tierchen?“

Tierchen war unser Klassenlehrer gewesen, in den Unter- und Mittelklassen jedenfalls, wir hatten ihn alle sehr gern, während uns Dr. Germann, den wir dann in der Oberstufe hatten, gar nicht gefiel. Rudi sagte, Tierchen sei entnazifiziert worden, nun hätte er doch kein Gehalt und keine Pension, aber immer noch die drei Kinder, und da ginge er als Hilfsarbeiter in die Möbelfabrik. „Er kann erst nach sechs kommen“, sagte Rudi, „und weiter hab’ ich niemanden eingeladen.“ Ich glaube, daß wir darüber alle froh waren. Denn Dr. Germann hätten wir nicht gern bei uns gesehen. Wir wußten damals ja noch nicht, nicht einmal Rudi Kern wußte es, daß Dr. Germann kurz nach Kriegsende gestorben war, er hatte Zucker, und damals gab es kein Insulin.

Wir waren also erst mal ganz unter uns, und wir dachten, daß wir uns allerhand zu erzählen hätten. Aber damit war es ziemlich bald zu Ende. Irgendwie hatten wir doch alle dasselbe erlebt, irgendwie waren wir alle rausgekommen aus dem Schlamm und hatten wieder angefangen – das war damals nicht besonders interessant, so daß wir, angeregt von Rudis Schnaps, und die Gebendorfer hatten dann auch noch welchen, bald in die Erinnerungen kamen und ins Witzemachen, wie das so geht. Hans machte Windhund, unseren Sportlehrer, nach, Rudi hielt eine Morgenandacht in Bimbos Stil, sogar Jörg zitierte seine Verse aus der Klassenzeitung 1941, ich kramte noch mal die Geschichte vom lateinischen Schulstreik heraus, wir bogen uns vor Lachen, und schließlich stand Rudi Kern auf, machte eine Miene wie Dr. Germann, schlug sein Notizbuch auf, als ob er das Klassenbuch vor sich hätte, und dann begann er mit der schneidenden Stimme: „Meine Herren! Ich sehe, daß Sie den Unterricht wieder einmal nicht ernst nehmen. Immer nur das Militär im Kopf ! Aber Sie können sich freiwillig melden, sooft Sie wollen: Zuerst kommt immer noch die Schule, weil Sie hier für ihre vaterländische Pflicht vorbereitet werden. Ich rufe auf: Bartels,

Eugen – „Er blickte uns erstaunt und mißtrauisch an. „Wo ist denn wieder der Bartels?“ Wir glucksten. „Bliebenhaus, Franz – aha, Ihr Vater schickt Sie wohl; nun wohl. – Dennitz, Kurt – wo ist Dennitz?“ Wieder sah er mißgelaunt über uns hin. „Den Dennitz muß ich mir einmal extra vornehmen, das ist nicht die Haltung, die der Führer von uns –.“

In diesem Augenblick erhob sich Jörg Meininger, lehnte sich etwas unsicher über den Tisch, reckte sich dann zu seiner ganzen Länge auf und fuchtelte mit den Armen. „Schluß!“ rief er, und ich hatte ihn noch nie so schreien hören. „Schluß! Schluß!“

Aber wir hatten ziemlich viel getrunken und lachten ihn aus – leider, wie ich heute sagen muß; denn das Folgende wäre sonst wohl nicht passiert, und mir wäre manche schlaflose Stunde erspart geblieben. Jedenfalls setzte Jörg sich wieder, sagte erst mal nichts mehr und trank nur vor sich hin. Auch später hat er nie mit jemandem über diesen Nachmittag sprechen wollen. Er ist ein seltsamer Mensch; ich sagte es schon.

Rudi las weiter, und wir fielen fast von den Stühlen vor Lachen, obwohl es eigentlich gar nicht so komisch gewesen sein kann, als nacheinander Michelsen, Otterbein, Prüß, Schäfer, Schlöpke und Tietjen nicht antworteten und mit tadelnden Ausdrücken bedacht wurden. Ich war froh, daß mein Name mit Z anfängt – ich habe mich schon in der Schule oft darüber gefreut, bis zum Schluß ist eine lange Zeit, und meistens fingen sie doch nicht hinten an – und daß ich als letzter dann wenigstens wieder „Hier!“ rufen konnte.

Dann begann Rudi noch einmal. „Meine Herrn!“ sagte er, und wir waren gespannt, was er sich nun wieder ausdenken würde. Aber plötzlich wurde er blaß und starrte zur Tür; er saß am Kopfende des Tisches und hatte deshalb zuerst gesehen, was wir dann alle sahen: Herein kam Dr. Germann. „Meine Herrn!“, sagte er mit seiner schneidenden Stimme, während er noch die Tür hinter sich schloß. „Meine Herrn! Ich sehe, daß Sie nicht weitergekommen sind! Wir werden das Ganze noch einmal durchnehmen müssen!“

Wir richteten uns unwillkürlich auf. Rudi zog seinen Schlips zurecht und setzte sich auf einen anderen Stuhl, das Kopfende des Tisches war frei. Aber Dr. Germann setzte sich nicht. Er

hatte immer im Stehen unterrichtet, und so ging er auch jetzt wieder vor uns auf und ab, sah uns mißbilligend durch seine randlosen Brillengläser an, und plötzlich schoß er mit einer Frage auf Jörg Meininger los: „Wo waren Sie am 6. März 1945, nachmittags 5 Uhr?“

Jörg wollte aufstehen. „Bleiben Sie sitzen, aber antworten Sie schnell und präzise!“, sagte Dr. Germann.

„Ich war –.“ Jörg schränkte seine Hände ineinander, ich konnte deutlich sehen, wie die Knöchel weiß wurden, er saß mir gegenüber. „Ich war –.“

„In Weißwasser waren Sie, sechs Kilometer hinter der Front!“, sagte Dr. Germann.

„Ich mußte beim Regimentsstab –.“

„Quatsch!“, unterbrach Dr. Germann, und seine Stimme war noch schärfer geworden. „Sie hatten um vierzehn Uhr dreißig beim Regimentsstab eine Meldung abzugeben und unverzüglich zu Ihrer Einheit zurückzukehren. Sie traten statt dessen in die Buchhandlung unmittelbar hinter der Panzersperre und vergaßen Ihre Pflicht. Wären Sie befehlsgemäß zurückgekehrt, hätte am Waldrand, Höhe 79, die Granate Sie erschlagen, die für Sie vorgesehen war. Setzen!“

Jörg zuckte zusammen.

Dr. Germann ging mit lauernden Blicken hin und her. „Grinsen Sie nicht, Kern!“, sagte er. „Erklären Sie mir lieber einmal, was Sie bewogen hat, am 12. September 1944 ohne Befugnis den bombensicheren Befehlsbunker zu verlassen.“

„Aber das war doch –.“

Dr. Germann unterbrach, „Ihr Glück, meinen Sie? Weil der Bunker gleich darauf zusammenbrach?“ Er machte eine wegwerfende Handbewegung. „Sie haben noch viel zu lernen, mein Lieber!“

Einen Augenblick lang schwieg er. „Sie alle haben zu lernen!“, sagte er dann laut. „Alle, wie Sie da hocken. Wer hat Ihnen denn erlaubt zu leben? Glauben Sie mir, meine Herren, jeden einzelnen von Ihnen könnte ich mehrfach überführen, und das wissen Sie auch! – Aber das will ich ja gar nicht.“ Seine Stimme klang plötzlich milde, fast väterlich, wir wußten, daß jetzt etwas Böses kommen würde.

„Kant habe ich Sie auswendig lernen lassen“, fuhr er leise fort, als ob er sich an einen angenehmen Traum erinnere. „Hegels Freiheitsbegriff haben Sie mir hergesagt, Hebbels Philosophie des Schmerzes – ich denke, daß Sie das noch beherrschen?“ Forschend blickte er uns an, einzeln, und wir nickten ihm einzeln zu.

„Ich will Ihnen glauben, ausnahmsweise“, sagte er. „Deshalb wollen wir uns heute einmal eine vergnügliche Stunde gönnen“ – er blickte fast heiter –, „eine Stunde der Entspannung und der Einsicht, als ob es morgen Ferien gäbe. Ich habe Ihnen etwas mitgebracht, daran werden Sie nach den interessanten Ausführungen Rudolf Kerns zweifellos besondere Freude haben.“ Rudi sah nicht auf, er wurde noch kleiner.

Dr. Germann nahm seine Aktentasche, sie erschien besonders dick und schwer, wie vor der Rückgabe einer Klassenarbeit, wenn er die Hefte darin mitbrachte. „Schade“, sagte er, „daß wir keinen Filmprojektor hier haben. Die Filme habe ich auch bei mir.“ Er sah sich um. „Aber das Grammophon wird ausreichen.“ Er trat an den Schrank, zog den Plattenspieler heraus, prüfte die Nadel und legte sie vorsichtig wieder auf. Dann nahm er aus der Aktentasche einen Stapel Schallplatten, die sahen aus wie andere Schallplatten auch, und die erste legte er auf die grüne Scheibe.

„Der Tod“, sagte Dr. Germann und wandte sich wieder uns zu, „der Tod, meine Herrn, ist einer der wirkungsvollsten Augenblicke unseres Lebens. Wie wirkungsvoll, das werden Sie allerdings erst später erfahren, ich will mich heute darüber nicht weiter verbreiten. Eindrucksvoll ist aber auch der Augenblick der Wandlung als solcher, besonders der des sogenannten Heldentodes, und ich will Ihnen nicht vorenthalten, wie es unseren Freunden dabei erging. Eugen Bartels zum Beispiel.“ Er hob den Tonarm, ließ die Platte laufen, stellte dann aber doch noch einmal wieder ab.

„Meine Vorführung ist vielleicht etwas ungewöhnlich“, sagte er mit ungewohnter Freundlichkeit. „Bitte erschrecken Sie nicht. Es dauert jeweils nur fünf Sekunden, und ich lasse die Szenen nur deshalb dreimal abspielen, damit Sie alle Feinheiten erfassen können.“ Wieder hob er den Tonarm, wandte sich zurück, sagte wie ein Ausrufer: „Fahnenjunkerfeldwebel Bartels!“ und setzte dann die Nadel in die erste dunkle Rille ein.

Ein Rauschen ertönte, erst nur das monotone Rauschen der Nadel, dann ein lebendiges, das Rauschen von Bäumen, plötzlich ein Schuß, irgendjemand gurgelte, tappende Schritte näherten sich, dann wieder die Nadel. Dr. Germann sah mit ironisch verzogenem Gesicht über uns hin. Nach einem Augenblick begann wieder das Blätterrauschen, dann kam der nun schon erwartete Knall, das Röcheln, die Schritte. Und nach einer kleinen Pause dasselbe ein drittes Mal.

„Ja, meine Herren“, sagte Dr. Germann und legte die Platte zur Seite. „So geht das. Ihr Freund Bartels hatte das beinahe unwahrscheinliche Glück, einen Kopfschuß zu bekommen und somit seinem Charakterbild keine neuen Momente hinzuzufügen zu müssen. Ein Kopfschuß, der sofort wirkte. Das hätte sich mancher gewünscht, Dennitz zum Beispiel, um im Alphabet zu bleiben, Leutnant Kurt Dennitz!“

Er legte, in derselben zeremoniellen Art, die nächste Platte auf. Wieder kam das trockene Rauschen der Nadel auf blinden Rillen, dann ein furchtbar anschwellendes Stöhnen, das Stöhnen eines Sterbenden. „Mann, machen Sie doch Schluß!“, brüllte eine heisere Stimme. Dann war nur noch das Geräusch der Nadel da, bis, nach kurzer Pause, wieder das unmenschliche Stöhnen kam, der Schrei, das tote Rauschen im Lautsprecher. Und zum dritten Male das Stöhnen, das verzweifelte „Mann!“, das klanglose Ende.

„Das war in der Tat bedeutend schwieriger“, sagte Dr. Germann. „Aber die Verwundung war auch ziemlich kompliziert. Man hätte ihm nichts zu trinken geben sollen, vielleicht – nun ja, er hat es geschafft.“

Dann kam die nächste Platte, der nächste Name: „Sanitätsgefreiter Werner Freese!“, und es kam ein neues Ende. Und immer ein neues, sieben Bilder, alle verschieden, jedesmal fünf Sekunden, die stumpfe Pause dann, wieder ein Tod, leise oder brüllend, heimlich – Gert Michelsen schlief, der Atem hörte einfach auf – oder erkannte: „Ich will nicht!“, schrie Adolf Prüß: immer die fünf Sekunden davor, dreimal wiederholt in jedem Falle. Otto Schäfer war schon Oberleutnant gewesen, sein Boot war nicht zurückgekehrt: die Wasserbombe, das Gurgeln des einbrechenden Wassers, seine schrille Stimme, unverständlich – und alles noch einmal und noch einmal.

Sieben Tode wurden gestorben, dreimal sieben Tode, und Dr. Germann stand dabei. Ich weiß nicht, ob alle es gehört haben wie ich, wir haben nachher nicht darüber gesprochen, und als endlich Tierchen kam und uns erstaunt ansah: „Aber was habt ihr denn? Zuviel getrunken?“, da nickten wir, was sollten wir sagen. Da war Dr. Germann schon gegangen. „Bis zum nächsten Mal!“, sagte er, nachdem er die Platten vorsichtig wieder in die Aktentasche gesteckt und den Schrank geschlossen hatte. „Ich denke, wir sehen uns wieder. Sie werden Ihr Pensum bis dahin gewiß noch etliche Male repetieren.“

Da stand Jörg Meininger auf. „Wir haben sieben gehört“, sagte er, „wo sind die anderen beiden?“

Dr. Germann hatte die Tür schon geöffnet; doch er blieb stehen und kam wieder zurück. „Immer derselbe!“, sagte er und schüttelte mißbilligend den Kopf. „Aber nun wohl, wenn Sie’s denn wissen wollen: Otterbein kommt noch, und Sie natürlich auch, mit Sicherheit, soweit ich sehe.“ Das letzte sagte er sehr leise, die anderen haben es, glaube ich, gar nicht gehört. Und damit wollte er gehen. Aber Jörg gab nicht nach. „Halt!“, sagte er ganz ruhig, und wirklich ging Dr. Germann nicht weiter. „Was ist denn mit Eberhardt Tietjen?“ Das war der andere, der fehlte.

Dr. Germann wurde blaß. Vielleicht war er auch vorher schon blaß gewesen, das kann ich nicht genau sagen; er wurde aber unsicher, das weiß ich bestimmt, und er versuchte erst, darum herumzureden. „Ja, meine Herren“, sagte er. „Wissen Sie, man sieht ja nicht überall hin. Als kleiner Beamter“ – das hätte er früher nie gesagt – „weiß man nicht alles. Man hat seine Aufgabe, nicht wahr, eine begrenzte Aufgabe, die man ohne weitere Fragen erfüllt. Die Pflicht, meine Herren, die Pflicht. Was Tietjen angeht, nun ja, wissen Sie, meine Herren, er war ja kein schlechter Schüler, gewiß nicht. Aber die Zensuren zählen hier natürlich nicht. Jedenfalls muß ich sagen, ich weiß nicht, ob ich das so formulieren soll“ – er sprach immer leiser, mit heiserer Stimme – „ja, meine Herren, ich habe ihn nicht gefunden.“

Jörg wollte etwas sagen. Aber Dr. Germann fuhr hastig fort. „Lassen Sie, Meininger, lassen Sie, ich kann mir vorstellen, das genügt Ihnen nicht. Aber der Tod“ – seine Stimme wurde noch leiser – „hat zwei Dimensionen, mindestens zwei, soviel ich er-

kennen kann, und ich, nun ja, meine Herren, ich kann Ihnen nur von einer berichten.“

Er war ganz langsam zur Tür zurückgewichen, plötzlich war er nicht mehr da, die Tür war geschlossen.

Viel mehr ist eigentlich nicht von diesem Nachmittag zu berichten. Die Stimmung wurde nicht wieder gut, obwohl Tierchen freundlich war wie je. Wir hätten vielleicht unsere Mädchen mitbringen sollen, das Tanzen füllt die Pausen, oder wir hätten nicht so viel trinken sollen. Aber es war nun einmal ein verkorkster Nachmittag, und Rudi Kern hat auch später keinen Klassentag wieder einberufen.

Von den anderen habe ich nur noch selten gehört. Wir waren, wie gesagt, Fahrschüler und wohnten rundum im gesamten Kreis. Nur zufällig habe ich mal den, mal jenen wiedergetroffen; ich habe ja auch genug zu tun mit meinem Geschäft. Doch dieses Klassentreffen vom 27. November 1946 hat mich nicht wieder losgelassen. Ich wäre gern losgekommen davon, man plagt sich so unnütz mit solchen Dingen, es kommt doch nichts dabei heraus, und man hätte wahrhaftig Besseres zu tun. Aber niemand hat mir auf meine Fragen eine klare Antwort geben können, niemand hat mir erklären können, was an dem Nachmittag wirklich geschehen ist, alle haben mich vertröstet auf irgendetwas oder auf die Zukunft oder auf den Tod. Und ich möchte doch endlich wissen, was war und was ist, heute und nicht irgendwann, damit ich loskomme von diesen Gedanken.

Ich habe schon oft davon geträumt, und meine Frau meinte, als Brom nicht mehr half, ich sollte doch einfach mal längere Zeit ausspannen. Aber das läßt mein Geschäft nicht zu, man hat ja doch seine Verantwortung, und Sanatorien sind auch sehr teuer.

Und nun weiß ich wirklich und amtlich, daß Eberhard Tietjen auch tot ist, gestorben schon 1945 an Typhus in einem russischen Gefangenenlager, und Dr. Germann hat das nicht gewußt. Da stimmt etwas nicht. Ich sage mir immer und sage mir immer wieder: Tod ist Tod, da gibt es nichts. Aber dann weiß ich es doch wieder nicht genau. Vielleicht gibt es wirklich zwei Dimensionen, Dr. Germann war sonst eigentlich immer sehr zuverlässig, und wenn er schon von den sieben anderen Bescheid wußte, dann hätte er doch auch von Tietjen wissen müssen, der

damals schon über ein Jahr tot war, das ist bezeugt und amtlich belegt. Vielleicht war aber auch nur der Rübenschnaps nicht in Ordnung, damals wurde ja überall destilliert, und niemand wußte genau, was in den Gläsern war. Aber gewiß ist das auch nicht.

Mondfinsternis

Vorsichtig richtete er sich auf, das Bettgestell knarrte. Sie hörte nichts. Regungslos lag ihr Gesicht in der dunklen Fassung der Haare, die Umrisse verschwammen in dem matten Licht, das durch die Gardinen sickerte. Vollmond, dachte er, Köllemanns Auge. Er stand auf, tastete sich zum Badezimmer hinüber. Die Kühle besänftigte, und einen Augenblick lang dachte er, der Schlaf werde vielleicht auch ohne die Medizin kommen. Doch seine Hand fühlte schon den Apothekenschrank, fand das Fläschchen, das Glas, und er gehorchte seiner Hand; er wußte, daß es hoffnungslos war. Der Mond ließ ihm keine Ruhe. Vollmond. Stunde um Stunde folterte ihn das Sekudenticken des Weckers. Der Mond starrte mit Köllemanns Auge. Er schob den Vorhang auf, ließ die Tropfen in das Glas fallen, neunundzwanzig, dreißig, dreiunddreißig; er trank, der bittere Schluck versprach Bewußtlosigkeit.

Plötzlich war ihre Stimme da: „Nun leg dich doch wieder hin!“ Er wandte sich um. „Ich kann nicht schlafen.“

„Geh doch mal zum Arzt!“, sagte sie.

Er stellte die Flasche ins Badezimmer zurück. Sie versteht mich nicht, dachte er, sie kann mich nicht verstehen. „Wir sollten uns Rollos anschaffen“, sagte sie, „so schwarze Luftschutzrollos.“

Er hob die Schultern. „Die halten nur Licht ab.“

„Was denn sonst?“, fragte sie.

Er antwortete nicht. Er streckte sich aus und überließ sich der Müdigkeit, die schwer in seine Glieder floß, bis ihre Stimme ihn zurückholte: „Zieh doch, bitte, die Gardine wieder vor!“

Der Mond stand im Vorhangspalt. Köllemanns Auge. Plötzlich bemerkte er, daß die Scheibe nicht mehr voll war. Ein Schatten hatte sich links über das Silber gelegt. „Sieh mal!“, sagte er. „Mondfinsternis!“

Ihre Stimme kam schläfrig: „Hat doch schon gestern in der Zeitung gestanden.“

„Mondfinsternis“, wiederholte er. Der Schatten fraß die Schei-

be an, schob sich langsam über das kühle Gleißeln, tilgte den Mond, und einen Augenblick lang überkam ihn die unsinnige Hoffnung, das Nachtauge werde für immer ausgelöscht. Er stand auf und schob die Vorhänge ganz zur Seite.

„Was soll das?“

„Eine Mondfinsternis sieht man nicht oft“, sagte er.

Sie kehrte sich ab. „Ich möchte schlafen, weiter nichts, und wenn’s eine Sonnenfinsternis wäre.“

Er biß sich auf die Lippe. Köllemanns Auge. „Sonnenfinsternisse sind anders“, sagte er, „ganz anders.“

„Hab’ ich noch nie gesehen.“

„Wo warst du denn fünfundvierzig?“, fragte er. „Juli fünfundvierzig?“

„Zu Hause, natürlich. Ich war doch noch ein Kind.“

Der Schatten nahm immer mehr von der leuchtenden Fläche in Besitz, die Scheibe war schon zu einem Halbmond abgezehrt, sie leuchtete matt. „Ich auch“, sagte er. „Siebzehn Jahre, da ist man noch ein Kind, auch wenn man schon Menschen umgebracht hat.“

„Wieso?“ Sie richtete sich halb auf. „Hast du das denn getan?“

„Weiß nicht. Das ist vielleicht das Schlimmste, man weiß es nicht einmal. Man schießt, und vielleicht ist einer tot. Man weiß es nicht.“

„Dann reg’ dich doch nicht auf !“, sagte sie. „Du trinkst zuviel Kaffee. Geh lieber zum Arzt und laß dir was verschreiben.“

„Es war keine totale Sonnenfinsternis“, sagte er. „Es wurde nicht Nacht an dem Vormittag. Aber es war, als wenn das Licht sauer geworden wäre, es gerann und versickerte bis auf einen grauen, schmutzigen Rest. Am Morgen glänzte die Sonne noch wie an jedem Tag damals. Es war ein Sommer, wie wir ihn uns früher für die Ferien gewünscht hatten: blank und blau jeder Tag, die Sonne brannte von morgens bis spät. Aber es gab keine Ferien, ich war kein Kind mehr, ich lag zusammen mit hundert Mann in einer Barackenstube, und Tausende lagen vor den Baracken, weil drinnen nirgends mehr ein Fuß hintreten konnte. Dreißigtausend oder fünfzigtausend waren in dem Lager, das für dreitausend oder fünftausend kaum ausgereicht hätte. Und wir wa-

ren müde von der Sonne, müde von der Enge, müde vom Krieg, und wir waren müde und schwach vor Hunger.“

Der Mond war zur Sichel zusammengeschrumpft. Aber der überschattete Teil war nicht spurlos vom Nachthimmel aufgesogen worden: Ein unwirkliches Glimmen zeigte an, wo der Schatten das Mondlicht gelöscht hatte.

„Durst soll noch schlimmer sein“, sagte er. „Aber wir hatten keinen Durst, es gab eine Wasserleitung im Lager. Wir hatten nur Hunger. Durst, sagt man, macht wahnsinnig. Aber Hunger macht gemein.“

Sie gähnte. „Daß man Mondfinsternisse so genau berechnen kann!“

„Ja“, sagte er. „Aber den Hunger, den kann man nicht berechnen. Das kann man sagen: morgens hundert Gramm Brot und abends hundert Gramm Brot und mittags ein Liter Wasser mit zwanzig Gramm Graupen darin oder zwanzig Gramm Fischmehl, und ungefähr kann man dann ausrechnen, wann die dreißigtausend oder fünfzigtausend Menschen verhungert sein werden. Was aber ein Mensch tut bei hundert Gramm Brot morgens und hundert Gramm abends, das weiß keine Zahl, und du weißt nicht, was du tust, wenn du eingesperrt bist bei Wasser und Hunger.“

„Aber ein anständiger Mensch –.“

„Hunger macht schlecht“, unterbrach er sie, „Du kannst nichts tun dagegen. Das sagt sich so: ‚Unser täglich Brot.‘ Aber wenn das Brot nicht ausreicht, einen Tag nicht reicht und keinen Tag, nicht in dieser Woche und nicht in der nächsten Woche, und du fängst an zu zittern, wenn du Brot riechst, und du denkst nur Brot, Brot, Brot, und du schnappst über und denkst an Torten und Braten und Blätterteig und Krokant, und dir wird schwindelig, wenn du morgens das frische Brot siehst, von dem dir zweimal hundert Gramm gehören, mehr nicht, und wenn das Woche um Woche geht und Monat um Monat –.“

„Na ja“, sagte sie. „Aber das ist doch lange her. Ich hab’ auch mal Kartoffeln geklaut.“

Er hörte sie nicht. „Das war an dem Tag mit der Sonnenfinsternis“, sagte er. „Die Sonne verließ uns. Es gab keine Zeitungen. Wir wußten nichts. Die Sonne ging fort, sie wurde ausgelöscht am hellen Tage, war plötzlich nicht mehr als ein leeres

Auge am Himmel. Wir hatten Appell an dem Vormittag. Mit Appellen hielten sie uns in Atem, mit Appellen hielten sie uns aufrecht; denn Appell, denkt man, das hat irgendeinen Sinn: Antreten, Richtung, Abzählen, Aufrufen, und manchmal kamen Ärzte ins Lager, die klopfen uns ab und prüften, wie weit wir schon verhungert waren – Gesundheitsappell hieß das. Die Ärzte notierten Zahlen hinter jedem Namen, und wir hofften, die Kranken und Ausgehungerten würden entlassen werden; denn man kann sich nicht vorstellen, daß etwas ganz ohne Sinn geschieht oder nur für die Statistik. Das war so ein Zähltag und Appelltag, die Ärzte saßen in ihren weißen Kitteln vor dem Stacheldraht, und wir standen in der Sonne, dreißigtausend oder fünfzigtausend nackte Männer, die sich gleichgültig weiter-schieben ließen zu den Ärzten hin. Die Sonne glühte wie am Ferienstrand, die Reihe rückte nur langsam vor, und wer ein Taschentuch hatte, deckte es auf den geschorenen Schädel zum Schutz gegen die Sonne, die mit ihrem Flimmern alles aufweichte, die Barackendächer, die Wachttürme, das Stacheldrahtnetz, und auch die Gesichter verschwammen mir, alles war in kochenden Sonnennebel getaucht, und als ich wieder zu mir kam, lag ich im Schatten einer Barackenwand, dorthin hatten sie mich getragen.

Die Reihe war nur wenige Meter weitergerückt in den zehn oder zwanzig Minuten, die ich bewußtlos gelegen hatte. Aber die Welt war anders geworden. Die Sonne hatte sich getrübt, obwohl keine Wolke am Himmel war, kein einziger Wolkenfetzen, das Licht war zu einem unheimlichen Grau gedämpft, und ein kühler Hauch wehte von irgendwoher. Ich stand auf und stellte mich in die Reihe zurück. Alles war wieder deutlich. Aber ich fror.“

Der Mond hatte die letzte Sichelhelligkeit verloren und stand als eine seltsame, unwirkliche Kugel vor dem glitzernden Nachthimmel, ein plastisches Gebilde von dunklem Orange, das zu den Rändern hin aufgehellt war – kein starrendes Auge mehr, keine gleißende Scheibe, sondern eine fremde Märchenfrucht, ein phantastischer Lampion, den ein großer Magier an den Himmel gehängt und vergessen haben mochte.

Er erinnerte sich: „Der Mond ist grausam, wenn er vor der Sonne steht. Er stiehlt die Sonne. Er nimmt das Licht und die

Wärme. Man weiß nicht, was sich ereignet. Es wird dunkel und kühl, Angst kommt auf mit der Dämmerung und dumpfe Erregung. Das soll keine Entschuldigung sein. Das ist keine Entschuldigung. Aber vielleicht hätte ich es an einem anderen Tag nicht getan. Es war nur ein kleines Stück Brot, ungefähr fünfzig Gramm weiches, krümeliges Brot. Morgens wurden die Rationen für den ganzen Tag ausgegeben. Wenn die Brote gebracht wurden, waren sie meistens noch warm, sie dufteten wie nichts anderes auf der Welt, und nur wenige konnten widerstehen und ein Stück bis zum Abend verwahren – ich konnte das nie, und wenn man erst einmal der Gier erlegen war, wurde es schlimmer von Tag zu Tag, weil am anderen Morgen der Hunger noch reißender war. Jeden Morgen aß ich mein Brot auf, sobald ich es in der Hand hatte – ich aß nicht, ich fraß, um einmal am Tage einen Augenblick lang eine Ahnung von Sattsein zu haben. Zu Anfang kam es noch vor, daß einer etwas von seiner Ration eintauschte gegen Tabak oder sogar gegen ein Buch, das irgendwie ins Lager gekommen war, und Wiezek hatte sogar manchmal einen Brocken von seinem Brot verschenkt. Später gab niemand mehr einen Krumen weg, nicht einmal Wiezek. Wenn morgens die Brote zerschnitten wurden, hockten wir mit brennenden Augen herum, und wenn eine Scheibe etwas dicker geraten schien, bangte jeder, ein anderer möchte das Stück von zweihundertfünf oder zweihundertzehn Gramm erhalten. Der Hunger fraß alle anderen Gedanken auf, und wer es über sich brachte, seine Ration zu teilen und ein Stück Brot für den Abend aufzubewahren, der trug seinen Vorrat den ganzen Tag lang bei sich. An diesem Vormittag aber standen wir alle nackt in der Reihe, niemand hatte etwas bei sich als vielleicht ein Taschentuch auf dem geschorenen Kopf. Es dämmerte, es wurde kühler, das Licht verfärbte die Welt, ich fror, und ich ging zur Baracke hinüber, um meine Feldbluse zu holen, wie andere auch. Im Eingang trat mir Köllemann entgegen, der auf der Pritsche unter mir lag – ein ältlicher Mann mit einer Gasmaskenbrille, Buchhalter war er, glaube ich, von Beruf, und immer wieder konnte er mit genießerischer Umständlichkeit von den unglaublichsten Speisefolgen erzählen. Köllemann hatte sein Unterzeug angezogen, und er wischte sich über den Mund. ‚Guten Appetit!‘ sagte ich. Er schrak zusammen: ‚Was

willst du?‘, und hastig schob er sich an mir vorbei. Ich dachte an gar nichts. Dann entdeckte ich Brotkrumen neben Köllemanns Pritsche. Ich bückte mich rasch und tippte die Krumen auf, sorgfältig, Brösel für Brösel, und der Geschmack machte mich wütend und wild, und plötzlich wußte ich, daß auch Köllemann morgens seine ganze Ration gegessen hatte, und ich wußte, Köllemann hatte gestohlen. Er mußte das Brot von Wiezek genommen haben, der neben ihm lag. Ich griff unter Wiezeks Feldbluse, faßte weiches Brot. Schritte näherten sich draußen. Ich schob das Brot in meine Tasche. Der Hundertschaftsführer sah herein: ‚Was machst du da?‘ Da meldete ich Köllemanns Diebstahl. Die Meldung ging mir so leicht von den Lippen, als sagte ich die Wahrheit und nichts als die Wahrheit.

Vielleicht hätte ich es nicht getan, das mit dem Brot, und vielleicht hätte ich Köllemann nicht gemeldet, wenn nicht in dieser Stunde die Sonne ausgelöscht gewesen wäre. Ich weiß nicht. Aber ich tat es, und Köllemann wurde grausam zugerichtet, es gab keine Gnade für Brotdiebe, sie schlugen ihm die Gasmaskenbrille ein, und sein linkes Auge lief aus, es gab keine Entschuldigung, wenn auch Köllemann schwor, er habe nur einen kleinen Brocken von Wiezeks Brot genommen, niemand glaubte ihm das, und Köllemann war gezeichnet für immer, ein leeres starrendes Auge.“

Er sah zu ihr hin. Sie schlief. Der Mond leuchtete grausam wie Märchen, der Zauberspruch war vergessen, Köllemanns Auge, es gab keinen Schlaf – Köllemanns Auge.

Im bleichen Licht schrak er hoch. Im Nachtblau hing, zur Seite geschoben, die alte gleißende Scheibe. Vorsichtig stand er auf, zog die Vorhänge zu. Im Schatten verschwamm ihr Gesicht. Sie hörte nicht, daß das Bettgestell knarrte. Sie wachte nicht auf.

Zeit zu vergessen

Ich bin aufgewacht. –

Ich bin wieder aufgewacht. –

Jemand hat geschrien, wieder geschrien, irgendwann zwischen zwei und drei in der Nacht. –

Das liegt mir über den Augen, hinter der Stirn. –

Halb drei, wieder halb drei. –

Ich bin aufgewacht von dem Schreien, von dem Schrei. Immer halb drei, Immer wieder. Vier Stunden noch bis zum Aufstehn. Immer wieder. Ich möchte schlafen, schlafen. Das liegt mir über den Augen. –

Ich bin wach. Ich kann nicht schlafen, kann nicht mehr schlafen. Ich habe den Schrei gehört, ich habe wieder den Schrei gehört. –

Es ist still. Es ist sehr still. Niemand schreit im Haus. Niemand schreit nachts um halb drei. Sie schlafen alle, unter mir, neben mir. Unten wohnen die beiden Alten, die schreien nicht mehr, die schreien nie, die sind schon lange zu alt zum Schreien, da schreit nichts und keiner, unten. –

Vier Stunden noch bis zum Aufstehn. Im Haus ist es still. Die Hennigs-Kinder husten manchmal. Sie haben neulich Keuchhusten gehabt. Da haben sie nachts geschrien, manchmal. Aber das war es nicht, das war es nicht. Das war nicht das Schreien, das ist nicht der Schrei, der mich hochreißt, nachts um halb drei, jede Nacht zwischen zwei und drei, vier Stunden noch bis zum Aufstehn. –

Oben ist es still. Jansenons haben das Schlafzimmer über mir, über unserem Schlafzimmer. Alle Schlafzimmer liegen übereinander in diesem Haus, die Wohnzimmer nach Süden, die Küchen und die Schlafzimmer nach Norden. Wir haben alle das Schlafzimmer nach Norden, Jansenons auch, aber die schreien nicht in der Nacht, die sind jung, was sollten sie schreien, die wissen von nichts, die sind es bestimmt nicht gewesen. –

Müde. Über den Augen der Schlaf. Aber ich kann nicht mehr schlafen. Ich habe den Schrei gehört, wieder den Schrei, der weckt

mich jede Nacht zwischen zwei und drei, immer wieder, immer wieder. Vier Stunden bis zum Aufstehn, drei Stunden und fünfzig Minuten noch, halb sieben rasselt der Wecker, ihr Wecker, halb acht aus dem Haus, um acht im Betrieb – Morgen! – Morgen. – Morgen. – Ja, Guten Morgen. – Sie sehen blaß aus. – Blaß sieht er aus. – Der kommt nicht mehr klar seitdem. – Blaß sieht er aus. – Seitdem. – Seitdem. –

Ich bin müde. Müde. – Nehmen Sie doch mal – Oder das, das hilft, das hilft bestimmt, ich konnte auch mal nicht schlafen –. Ganz langsam zählen, ganz langsam – Sie müssen nicht daran denken. – Nicht daran denken. Das andere Bett. Das andere Bett. Sie hat nicht geschrien. Sie hat nie geschrien. Sie hat nichts gesagt und hat es getan und lag ganz ruhig und schlief und schlief und schlief. Und schläft. Sie hat nicht geschrien. Sie hat es getan und hat nichts gesagt, hat nichts mehr gesagt. –

Blaß sieht er aus. – Der kommt nicht mehr klar seitdem. – Soll er die Ablage machen.– Vielleicht mal zur Kur. – Sie sehen blaß aus. –

Seitdem. Ich kann nicht schlafen. Ich kann nicht mehr schlafen seitdem. Das reißt mich hoch, der Schrei reißt mich hoch, nachts zwischen zwei und drei. Ganz nah. Ein Schrei. Ganz fern. Ich muß ihn hören, ich höre ihn. Ich wache auf, nachts um halb drei, vier Stunden vor dem Aufstehn. Sie lag da und schlief, schlief. Schliefe. Sie wachte nicht auf. –

Soll er die Ablage machen, da verdirbt er wenigstens nichts. – Vielleicht mal zur Kur. – Blaß sieht er aus. – Er kommt nicht mehr klar seitdem. –

Seitdem. – Das kann sie mir doch nicht antun, schlafen und schlafen und nie mehr, nie mehr ein Wort. Kein Wort mehr. Kein Brief. Nur die weißen Tabletten und schlafen, schlafen und nichts mehr. Nichts. Ich habe ihr nichts getan. Ich habe ihr ganz bestimmt nichts getan. Sie hatte es gut. Ich hatte mein Taschengeld, mehr nicht. Ich habe immer gespart. Das hat sie gewußt. Sie hat nichts gesagt, hat mir nie was gesagt, ich weiß nicht, was war – wer es war, wer. Sie hat nichts gesagt. Kein Wort. Sie hat es getan und lag in dem anderen Bett und schlief. Und schlief. Ich habe es nicht gewußt. Ich habe geschlafen. –

Schlafen. Ich kann nicht mehr schlafen. Über den Augen der

Schlaf, hinter der Stirn. Aber der Schrei, fern, der Schrei, nah. – Irgendwer schreit in meinen Schlaf. –

Zuerst bin ich aufgestanden. Ich dachte, es ist was passiert, vielleicht ist etwas passiert? Wer schreit in der Nacht, wer schreit so? Im Treppenhaus nachts um halb drei, das stotternde Treppenhauslicht, draußen kam noch ein Auto, irgendwo irgendwas, Schritte, irgendwo Tanzmusik. –

Aber nichts, nichts, gar nichts. Keine Stimme, kein Schrei. Da war noch Winter, Schnee lag auf dem Grab, der Grabstein war noch nicht fertig – Da müssen Sie warten, im Sommer bricht dann der Hügel ein, da mache ich Ihnen eine geschmackvolle Bepflanzung, Sie werden bestimmt zufrieden sein –. Kalt war es im Treppenhaus. Ich horchte. Ich suchte den Schrei, der mich aufgeweckt hatte. Kalt. –

Dann ging ich zurück. Nichts. Nichts. –

Jemand hatte geschrien. Irgend jemand. Ein Mädchen. Eine junge Frau. Oder wer? Die Alten nicht, die sind schon fast nicht mehr zu hören. Frau Jansenon nicht, die ist jung, die ist glücklich, die weiß nichts, noch nichts. Die Hennigs-Kinder nicht, ich kenne die Stimmen, das Mädchen ist auch erst fünf. Ein anderes Mädchen hatte geschrien, hatte geweint. Vielleicht. Man weiß das doch nicht, dann, wenn man jung ist: Warum weint eine, was weint sie, warum? –

Vielleicht hat sie auch geweint. Was weiß ich. Ich bin jeden Morgen um acht im Betrieb, jeden Abend halb sieben wieder zu Hause. Das ist ein langer Tag. Was weiß ich. Ich war elf Jahre älter als sie, elfeinhalb Jahre. Da hat man Zeit, sich zu gewöhnen, und man gewöhnt sich und hört nicht mehr so, wenn jemand weint, hört es nicht über Tag. Was geht mich das an? Ich möchte schlafen, schlafen. –

Schlafen. Ich kann es nicht ändern, ich kann nichts mehr ändern, es ist so geschehen und aus, aus. Ich möchte schlafen. Andere schlafen doch auch. Warum hat sie mir nichts gesagt? Sie hat niemals etwas gesagt. Oder wem, wem hat sie etwas gesagt? Das kann sie mir doch nicht antun, schlafen und schlafen und nie mehr, nie. –

Elfeinhalb Jahre, das steckt sich nicht in die Kleider. Da weiß man Bescheid. So ist es. Der Hügel ist eingebrochen, sie haben

Taxus darauf gepflanzt und Ginster und Rosen, der Rosenbusch, blüht schon zum zweitenmal. Der Stein kostet 430 Mark, einschließlich Fundament, die letzten Raten will ich vom Weihnachtsgeld zahlen, dann ist das erledigt. –

Ich habe immer gespart. Ich habe ihr nichts getan. Sie hatte es gut. Sie hatte alles, was man braucht. Ich hatte doch nur mein Taschengeld, ich habe mir nie was extra geleistet. Ich habe gespart. Sie hätte später die Rente gehabt. Ich habe Höherversicherung geklebt. Das gibt eine gute Rente. Sie hat nichts gesagt. Sie hat nicht geweint. Sie hat nicht geschrien, niemals hat sie geschrien. Sie hatte nun auch die Waschmaschine. Ich habe immer gespart. –

Ich weiß nicht was war, wer es war. Es muß doch einer gewesen sein. Einer. Aber sie hat nichts gesagt, sie hat es getan und hat nichts gesagt. An dem Abend habe ich den Fernseher abgestellt. Es war ein komisches Stück an dem Abend, ich weiß noch genau, sowas behält man, ich war ziemlich müde, das Stück hat mir nicht gefallen, da sind wir schlafen gegangen, halb zehn schon, sie schlief gleich ein. Ich wußte nicht, warum sie gleich einschlief, ich wußte doch nichts. –

Sie hat mir nie was gesagt. Ich weiß nicht, wer es war. Einer muß es gewesen sein. Man kennt das doch. Man war auch mal jung. Damals. Aber sie wußte das nicht. Keiner weiß das. Wen geht das was an? Man hat seinen Beruf, man macht seine Arbeit, man kommt vorwärts. Bis dahin. –

Sie sehen blaß aus. – Der kommt nicht mehr klar seitdem. – Soll er die Ablage machen, da verdirbt er wenigstens nichts. – Ich möchte schlafen, schlafen. Ich kann es nicht ändern. Ich kann es wirklich nicht ändern, aus ist es, aus. Andere schlafen doch auch. Wer schreit denn, nachts im Traum? Andere haben doch auch was getan und waren mal jung und können schlafen. Schlafen. Die Augen sind müde. Hinter der Stirn. –

Sie hat nichts davon gewußt. Ich war elf Jahre älter als sie, elfeinhalb. Das ist eine lange Zeit, das waren alte Geschichten. Man weiß das doch nicht, wenn man jung ist, und einer tut es doch immer, irgendeiner, der es nicht weiß. Ich kann es nicht ändern, wer kann das ändern, so ist es doch immer. –

Sie hatte es gut bei mir, die schöne Wohnung, und nicht von

morgens bis abends das Kindergeschrei wie bei Hennigs und manchmal nachts noch dazu. Ich habe immer gespart und hatte nur mein Taschengeld. Sie hatte es gut. Man kann dann doch nichts mehr ändern, ich kann nichts mehr ändern, das war so, das ist so, wer denkt denn daran, wenn er jung ist. Das war eine häßliche Puppe, ein Holzkopf mit schmutzigem Wollhaar, Arme und Beine mit Holzwolle gestopft, da gab es noch nicht die hübschen Teenagerpuppen mit dem Kußmund. –

Sie küßte mich nicht, ich küßte sie, sie wußte von nichts, sie wußte gar nichts, ich liebte sie nicht, was ist denn das: Liebe, und einer ist 18 und weiß nicht wohin. Und allein. –

Allein halb drei in der Nacht, drei, Viertel nach drei. Schlaf über den Augen, hinter der Stirn. Im Ohr noch der Schrei, das Schreien. –

Still ist es, still. Niemand schreit. Die Puppe mit ihrem Holzgesicht, die Augen gemalt und abgescheuert, zerkratzt, sie schielte, und die Beine hingen herab wie bei den Gehenkten, die hingen in Glogau an den Laternen, die Beine baumelten im Wind. Ich riß ihr die Puppe weg, aus den Armen platzte Holzwolle heraus, es war nur ein Spaß, es sollte ein Spaß sein. Hab' ich gelacht? Ich hab' nicht gelacht. Ich weiß nicht. Sie küßte mich nicht. Sie wußte von nichts. Ich war 18, ich wußte Bescheid. Sie weinte, sie weinen dann alle, sie schreien dann alle, das weiß man auch schon mit 18. Einer ist immer der Erste, das weiß man, sonst kommt ein anderer, und vielleicht ist man morgen tot, auf dem Felde der Ehre, das war eine Ehre, das war ein Feld. –

Das ist vorbei. Da kann man nichts machen. Vorbei ist vorbei. Wir waren alle mal jung. Ich kann nichts mehr ändern. Ich möchte schlafen. Andere schlafen doch auch. –

Sie saß auf dem Hof in der Sonne und hielt ihre Puppe, Holzkopf mit dreckigen Wollhaaren, baumelnde Beine. Sie war schon lange über das Puppenalter hinaus, sie war schon –. Ich habe das nicht gewußt, damals habe ich das bestimmt nicht gewußt. Sie weinte. Sie schrie. –

Hat sie geschrien? –

Still ist es, still. Gleich schon halb vier. Drei Stunden noch bis zum Aufstehn. Halb acht aus dem Haus, jeden Morgen, um acht im Betrieb. – Guten Morgen. – Ja, Morgen. – Morgen. – Sicher,

es geht ja, es geht. – Sie müssen vielleicht mal –. Meine Frau, als die mal –. Ach ja, natürlich. –

Sie schlief gleich ein. Ich hatte das Fernsehen abgestellt, ein komisches Stück. Ich war auch müde, ich schlief auch bald. Ich schlief. Der Wecker weckte mich um halb sieben. Sie schlief noch, sie schlief und schlief. Sie schlief. Sie wußte von nichts. Ich war elf Jahre älter als sie, elfeinhalb. Sie wußte von gar nichts. Sie hatte es immer gut bei mir. Sie hatte alles, was man braucht, auch eine Waschmaschine zuletzt. Sie hat mir nie was gesagt. Kinder hatten wir nicht. Wer will denn Kinder in dieser Zeit? Ich will keine Kinder. Da setzt man Kinder in diese Welt, die schreien und schreien und haben dann Keuchhusten und spielen mit Puppen und spielen Soldat und alles, alles geht weiter und immer so weiter. Ich will keine Kinder haben. Ich war elf Jahre älter als sie, elfeinhalb Jahre, ich wußte Bescheid. Ich weiß doch Bescheid. Da stolpert man tiefer und tiefer die Treppe hinab, das Licht ist schon aus, die Flak schießt wie wild, die ersten Einschläge; von der Straße hinein in das Haus, ein Haus, irgendeines, mir ist es gleich, weg von der Straße und tief in den Keller, noch tiefer hinab, zwei Keller übereinander gebaut, an den Wänden glitzert das Wasser, wenn die Kerze flackert, dann bläst der Einschlag die Flamme aus, wer wird uns finden, wer findet uns wieder, uns findet hier niemand mehr, niemals, und sie schreien, wir schreien, irgendwo tief, irgendwann war das, damals in Wien, wer kann die Straßen behalten, die Namen – die Sonne schien dann nicht mehr, der Himmel war dunkel von Staub und Qualm. Ich weiß Bescheid. Ich will keine Kinder haben, die schreien und müssen schreien und zittern, und nachts wacht man auf, nachts zwischen zwei und drei – Wer schreit da? – Jemand schreit, irgend jemand. –

Ich kann nicht schlafen. Ich kann nicht mehr schlafen. Drei Stunden noch bis zum Aufstehn. – Morgen. – Morgen. – Ja, sicher, ganz gut. – Sie sehen blaß aus. – Blaß sieht er aus, seitdem. – Seitdem. – Sie müssen nicht daran denken. –

Nicht daran denken. Das andere Bett. –

Ich habe ihr nichts getan. Ich habe es nicht gewußt. Ich habe geschlafen, ich war müde. – Soll er die Ablage machen, da verdirbt er wenigstens nichts. –

Was muß sie denn Kinder haben, sie hatte doch alles, was wollte sie mehr. Ich weiß Bescheid. Ich will keine Kinder. Ich kenne das Leben. Ich kann es nicht ändern. Es ist geschehen und aus. So ist es. Was kann ich denn tun? Ich möchte schlafen, schlafen. Man muß doch schlafen. Wer schreit denn nachts um halb drei? Die Wände sind still. Der Flur ist still. Das Treppenhaus hat nur das stotternde Treppenhauslicht. Niemand schreit. Niemand. Manchmal husten die Hennigs-Kinder nebenan. Das ist nicht der Schrei, der mich weckt. Ich kann nichts mehr ändern. So ist das im Leben. –

Hinterher weiß man das, manchmal. Vielleicht mochte sie grade das komische Stück im Fernsehen. Sie war manchmal so und mochte so etwas ganz gern. Ich weiß nicht. Gesagt hat sie nichts. Sie hat sich niemals beklagt. Wir waren zufrieden zusammen. Sie hatte es gut bei mir. Zu Hause hat ihr Vater sie immer geschlagen, wenn sie zu spät kam. Ihre Mutter war lange tot. Bei mir hatte sie es doch gut, die schöne Wohnung, und ich habe immer gespart, ich hatte nichts als mein Taschengeld und habe mir nie was extra geleistet, sie hatte es gut und konnte sich nicht beklagen und hat sich auch niemals beklagt. Sie hat nie etwas gesagt. Nie. –

Müde. Halb vier vorbei. Still, ist es. Sehr still. Sie hat nichts gesagt und hat nicht geschrien und hat es dann doch getan. Ich weiß nicht warum, ich weiß nicht, was war, wer es war. Einer muß es gewesen sein. –

Sie hatte es gut. Letztes Jahr noch der Urlaub in Kärnten, natürlich nicht Klasse S, aber A haben wir uns geleistet, A konnten wir uns schon leisten, und es gab auch reichlich und gut, jeden zweiten Tag Wiener Schnitzel, der Wirt klopfte die Schnitzel selbst, wir hörten das Klopfen, wenn wir zum Essen gingen, das Fleisch war sehr zart, es hat uns an nichts gefehlt, ich habe drei Pfund zugenommen, sie auch, obwohl sie nicht wollte, sie wollte immer so schlank sein wie damals, als ich sie kennenlernte, und sie war nicht mehr schlank. Aber mir war das recht. Mir war sie so recht. Ich wollte nicht so eine Schlanke. –

Sie saß auf dem Hof in der Sonne und hatte die Puppe auf ihrem Schoß und war schon lange über das Puppenalter hinaus und war sehr schlank. Ich nahm ihr die Puppe weg. Ich lachte.

Hab' ich gelacht? Sie war sehr schlank, ein Mädchen, aber sie war schon –. Und schrie doch, schrie. Was schrie sie, warum – man weiß das doch nicht, wenn man jung ist, einer tut das doch immer, ich kann das nicht ändern; kann nichts mehr ändern. –

Sie hat nichts gewußt. Sie war elf Jahre jünger als ich, das ist viel Zeit, Zeit zu vergessen. Das ging sie nichts an. Sie hatte es gut bei mir. Sie hat sich auch niemals beklagt. Sie hat nichts gewußt. Keiner weiß etwas davon. So was vergißt man. Das war eine andere Zeit; wir lagen in roten Betten, die Überzüge hatten sie mitgenommen, wir schiefen in roten Inletts, die waren prall und zu kurz, wen kümmerte das, wir schiefen und wachten auf in dem roten Morgen, die Sonne schien, und sie saß im Hof in der Sonne – von woher gekommen? –, und sie hatte die Puppe auf ihrem Schoß, ein schielender Holzkopf, baumelnde Glieder. Sie war schon längst aus dem Puppenalter heraus, sie war schon –. Aber sie küßte mich nicht, sie war ein Kind –. Ich will keine Kinder haben, ich will nicht. Ich weiß doch Bescheid, wie das geht. Die Puppe platzte, Holzwolle, braun, und sie schrie, was schrie sie, sie sollte nicht schreien, nicht so, einer ist immer der Erste, und vielleicht bin ich morgen tot, morgen geht's weiter, fertigmachen, wer legt sich dann in die roten Betten, morgen wer weiß wo, ich weiß nicht. Und keiner hat sie gefunden, die Puppe lag auf dem Hof, sie schielte. Einer trat auf die Puppe. –

Sie hat nichts gewußt. Sie hat nichts davon gewußt. Das ging sie nichts an. Sie hatte es gut. Sie hat mir nie was gesagt. Vielleicht wollte sie auch ein Kind, das wollen sie alle, sie spielen mit Puppen und wünschen sich Puppen und wissen nicht, wie das geht mit den Puppen, zuletzt, einer kommt immer. Sie wußte das nicht. Ich war elf Jahre älter, ich wußte Bescheid. Ich will keine Kinder. Ich weiß doch Bescheid. Wir lagen auf Kohlen, ein Kohlenwaggon. Sie hatte das Kind in die Decke gerollt. Wir hatten ein Loch gewühlt in die Kohlen, da lag das Kind, da schrie das Kind und schrie und schrie. Der Zug fuhr nicht weiter, wir lagen zusammen. Die Kohlen knirschten. Der Himmel war klar und kalt. Das Kind schrie. Wir lagen zusammen. Keiner sah auf den anderen. Es war kalt in der Nacht. Wir wärmten uns. Das Kind schrie nicht mehr. Am Morgen kletterten wir von dem Waggon. Der Zug fuhr nicht weiter. Die Strecke war schon ge-

sprengt. Ich weiß Bescheid. Ich will keine Kinder haben. Ich möchte schlafen, schlafen. –

Das liegt mir über den Augen, hinter der Stirn. Halb vier, vier. Müde. Ich kann nicht schlafen, kann nicht mehr schlafen. Fast drei Stunden noch bis zum Wecken, zum Aufstehn. Halb acht aus dem Haus, um acht im Betrieb. – Guten Morgen. – Morgen. – Ja, Morgen, Morgen. – Der kommt nicht mehr klar seitdem. –

Seitdem. –

Das andere Bett. Dann schlief ich. Dann konnte ich schlafen. Dann kann man schlafen. Das kann sie mir doch nicht antun, nie mehr, und nie mehr ein Wort. Wer war es denn, was war es denn? Sie hat nichts gesagt, sie hat mir nie was gesagt. Sie hatte doch alles. Einer muß es gewesen sein. –

Der Wecker weckte mich um halb sieben. Sie schlief noch. Schliefe. Schliefe. Wer war das? Einer muß es gewesen sein, daß sie es tat. Man weiß das doch. Ich hätte ja gar nichts gesagt. Man war doch selber mal jung. Sie war elf Jahre jünger als ich, elfeinhalb. Ich hätte bestimmt nichts gesagt. Das gibt sich. Das weiß man doch. Aber sie hat nichts gesagt. Niemals. Kein Wort. –

Manchmal sprach sie von Sachen, die sie gelesen hatte. Sie las eine Menge, sie war eben so, sie hatte ja Zeit über Tag, ich gehe um halb acht aus dem Haus, und abends ist es immer halb sieben. Da hatte sie Zeit zum Lesen. Warum denn auch nicht? Sie konnte lesen soviel sie wollte. Sie hatte es gut bei mir. Ich hätte nicht mal etwas gesagt, wenn sie –. Sie war doch noch jung, da hat man das mal. Das gibt sich. Ich weiß doch Bescheid. Wir konnten in Ruhe zusammen alt werden. Das ist nicht das Schlechteste, alt werden zusammen. –

Immer der Schrei, zwischen zwei und drei in der Nacht. Und nie mehr ein Wort. Das andere wußte sie nicht. Das ging sie nichts an. Das ist lange her, ich habe es nicht gewollt. Man weiß das doch nicht, wenn man jung ist, 18, und stirbt vielleicht morgen, es sollte ein Spaß sein, was spielt sie noch mit der Puppe, Holzkopf und baumelnde Holzwollebeine, was sieht sie mich an, was weint sie und schreit, schreit –. Einer ist es doch immer, nun wein' doch nicht, schrei doch nicht, schrei nicht, es ist schon vorbei, nicht schreien, nicht –. Dann ist es vorbei. Wer denkt

noch daran. Sie haben sie nicht gefunden. Sie haben sie nicht gesucht. Fertigmachen. Wer schläft morgen in den roten Betten. Vorbei ist vorbei. –

Schlafen. Ich möchte schlafen. Man muß doch schlafen. Viertel nach vier. –

Still ist es, sehr still. Niemand schreit. Die Alten schreien nicht mehr, was sollen sie schreien, die Hennigs-Kinder husten im Schlaf, sie schlafen, schlafen alle. Jansenons können schlafen, die sind jung, die wissen noch nichts. Ich kann nicht schlafen. So ist das. So ist das Leben. –

Einmal, da hat sie rosa Sachen gestrickt, ganz weiche Wolle. Aber es war nichts. Ich habe das gleich gewußt. Ich will keine Kinder. Ich weiß doch Bescheid. Ich will keine Kinder für dieses Leben. Sie war elf Jahre jünger als ich. Da weiß man das noch nicht so. Da hat man noch Hoffnung, so lange man jung ist. Aber das kostet alles, das muß man alles bezahlen, die Puppen, den Grabstein, die Rosen. Da muß man schon sparsam sein. Sparsam. –

Wer schreit da? – Wer schreit denn da?

Infekt

Ich will es sagen, solange noch Zeit ist. Solange ich es noch sagen kann. Solange – solange ich sprechen kann – noch sprechen kann. Ich weiß nicht mehr – weiß nicht mehr all – allelala lalalla – all – alles. Das – weiß ich nicht mehr. Da wachte ich auf, da hatte ich dieses Hemd an, unser Hemd – o ja, ich wachte auf, da war es vorbei, schon vorbei, da war es – da war es gewesen: Der Himmel war weiß, aber das Hemd ist grau wie – grau wie die Sonne am Mittag. Am Mittag. Da wachte ich auf. Da war es gewesen.

Das will ich sagen, solange ich es noch sagen kann. Nachher bin ich alt – wer weiß, wie er alt wird in diesen Höfen, hinter den Gittern. Ich weiß es.

Es ist nicht so schlimm, sagt der Wärter. Es wird schon besser, es war schon schlimmer. Viel schlimmer schon. Es wird wieder besser, vielleicht. Bei anderen ist es viel schlimmer, sagen die Wärter. Die Alten, die. Die. Die andern, die reden schon lange nicht mehr. Die können nicht sprechen, nicht mehr. Nicht mehr sprechen – enennen – sie können können nicht mehr. Ich weiß. Das ist das Ende.

Aber sie lügen. Die Wärter lügen. Sie lügen alle. Ich weiß es. Sie wollen es nur nicht sagen. Sie dürfen nichts sagen, das weiß ich – ichch chchch. Ich weiß doch: Plötzlich, da wachst du auf – dann ist es vorbei, dann ist es gewesen. Das ist die Krankheit. Unsere Krankheit. Ich – ichch – ichchch weiß es. Ich will es sagen, solange noch Zeit ist. Die Wärter dürfen nichts sagen. Aber einer war bei uns, unter uns, im grauen Hemd. Der war ein Arzt, der hat es gesagt, der hat es mir damals gesagt, als er noch sprechen konnte: Das ist die Krankheit, unsere Krankheit. Sie leben. Wir leben. Aber sie reden nicht mehr. Sie können dann – können dann nicht mehr reden. Sie lallen – lallallen. Sie leben noch – noch –, leben, aber sie wissen nichts mehr, gar nichts mehr, kein Wort, nicht ein Wort. So müssen sie leben und leben und leben, zuletzt, ohne ein Wort.

O ja, das wollen sie uns nicht sagen, die Wärter. Sie sollen es uns nicht sagen. Sie sagen: Es ist nicht so schlimm. Es wird schon besser. Es wird wieder besser. Vielleicht.

Aber es wird nicht besser, ich weiß es. Hör' doch: Es wird nicht – ichcht – nnicht – cht – es wird nicht, niemals mehr wird es besser. Das weiß ich. Es wird – wird schlimmer – immer. Dann kommt das Lallen, einmal. Lallen. Lallallen. Dann kommt nichts mehr.

Zuerst war da nur der Ausschlag. Zuerst ist es nur ein Ausschlag. Ein Ausschlag. Was soll schon sein? Man hat einen Ausschlag, am Hals, unter dem Kinn. Weißt du es schon? Weißt du es nicht? Du weißt es. Du siehst es. Aber du willst es nicht sehen.

Du hast mich niemals geliebt.

Dann tragen sie einen Kragen. Dann tragen wir einen Kragen, einen hohen Kragen aus Weiß, den tragen wir alle, zuerst, daß niemand es sieht, wenn der – wenn der – wenn der Ausschlag – wenn er. Sag' es nicht weiter. Du weißt doch. Du kannst es nicht sehen.

Ein Ausschlag, sagen die Ärzte. Ein kleiner Infekt. Das geht vorbei, sagen die Ärzte. Das ist nicht – das ist nicht die – die Krankheit. Das geht schon vorbei. Vorbei. Das geht schon. Ich weiß.

Dann wachte ich auf. Da war es – vorbei. Alles. Wie war es denn, wie? Der weiße Kragen war fort. Mein Ha – mein Halallallals – mein Hals – ja, er war rot. Rot. Das geht schon vorbei. Das ist schon vorbei. Das ist gewesen, gewesen. Das Hemd ist grau, unser Hemd, wie die Sonn – onne – onnennenne. Unser Krankenhemd. Und die Haare sind ausgefallen.

Es wird schon besser sagen die Wärter, die Wächter am Gitter. Der Ausschlag ist schon vorbei. Die Kragen sind schon verbrannt. Wir leben. Leleben. Dann lachen alle. Wir lachen alle. Dann tanzen alle. Wir tanzen den Reigen im Hof, hinter den Gittern. Wir lachen. Die Kragen verbrannt, verbrannt. Die Haare – die Haare sind fort. Der Reigen – der Reigen. Wir leben. Die Hemden sind grau – grau wie der Tag hinter der Sonne, hinter den Gittern. Aber wir leben.

Es hilft nichts. Es hilft doch nichts! Niemand hilft uns. Ich weiß es. Es hilft schon nichts mehr. Es wird nicht besser. Nichts hilft mehr. Wir müssen leben und leben und leben hinter den Gittern. Und lallen lalallalalal lalalla – lallen – lallen zuletzt. Und still sein, zuletzt. Stumm. Stumm. Dann ist es vorbei.

Die anderen reden – draußen, die vor den Gittern. Aber sie sterben. O ja, die werden nicht alt, werden niemals so alt, bis sie stumm sind. Niemals. Sie reden und reden und reden – und sterben. Sterben. Und wissen nichts, gar nichts. Das ist zum Lachen. Wir leben. O ja, wir lachen und gehen den Reigen den Reigen den Reigen. Wir werden sie überleben, unsere Wärter, alle. Wir werden uralte – ururalt – ururur. Wir werden alt mit der Krankheit, unserer Krankheit. Das weiß ich. Das hat mir der Arzt gesagt, damals, einer von uns, im grauen Hemd, solange er sprechen konnte. Der hat es gewußt. Sie müssen sterben. Wir werden uralte mit unserer Krankheit, ururalt und ohne Haare. Das ist zum Lachen.

Plötzlich, da wacht man auf, hinter Gittern – da wachst du auf, hinter Gittern, und alles gewesen – ist alles gewesen. Alles. Du lebst noch – nur noch. Du lebst nur noch.

Das will ich sagen, solange ich es noch sagen kann. Später – wer kann mich verstehen? Wer wird mich verstehen? Wir lallen und hören uns lallen und können das Lallen verstehen, können das Schweigen verstehen. Aber wer – wer weiß? Die Wärter verstehen uns nicht. Keiner versteht uns, keiner von denen draußen, hinter den Gittern. Sie wissen nicht – wissen nichts mehr, gar nichts mehr – anichme – ichme – ichme – mehr.

Die Wärter lügen. Hörst du: Sie lügen alle, hinter den Gittern, oder sie wissen es nicht. Sie wissen gar nichts. Ostern und Pfingsten und Ostern und Pfingsten und – und einmal, dann kommen sie an das Gitter, die draußen, einmal, mit ihren Haaren, am Gitter – da sind sie: Die müssen sterben – nun sind die Kinder schon groß, nun sind die Kinder schon alt, nun sind die Kinder schon Kinder schon Kinder – und kommen nicht mehr, Ostern und Pfingsten und – und Weihnachten, Weihnachten bin ich alt, dann kann ich es nicht mehr sagen, ich bin schon – ich bin schon –.

Hast du mich geliebt? Warum läßt du mich so – allein – ein – ein? Hast du mich niemals geliebt – niemals – niem – ?

Sie sehen uns an durch das Gitter, Ostern, Pfingsten und – Weihnachten, Weihnachten. Ja. Sie reden von Inge – von Inge – wer ist das? Sie sehen mich an. Ich weiß doch, wie ihre Augen sind, unter den Haaren. Sie hören, ob ich noch sprechen kann –

annannannann – nann. Nann. Sie warten. Sie reden von Inge. Wer ist das? Wer war das? Ich habe vergessen. Ich will es vergessen, alle alle vergessen, alle vergessen und alle alle allallall – all –. Vergessen, was war, damals, was war, vorher. Vergessen, was stirbt. Sie sterben alle. Wir leben – o ja, wir leben im grauen Hemd, unter der Sonne, und Ostern und Pfingsten und Weihnachten – sie kommen an unser Gitter und sehen mich an, sehen mich an, ehe sie sterben.

Ich muß es sagen, solange noch Zeit ist. Hörst du: Sie wissen es nicht. Sie wollen nichts wissen. Plötzlich ist alles gewesen. Gewesen. Vorbei. Ostern – oder Pfingsten – oder – oder einmal. Ich muß es sagen, jetzt sagen. Sie sollen es wissen. Sie müssen es wissen. Man muß doch wissen, ehe man – ehe man stirbt. Daß man stirbt. Sie müssen sterben mit ihren Haaren. Ohne die Krankheit müssen sie sterben. Sie sollen sich hüten. Sie sollen die Krankheit, die sollen sie sol – lollollen sie sollen –. Sie sollen sich hüten davor, vor ihrem Leben.

Ich weiß, wie sie sind. Ich sehe die Augen hinter dem Gitter, ich weiß schon, ich weiß noch, ich habe doch nicht vergessen, wie ihre Augen sind. Wie sie leben und leben und reden und reden. Und sterben. Sie sehen mich an hinter dem Gitter. Sie warten, ob ich noch sprechen kann. Noch. Sie wissen mit ihren Augen – wissen in ihren Augen, sie sagen mit ihren Augen: Unheilbar – er ist unheilbar.

Ich habe sie nicht gefragt. Ich frage sie nicht. Sie haben mir nichts gesagt. Aber sie sagen es mit den Augen: Unheilbar. Er ist unheilbar. Es gibt keine Heilung von dieser Krankheit – unserer Krankheit. Wir müssen leben. Und leben. Und keine Heilung.

Sie sehen mich an, Ostern und Pfingsten und – und einmal. Sie sehen uns an hinter dem Gitter. Sie sagen mit ihren Augen – ich weiß doch, ich sehe es doch, ich kann es doch sehen – noch sehen. Sie sagen: Sterbt doch – so sterbt doch – so sterbt doch endlich! Erlöst uns doch endlich! Stirb doch! Erlöse uns endlich von dir, im grauen Hemd, hinter dem Gitter. Du bist unheilbar, unheilbar.

Ich weiß es. Sie reden von Inge – von Inge. Aber ich lese in ihren Augen, hinter dem Gitter. Sie sagen: Was lebst du denn noch und zerstörst uns dein Bild – dein Bild auf dem Schreib-

tisch – das alte Bild auf dem Schreibtisch, mit Haaren – weißt du noch, damals? Ich weiß es. Ich will es nicht wissen. Ein ganzes Gesicht, mein ganzes Gesicht, mein Gesicht, wie es war. Einmal. Weißt du nicht, wie du warst, wie du vorher warst? Damals. Inge?

Ich weiß es. Ich sehe sie alle lalalle. Ostern, Pfingsten und Weihnachten, dreimal im Jahr. Sie sehen mich an. Wer ist das? Inge? Wer war das? Das war sie vielleicht: eine Frau, ein Mädchen vielleicht, einmal, mit Haaren. Mit Haaren? Ich weiß nicht.

Sie haben Haare, die hinter dem Gitter. Sie haben Haare wie unsere Wärter. Hehe – Haare! Die sterben alle. Haare sehen wie Wärter aus. Es ist nicht so schlimm. Es war schon schlimmer. Wie Wärter. Wie schlimmer wie schlimm mimmimm mim –.

Ich muß es sagen, solange ich es noch sagen kann. Zuerst ist nur dieser Ausschlag da, hörst du: der Ausschlag am Hals, unter dem Kinn. Der Kragen ist eng um den Hals, hoch um den Hals. Daß keiner es sieht. Weißt du? Keiner hat es gesehn. Und manchmal verschwindet der Ausschlag hinter dem Kragen, ein kleiner Infekt, die Ärzte sind – Ärzte sind – Ärzte. Dann ist der Hals wieder glatt, dann stirbst du wie alle, wie alle, so früh wie alle, wie jeder hinter dem Gitter, dann hast du Haare, wie Wärter. Haare. Dann stehst du draußen am Gitter, Ostern und Pfingsten und – und Weihnachten. Dann mußt du sterben, Ostern und Pfingsten und – und unnnunnnun – und –.

Am Morgen stand die fahrbare Station vor dem Haus, plötzlich. Da liegst du, da greift dich der Sog, da liegst du im großen Sog, das beizt dir die Haut – die Haut – ab. Das schreit – schreit! Und immer allein im Zimmer, immer immer allein, immermer immermer.

Dann wachte ich auf. Der Himmel war weiß, das Hemd war grau wie jemals die Sonne – die Sonne – oder die Sonne, ja, die war es. Das war es. Da war ich nicht mehr allein. Da waren wir, waren wir alle. Da sagten die Wärter. Es ist nicht so schlimm. Es war schon schlimmer, sagen die Wärter. Bei anderen ist es viel schlimmer. Die Alten – die. Die reden schon lange nicht mehr, die lallen schon lange nicht mehr, die lallen schon lalllen schon lallallallall –.

Ich weiß es. Ich werde nicht wieder gesund. Wir werden nicht wieder gesund. Sie sehen mich an am Gitter, Ostern und Pfing-

sten und Weihnachten. Unheilbar. Sie warten. Erlöse uns doch! Das Bild auf dem Schreibtisch, damals. Erlöse uns doch von diesem – von diesem –. Du mußt uns erlösen! Und reden von Inge von Inge. Von Inge. Wer war das? Du mußt uns erlösen. Dein Bild.

Aber wir leben. Ich weiß es. Wir leben lange und lange und langelangelan –. O ja, die anderen, hinter dem Gitter, mit ihren Haaren, die werden niemals so alt, niemals, niemals so alt wie wir. Die müssen sterben und reden und sterben. Die wissen es nicht. Hörst du: Wenn ich noch lall – noch lallen werde – noch lalalalalalallallallallalle – und lebe noch immer und lebe. Dann stehn sie nicht mehr am Gitter, hinter dem Gatter. Dann leben sie lange nicht lange nicht mehr. Dann kommen sie lange nicht lange nicht mehr zu den Gittern. Inge? Von Inge. Von Inge. Dann leben sie lange nicht mehr, dann stehn sie nicht mehr zu Ostern, zu Pfingsten, zu Weihnachten. Du mußt uns erlösen. Unheilbar. Erlöse uns doch von dir. Dann sind sie lange ge lange ge lange ge gestorben. Inge?

Hast du mich einmal geliebt? Wer hat mich geliebt? Wer hat mich jemals – wer hatte mich – hatte mich –?

Da müssen wir lachen. Da müssen wir wieder den Reigen gehn, unseren Reigen, den Reigen gehn. Da müssen wir müssen wir lachen. Verstehst du? Und lallen. Lallen la lallen. Und schweigen. Schweigen.

Und sterben.

Wir müssen sterben. Ich muß auch sterben! O ja. Ich will sterben. Ich kann das nicht mehr, nicht mehr lelele – nicht mehr lelelele –.

Ich will nicht mehr – will nicht mehr – will nicht mehr – will nicht – mehr –.

Sie sollen das wissen, hinter den Gittern. Die Wärter lügen. Sie lügen alle. Es war noch nicht schlimmer. Es war noch nicht so. Es wird immer schlimmer. Ich weiß es. Sie lügen. Wir müssen den Reigen den Reigen gehn, morgens und mittags und immer den Reigen hinter den Gittern, in unseren Höfen den Reigen gereigent gereigent gereiht. Ich weiß es. Wir haben den Reigen gelernt. Wir haben das Lallen das Lallen lalallen –. Und werden dann stumm sein, zuletzt. Ich weiß es. Stumm.

Wenn ich einmal nicht – plötzlich nicht – und weiß es nicht mehr, wie die Alten, die – die wissen es schon nicht mehr, die lallen nur noch und leben nur noch und leben – leben – und lallen das Leben.

Wenn ich einmal – nicht wieder – nicht mehr –.

Ich weiß es. Ich will es sagen, solange ich es noch sagen kann. Solange ich sprechen kann. Hörst du? Daß du es weißt, wenn du aufwachst im grauen Hemd, hinter den Gittern. Dann ist es vorbei. Keine Hoffnung. Dann mußt du leben. Wenn du den Ausschlag fühlst, am Hals, unter dem Kinn – ein Ausschlag, was soll schon sein?

Dann wirst du alt. Dann mußt du leben. Dann lernst du leben und lall und lallallallen. Das mußt du wissen, wenn du aufwachst im grauen Hemd – o ja, grau wie die Sonne am Mittag, und der Himmel ist weiß. Hörst du: weiß!

Halb wach

Als er in dieser Nacht wieder träumte, er müsse seiner Frau – seinem vertrauten Weibe, wie er sie bei sich zu nennen pflegte, zumal er ihr manchmal Meinungen anvertraute, die er sonst, nach den Erfahrungen von 72 durchschnittlichen Lebensjahren, lieber für sich behielt – seiner Frau also müsse er unzweideutig erklären, wieso der feste Glaube an einen gütigen, gerechten Gott ganz gewöhnliche Bildschirm-Menschen Tag für Tag zu Entscheidungen befähigte – bei Abstimmungen etwa für oder gegen, bei Kauf- oder Staatsverträgen, sogar bei Versicherungen an Eides Statt, unter Berufung auf eben jenen Gott –, Entscheidungen jedenfalls, von denen das Wohl und das Wehe, das Leben und Sterben von ungezählten Mitmenschen betroffen sein konnte: als er, im Traum, die verzweifelte Vergeblichkeit seiner Bemühungen erkennen mußte, dies seiner ihm vertrauenden Frau zu erklären – zumal er nicht ausschließen konnte, bei sich, daß solches Verhalten vielleicht nur mit einem ihm nicht bekannten, von ihm nicht benennbaren psychischen Defekt zu begründen sei –, beschloß er, träumend, selber verrückt zu werden.

Er wachte auf, sah in das warme Halbdunkel des Ehe-schlafzimmers, das seine Schatten der Straßenlaterne schräg gegenüber verdankte, hörte das ruhige Atmen seiner Frau, deren Acht-Stunden-Schlaf niemals von Alpträumen gestört wurde – das jedenfalls behauptete sie seit eh und je –, und er dachte wieder an das allzu vertraute Bildschirmgesicht jenes Mannes, in dessen Macht derzeit offenbar Frieden und Krieg und Vernichtung sowie auch der kreditgeförderte Wiederaufbau der künftigen Trümmerlandschaften lagen, handelnd im unerschütterlichen Glauben an jenen allmächtigen Gott, der, allsonntäglich mit sonorer Stimme gepriesen, in seiner unendlichen Güte auch diesen Menschen erschaffen hatte und ihn jetzt, offenbar unbehelligt von Zweifeln, reden und wirken ließ aus einem traumhaft sicheren Wissen heraus, was Wahrheit, was Lüge, was Gut und was Böse sei – dabei das Böse zuverlässig im Gegenüber fixierend –, und ob er nun die Augen schloß oder auf den Gardinen-

schatten starrte: Vor ihm stand immer das allzu vertraute Schafsgesicht, in dem er manchmal auch einen Fuchs, einen Bock, eine Kröte erkannte. Da wußte er plötzlich, daß er mit seinen altmodischen Vorstellungen gescheitert war, endgültig, er oder irgendjemand sonst könnte so einen Menschen vielleicht mit Gründen und Widerreden zu anderen, neuen Einsichten bringen, seine Wahrheiten und Gewißheiten seien mit Fragen zu erschüttern: Der da versteckte sich nicht hinter halben Wahrheiten und ganzen Lügen, sondern er glaubte – hinter der Maske des ernststen Staatsmanns, des flotten Cowboys oder des lächelnden Vaters, der seinen ungehorsamen Kindern gegenüber Nachsicht übt – an seinen Gott und an sich selbst, und dieser Glaube machte ihn unangreifbar und unbelehrbar in seiner Welt.

Einen Augenblick lang quälte ihn noch, halb wach, der Gedanke, er müsse trotz allem versuchen, seiner Frau zu erklären, was offenbar nicht zu erklären war, was er nicht einmal sich selbst in einfachen, verständlichen Worten buchstabieren konnte. Dann legte er sich auf die Herz-Seite, verkroch sich in das Kissen und wiederholte für sich, Traum oder nicht Traum, seinen Beschluß, verrückt zu werden, verrückt zu sein – eine andere Lösung gab es nicht. Zwar sagte er sich, und er versuchte es dabei gleich wieder mit dem, was er für Vernunft hielt, daß die Tage seines gut eingeübten Rentner- und Großvater-Daseins ohnehin gezählt seien, daß also für ihn und für seine ruhig schlafende Frau kein Anlaß zu dumpfen Besorgnissen oder gar Albträumen gegeben sei, jetzt ganz gewiß nicht mehr, da die staatlich verbürgte Rente und das lastenfrei gestellte Reihenhaus die wünschbaren Sicherheiten bis zum Lebensende garantierten: Katastrophen – wenn sie denn wirklich doch einmal hereinbrechen sollten – würden vermutlich an ihnen vorübergehen, zumal er nie an Versicherungsbeiträgen sparte, geringe Einbußen an der gewohnten Lebensqualität wären hinnehmbar, und ob die Rente um ein Kommasieben oder dreikommazweifünf Prozent angehoben würde oder auch gar nicht, das sei schließlich ohne Bedeutung, es handele sich um nicht mehr als ein halbes Frühstücksbrötchen täglich, um einen Sommersonntag, an dem das Auto in der Garage zu bleiben hatte, um eine bescheidene Zahl im roten Sparbuch der Stadtparkasse. Schließlich fiel er aber in seinen Traum

zurück, stand wieder – wortlos, sprachlos – vor dem allmächtigen Schafsgesicht, wollte schreien, schrie aber nicht, und als seine Frau, offenbar aufgeschreckt von Lauten oder Worten, die er in die Nacht gestammelt hatte, sich zu ihm wandte, die Steppdecke um die Schulter ziehend: War was? Ist was? Hast du etwas?, da beruhigte er sie mit dem gewohnten ehelichen Streicheln: Ist schon gut, ist schon recht, ich habe wohl wieder geträumt.

Irgendwann schlief er dann wieder ein, ohne jedoch noch einmal die tiefe Bewußtlosigkeit zu erreichen, in der seine Träume bedrohlich wurden. Er schlief und wachte, wachte und schlief, bis er sich endlich getragen und geborgen fühlte von einem breiten, ruhigen Strom ohne Namen, mühelos, angstfrei, und die Einsicht machte ihn glücklich, daß es unsinnig sei, ja, wirklich verrückt, jetzt oder künftig nach Erklärungen für die Vernunft oder die Unvernunft der Welt und ihrer Lenker zu suchen. Am einfachsten und am besten, das wurde ihm in seinem angenehmen Dahintreiben bewußt, sollte alles so bleiben, wie es nun einmal – menschlich unvollkommen – geworden war, daß es nichts bringen würde, darüber zu grübeln, was die Bildschirm-Menschen – Schafs- oder Fuchs- oder Bocksgesichter – mit ihm und für ihn noch machen würden, ihre große Politik oder ihre kleinen Geschäfte, daß er also nur weiterhin pünktlich die Fernsehnachrichten einschalten und – manchmal in unterschiedlichen Fassungen – glauben müsse, was ihm der farbige Bildschirm versicherte, predigte oder versprach, auf daß die gerechte Welt des gütigen Gottes weiter so fortbestehen könnte wie bisher, zu Vorteil und Nutzen aller Zufriedenen, unter der steten Fürsorge von gottgewissen und gottgefälligen Menschen, denen er am Wahltage zuverlässig seine treue Stimme geben würde. Halb träumend, halb wachend wurde ihm klar, daß alles gut sei, wie es nun einmal war, daß es unnötig sei und falsch, verschwendete Mühe, vergebene Hoffnung, dagegen aufzubegehren: Nur noch, in seinem kleinen Kreis das Gute zu tun und das Böse zu lassen, wie er das aus dem Katechismus gelernt hatte, sei ihm geboten, damit er dann auch sich selbst zu den Guten zählen dürfe, denen der allmächtige Gott gewogen sei.

Er schreckte hoch. Der frühe Morgen war grau. Er versuchte,

sich zu erinnern, vergebens. Das Alter. Das Gedächtnis. Deshalb beschloß er, bei sich, künftig nur noch normal zu sein, die letzten Jahre, nüchtern und traumlos, gesund.

GUTBÜRGERLICH, GEMÜTHLICH

Alte Familienrezepte (1999) 189

Fräulein Mollenhagen (2001) 193

Onkel Alois (2001) 197

Wohl gelitten (2002) 201

Amtsrat Kriebel (2002) 205

Alte Familienrezepte

Das war damals, als noch niemand ahnte, daß die Eichenbalken, auf denen unser Haus – nahe dem Hafen – gegründet war, schon lange begonnen hatten zu verrotten, damals, im Herbst 1945, als meine Großmutter starb. Es war ein würdiges, ein stolzes Haus, in dem meine Großmutter seit für mich unvordenklichen Zeiten gelebt hatte. Von ihrer Mitgift – eine Liebesheirat, aber mit Kaisermünzen vergoldet – hatte mein Großvater das Anwesen gekauft, das in den Jahren nach dem letzten großen Stadtbrand für einen wohlhabenden Getreidehändler in einem Stil entworfen worden war, der damals in den großen Städten schon etwas aus der Mode gewesen sein dürfte, der aber wohl der Neigung des Bauherrn zu solider gutbürgerlicher Reputation entsprochen hatte: eine etwas strenge, klar gegliederte Fassade mit einem zentralen, zweiflügeligen Eingang, der in eine geräumige, mit grauen Gotland-Platten ausgelegte Diele führte – links die Wohnzimmer, rechts die Tür mit dem Schild Comptoir.

Meine Großmutter wohnte, solange ich denken konnte, in den hohen Räumen der ersten Etage, die über eine schön geschwungene Treppe – mit einem Handlauf in dunkel glänzendem Mahagoni – von der Diele aus zu erreichen war, und dort starb sie auch, 85 Jahre alt, im sonnigen September 1945. Als der Sarg hinuntergetragen wurde, verließ sie zum erstenmal seit Jahrzehnten ihre Wohnung. Bis dahin hatte sie, geplagt von schwerer Gicht, gegen die kein Medikament, kein Heilwasser, nicht einmal die weise Frau Kohlscheen aus der Krabbenstraße hatte helfen können, in einem Sesselstuhl ihre Tage verbracht, den ihr Vater – das erzählte sie gern – selbst getischlert und den ihr Sohn dann mit vier Rollen ausgestattet hatte, so daß die Pflegerin den Stuhl zum Fenster, näher an den Ofen, ins Schlafzimmer und manchmal auch noch in die Küche schieben konnte, wo meine Großmutter beim Schneiden und Schnippeln und Anrichten der Salate für Familienfeste half, solange ihre knochigen Finger mit den angeschwollenen Gelenken dazu noch fähig waren.

Meine Großmutter hatte sich in den langen Jahren, als sie noch

uneingeschränkt im Hause herrschte, den Ruf einer vorzüglichen Köchin erworben, davon wußte die Stadt noch in meiner Jugend zu erzählen, und die braven Mädchen vom Lande – alle in der dunklen wagrischen Tracht mit den langen Röcken –, die bei ihr das Dienen und Putzen und Waschen und schließlich auch einige Grundlagen der feinen bürgerlichen Küche gelernt hatten, galten in der Stadt als Gute Partie, selbst wenn sie nichts anderes in die Ehe einbringen konnten als die Zucht und Unterweisung meiner Großmutter. Das galt auch dann noch, als die alten Trachten längst auf den Hausböden abgelegt und vergessen und kurze Röcke in Mode gekommen waren, die meine Großmutter mit spitzem Altersgesicht als unanständig, im übrigen auch, bei dem kühlen Küstenklima, als ungesund beurteilte.

Sonst hielt meine Großmutter mit ihren Meinungen eher zurück, klagte auch kaum einmal über ihre Schmerzen und Leiden. Sie saß, ein Monument aus schwarzem Tuch, im Winter zusätzlich noch mit einem ebenfalls schwarzen Schal umhüllt, auf ihrem Sesselstuhl und herrschte so, wie sie das lebenslang gewohnt gewesen war, jetzt allerdings nur noch über die ältliche Pflegerin, die stets dienstwillig – vielleicht sogar ganz ohne eigenen Willen – durch die Zimmer huschte. Die Pflegerin wurde nur „Fräulein“ gerufen, einen eigenen Namen beanspruchte sie nicht. Bei jedem Anschlag der Tischklingel war sie zur Stelle, verzog sich dann aber gleich wieder in die Küche mit den Nordfenstern, wo sie viele Stunden bemüht war, Mahlzeiten nach dem Geschmack meiner Großmutter anzurichten, meist ohne rechten Erfolg, wie die Miene meiner Großmutter verriet, die ihre Zunge über die schmalen Lippen wandern ließ und nichts sagte als: „Nun ja. Nun – ja.“

Meine Großmutter hatte den Ertrag ihrer Küchenwirtschaft in mehreren Bänden handgeschriebener Rezepte niedergelegt, die allerdings meistens für einen großen Tisch mit 12 oder 15 oder noch mehr Gästen gedacht waren, nicht aber für eine bescheidene Zweisamkeit, schon gar nicht für eine einzige Esserin, die Pflegerin begnügte sich stets mit den Resten der Mahlzeiten. In den Rezeptsammlungen meiner Großmutter war von halben Rinderkeulen, von ganzen Speckseiten, von 14 Hasen und 20 Rebhühnern die Rede, auch von Litern geschlagener süßer

Sahne für den Nachtisch, und die Kuchen waren nach den alten Familienrezepten mit Dutzenden von frischen Eiern, Bergen von gerösteten Mandeln, Butter im Überfluß und feinstem Auszugsmehl anzusetzen – stundenlang mußten manche Teige gerührt werden, damit endlich alles zu allseitiger Zufriedenheit aufgetischt werden konnte. In ihrem Hause sei eben immer gut gegessen worden, pflegte meine Großmutter Einwände abzutun, derart schwere Speisen seien vielleicht gar nicht besonders bekömmlich, und als einmal eine etwas belesene Kusine zweiten Grades andeutete – einmal wagte sie das nur –, das üppige Leben und Speisen mit Massen von Fleisch und tierischen Fetten könnte möglicherweise ein Auslöser ihrer Gebrechen gewesen sein, unterbrach meine Großmutter schroff: „Unsinn!“, und sie erzählte wieder einmal, wie schon die österreichischen Offiziere in ihren schmucken weißen Uniformen – 1864 dürfte das gewesen sein – die Küche ihrer Mutter lauthals gelobt hatten, und ein Fahnenjunker mit goldenen Tressen hatte sie auf den Arm genommen und sie – beinahe – geküßt, sie war vier Jahre alt gewesen damals und blond, mit kurzen Zöpfen, und sie hatte die Österreicher sehr gut verstanden, obwohl zuhause damals nur Platt gesprochen wurde.

Als sie gestorben war, an einem warmen Septemberabend 1945, wurde der Leichnam im Wohnzimmer aufgebahrt, und ich wurde von der Familie beauftragt, Großmutter in ihrem Sarg zu fotografieren, weil die entfernter lebenden Kinder, Nichten, Nefen, Enkel und Urenkel damals, vier Monate nach Kriegsende, nicht zur Beerdigung anreisen konnten. Mit Mühe wurde ein Film beschafft, der nach dem Kassetten-Aufdruck vormals für Luftaufnahmen bestimmt gewesen war, im Kriege, und ich bemühte mich in dem stillen, sommerheißen Zimmer, das vertraute Gesicht meiner Großmutter – noch etwas spitzer war es jetzt, noch bleicher und noch strenger – so aufzunehmen, daß das Bild einen Eindruck von Würde und Ruhe und Schlaf vermittelte. Am Ende war allerdings alle Mühe vergebens. Die Aufnahmen zeigten nach der Entwicklung unregelmäßig verlaufende dunkle Flecken und helle Löcher, nur am Rande war etwas vom Blumenschmuck und eine gestickte Kissenborte zu erkennen, von Großmutter aber nichts als ein blasser Schatten – verdorben die

Bilder, auf immer verloren. Der Film war sicher schon lange überlagert gewesen, ein wertloser Rest der Kriegszeit, obwohl wir dafür mit Lebensmittelmarken für 62,5 Gramm Streichfett und 200 Gramm vierfache Leberwurst gezahlt hatten.

Damals, wenige Tage nach der großen Beerdigung mit schwarzen Zylindern und dumpfer Trauermusik, war das für die Familie ein Schlag, fast eine Katastrophe. Inzwischen sind schon die meisten Enkel gestorben, die Urenkel leiden an Übergewicht und Knie-Arthrosen und einige auch an Gicht, und das Haus meiner Großmutter – mittlerweile gegründet auf dauerhaftem Beton – beherbergt jetzt eine Spielothek und einen Schnellimbiss, der Pommes-Geruch weht bis auf die Straße. Leichen werden in unserer Stadt nur noch in der neuen Friedhofskapelle aufgebahrt, wo sie – auf Wunsch – auch fotografiert werden können, bei Kerzenschimmer zweckmäßig mit hochempfindlichem Film.

Fräulein Mollenhagen

Sie war ein Mensch, von dem wahrscheinlich kaum ein Mensch etwas Besonderes zu erzählen wußte; selbst ihren Vornamen kannte vermutlich nur der Verwalter des Altersheims am Mühlenbarg, in dem sie seit Jahren lebte: Fräulein Mollenhagen. Auffallend war vielleicht, daß sie in ihren langen schwarzen, am Hals mit einer schmalen Krause geschlossenen Kleidern – möglicherweise besaß sie auch nur ein einziges Kleid – durchaus nicht wie eine Greisin wirkte, trotz ihrer 85 Jahre, die dem Lokalblatt zwei Zeilen wert gewesen waren. Zwar schien sie stets auf freundliche Distanz bedacht, war dabei aber auf eine altertümliche Weise höflich und gefällig – vor Zeiten hätte man das wahrscheinlich sittsam genannt –, und sie sah mit klaren Augen gelassen in die Welt, beinahe heiter. Außerdem war sie so geduldig, daß niemand je Streit mit ihr gehabt oder auch nur gesucht hätte, nicht einmal im engen Miteinander des Heims.

Mich redete Fräulein Mollenhagen noch immer mit Du an, so lange Jahre schon, daß mir das nicht mehr peinlich war. Hin und wieder besuchte ich sie in ihrem Zimmer, dessen Fenster weit über die Hügel- und Seenlandschaft vor der Stadt hinaussah und die Farben der Jahreszeiten hereinließ. Daran und an dem hohen Himmel freute Fräulein Mollenhagen sich jeden Tag. Nie in ihrem Leben habe sie so schön gewohnt, meinte sie, nie sei sie so verwöhnt worden wie hier, und auch über die Küche – für die Mehrzahl der Heimbewohnerinnen ständiger Anlaß zu mäkelnder Kritik – wollte sie nicht klagen, ganz im Gegenteil: Nie zuvor habe sie so gut gegessen wie an den Tischen des Altersheims, ausgenommen vielleicht die Mittagessen bei uns zuhaus.

Fräulein Mollenhagen war, und eben das machte sie zu einem besonderen Menschen, zufrieden mit ihrem Leben, ihrer Welt. Schon im Herbst 1942, als sie zu gelegentlicher Hilfe in unser Haus kam – vor allem zum Stopfen und Flickern der Wäsche, die in jenen Kriegsjahren nicht mehr, wie früher, neu beschafft werden konnte –, schien sie auf ihre eigene Weise im Einklang mit sich und ihrem Leben, obwohl sie Schwarz trug. Ihr heimlich

Verlobter – der junge Herr Jansen, einziger Sohn und Erbe einer gediegenen Holzgroßhandlung – war bei Straßenkämpfen in einem Vorort von Stalingrad gefallen, als hierzulande noch jeder mann auf die endgültige Einnahme der Stadt wartete. Auf der Todesanzeige in der Lokalzeitung – in stolzer Trauer – war zwar ihr Name nicht erwähnt; die Trauerkleidung aber legte Fräulein Mollenhagen nicht mehr ab, auch später nicht. Im schwarzen Hauskleid hockte sie, meistens einen ganzen Tag lang in jeder Woche, in der Kammer neben unserer Küche vor Stapeln von Tisch- und Bett- und Unterwäsche, für deren Pflege und Ausbesserung meine Mutter keine Zeit und keine Geduld hatte, und die weißen Fäden und Fusseln sammelten sich in ihrem Schoß.

Beim Mittagessen durfte Fräulein Mollenhagen mit am Familientisch sitzen, links neben mir, während das Personal in der Küche zu essen hatte. Der alte Mollenhagen, ihr Vater, dessen Pflege sie sich seit dem frühen Tod ihrer Mutter widmete, war Kriegsinvalide und „Stahlhelm“-Kamerad meines Vaters, das zählte mehr als Besitz und Stand. Außerdem verstand Fräulein Mollenhagen sich in gepflegtem Deutsch zu unterhalten, anders als die Dienstmädchen, deren breite Sprache – mit stets den gleichen grammatikalischen Fehlern, die meine Mutter lustig fand – das heimische Platt der Fischer- oder der Krabbenstraße verriet.

Fräulein Mollenhagen lebte zusammen mit ihrem Vater in einer Stifts-Wohnung im Hospital zum Heiligen Geist, deren Enge ich mit großen Augen sah, als ich am Heiligen Abend einen Korb mit Honigkuchen, Christrosen und einer Flasche Rotwein abzugeben hatte. Eine einfache Hängelampe mit grünem Metallschirm leuchtete – mit einer Glühbirne, deren gewendelte Fäden deutlich zu erkennen waren – das Wohnzimmer aus, in der Mitte der Tisch mit dem Adventskranz und zwei Stühlen, rechts ein großer geschnitzter Schrank, im Hintergrund eine mit Bettzeug hoch getürmte Bettstelle, davor ein kleiner Tannenbaum ohne Schmuck, ohne Kerzen.

Nach dem Tode des Vaters – er wurde geehrt durch einen Trauerzug mit Blasmusik sowie eine Ansprache des kommissarischen Ortsgruppenleiters am Grab – durfte Fräulein Mollenhagen die Stifts-Wohnung allein behalten. Ihren Lebensunterhalt verdiente sie sich bei uns im Haushalt, vor allem aber mit der Anfertigung

feiner Handarbeiten – Gesticktes, Gestricktes, Geklöppeltes für kleine Geschenke, „Aufmerksamkeiten“ nach bürgerlichem Geschmack, die bei zunehmender Warenknappheit im Kriege und mehr noch in den ersten Nachkriegsjahren sehr beliebt waren. Allerdings änderte sich das mit der Währungsreform 1948 sofort, aufwendige Handarbeiten waren nicht mehr gefragt, als plötzlich die Schaufenster mit blanken Industrieprodukten protzten, und auch für Hilfen im Haushalt wurden jetzt überall die neuen Markstücke gezählt. Damals sprach es sich sogar herum, daß Fräulein Mollenhagen Sozialhilfe beantragt habe. Eine mehrwöchige Kur meiner Mutter in Bad Pyrmont – Darm und Unterleib – war dann der Anlaß, daß Fräulein Mollenhagen das Mittagessen zusammen mit dem Dienstmädchen in der Küche einnehmen mußte, und bei dieser Regelung blieb es auch, bis Fräulein Mollenhagens Hilfe in unserem Haushalt nicht mehr benötigt wurde.

Es wäre wenig mehr von Fräulein Mollenhagen zu berichten, hätte sie nicht – ganz und gar unvermutet – eine Erbschaft gemacht, die ihr Leben und Denken von einem Tag auf den anderen verkehrte. Die unverheiratete Schwester ihres 1942 gefallenen heimlichen Verlobten hatte ihr einen beträchtlichen Anteil ihrer Hinterlassenschaft vermacht, Werte mit vielen Nullen, solide Rentenpapiere und vielversprechende Aktienfonds, dazu einen umfangreichen – verschnürten – Packen mit Briefen ihres Bruders aus seiner Soldatenzeit 1939 bis 1942.

Auf einer vergilbten Karte mit Büttenrand bat Fräulein Mollenhagen mich, in schön gemalter Handschrift, um einen Besuch. Als ich eintrat, saß sie am Fenster vor ihrem Klöppelbord, obwohl ihre alterskrummen Hände schon lange nicht mehr für das feine, rasche Spiel mit den Klöppeln taugten, und sie schien sich zu bemühen, verknäulte Fäden zu entwirren. Sie wandte sich mir zu, blaß, bedrückt. „Verzeih’, bittel!“, sagte sie. „Aber ich wußte mir keinen Rat. Ich habe die ganze Nacht nicht geschlafen: Ich weiß wirklich nicht: So viel Geld – was soll ich damit?“

Ich lachte sie freundlich aus: Das werde sich schon noch finden, erst einmal sei sie doch mit dem neuen Reichtum aller Sorgen ledig.

„Aber ich hatte doch keine Sorgen“, sagte sie. „Gar keine Sorgen, auch keinen Kummer mehr, seit langem schon. Jetzt aber –.“

Es war aber nicht so sehr das Geld, es waren die Briefe, die Fräulein Mollenhagen so verwirrten und verstörten, daß sie kaum wiederzuerkennen war. „Er war doch – du hast ihn doch auch gekannt? – so ein schöner, ein wunderbarer Mensch, wir hatten damals nur wenige Tage füreinander, miteinander, dann mußte er wieder an die Front – aber er war, verstehst du: Für mich war er damals alles. Alles. Wirklich alles.“

Sie hatte die Briefe gelesen, seine Briefe an seine Eltern, und sie wußte sich keinen Rat. Es gab auch keinen Rat mehr. Ich las die Briefe zuhause, Briefe eines früh verwöhnten Jungen, der offenbar seinen Eltern imponieren wollte, EK II natürlich, die Polacken liefen wie die Hasen, EK I vor Belgrad, und wieder ganz ausgezeichnet getafelt, fast wie zuhause, Sekt, Burgunder, Leutnant, Oberleutnant, meine Jungs gehen für mich durchs Feuer, Lemberg, Kiew, und Wodka jede Menge, schwarzer Kaviar mit Löffeln, bald ist der Iwan am Ende, und immer wieder Glück bei Mädchen, Glück bei Frauen ohne Zahl, die meisten sind sogar dankbar. Im letzten Brief aus Stalingrad wird – vielleicht als Antwort auf eine Frage der Mutter – auch die „kleine Mollenhagen“ erwähnt, das Dämmchen, Träumerchen, ein hübsches Kind wie andere Kinder auch, aber doch ohne rechte Substanz, und dann der Krüppel von Vater – „Laßt Euch mit der nicht ein, sie könnte leicht lästig werden.“

Fräulein Mollenhagen starb im 86. Lebensjahr. Das Lokalblatt würdigte sie mit 9 Zeilen; als großzügige Stifterin für das Hospital zum Heiligen Geist werde sie in unserer Stadt unvergessen bleiben.

Onkel Alois

Ich weiß nicht einmal mehr, ob damals bei der Trauerfeier der große, hagere Pastor gesprochen hat – der mit dem Dr.-Titel, der später Probst wurde – oder der Pastor aus der Fischerstraße, bei dessen Predigten kritische Gottesdienstbesucher noch immer den Zweiten Bildungsweg herauszuhören meinen, zumal er manchmal Mühe hat, endlich zum Schluß zu kommen. Vielleicht habe ich auch nicht genau hingehört auf die Lebensgeschichte von Onkel Alois, die der Pastor ohne besondere Betonungen vortrug – wahrscheinlich las er alles von einem Blatt ab, das Tante Irma ihm zugesteckt hatte, man kennt das ja. Ich saß in der dritten oder der vierten Bank, mit einigem Abstand zur engeren Familie, die nicht einmal die erste Reihe füllte, und ich sah, bei gesenktem Kopf, auf meine spitzen schwarzen Halbschuhe im Schnitt der 50er Jahre, die ich schon lange nur noch zu Begräbnissen trug, als der Pastor eine kleine Pause einlegte, ein Atemholen, um dann endlich zum Amen zu kommen. Ich weiß noch genau, daß ich in diesem Augenblick wach wurde. Denn der Pastor sprach nicht nur das erwartete „Amen“ zum würdigen Abschluß, sondern er wiederholte das Wort sogleich, diesmal aber in einem anderen, einem entschiedeneren, fordernden Ton: „Amen!“

Vielleicht hat das sonst kaum jemand bemerkt, wahrscheinlich hat auch niemand das für wichtig gehalten, Trauerreden sind eben so, schon immer. Es kann auch sein, daß der Pastor – es wird wohl doch der promovierte Theologe gewesen sein – seine Predigten schon öfter so geschlossen hatte, mit doppeltem Amen. Ich kann das nicht beurteilen, weil ich nur selten zur Kirche gehe, eigentlich nur noch zu besonderen Anlässen, wo man mein Fehlen bemerken würde. Jedenfalls habe ich das zweifache Amen nicht vergessen, weil es für mich so unerwartet kam und weil es mich traf, irgendwie, obwohl ich selbst damit bestimmt nicht gemeint war – weder der Probst noch der kleine Pastor hatten je Anlaß, sich anders für mich zu interessieren als für einen rechtschaffenen Kirchensteuerzahler und, nebenher, als den Ehemann einer

freundlichen Frau, die lange Jahre im Kirchenchor sang, ehe der Krebs ihr die Stimme zerstörte.

Das zweite Amen, denke ich heute, wird wohl mehr ins Allgemeine gezielt gewesen sein, zumal Onkel Alois selbst ja nicht mehr gemeint sein konnte. Er war nun gestorben, fast 80 Jahre alt, ein ziemlich absonderlicher Mensch, der in unserer Stadt immer ein Fremder geblieben war, obwohl er schon vor dem Krieg – damals als junger Rekrut der Marine – hierhergekommen war und später sogar mehrfach in angesehene Bürgerfamilien eingehiratet hatte. Von Beruf war Onkel Alois Maler, allerdings kein solider Handwerker wie Meister Hille, dessen Firma seit Generationen die Fassaden der Stadt und ebenso die Stuben und Kammern farblich in Ordnung hielt, sondern ein richtiger Kunstmaler, mit einem bayerischen Diplom. Seine Anzüge, sogar die weiten Mäntel rochen immer etwas nach Farbe und Firnis, und der dunkle Schlapphut verriet schon den Kindern auf der Straße – die ihm gern nachriefen und nachliefen –, daß Onkel Alois die bürgerliche Ordnung gründlich mißachtete, ein Mann der Musen und des Chaos, der nur seinem malerischen Werk lebte, während die jeweiligen Ehefrauen für das Alltägliche und für die Finanzierung seines künstlerischen Schaffens zu sorgen hatten.

So sehr sich Onkel Alois aber einer hohen Wertschätzung als Mann und Ehegatte bewußt sein konnte: Als Maler war ihm der Erfolg versagt geblieben. Gerade noch für die Adventsausstellung der Volkshochschule wurden ab und zu ein paar seiner Bilder angenommen, die regelmäßig Anfang Januar zurückgebracht wurden und wieder auf den Stapeln, ja, Bergen von Ölgemälden landeten, die den Schuppen hinter dem Haus füllten.

Das Haus in der Klosterstraße hatte Tante Irma – eine Kusine zweiten oder dritten Grades meiner Mutter – mit in die Ehe gebracht, die dadurch so etwas wie eine solide Grundlage erhalten hatte. Im übrigen war Onkel Alois ein Außenseiter unserer Gesellschaft, ein Kauz und Sonderling, der auch deshalb bei uns immer etwas exotisch wirkte, weil er nie seinen Dialekt verloren hatte. Er stammte aus einem Dorf im Münchener Hinterland, das in seiner Jugend ein gern besuchtes Ausflugs- und Brotzeit-Ziel einiger nicht ganz unbekannter Münchener Maler gewesen war. Außerdem erhielt sich über lange Jahre das Gerücht, er sei

ein Katholik, obwohl jede seiner drei Eheschließungen vor dem hohen Schnitzaltar der Stadtkirche gesegnet worden war, mit Orgel und Schleier und Smoking, wie sich das bei uns gehörte.

Mit Tante Irma – die Verwandtschaft über einen Ur- oder Ururgroßvater wurde von uns nicht bestritten, obwohl die Familie schon seit mehr als hundert Jahren keinen Schützenhauptmann mehr gestellt hatte – pflegten wir nur ein lockeres Grußverhältnis, wenn auch bei familiärem Du, so daß Onkel Alois nie mehr als ein Nenn-Onkel war. Zur Feier unserer Silberhochzeit erschienen aber beide, Onkel Alois sogar in gutbürgerlichem dunkelgrauem Zwirn, und als Geschenk brachten sie ein Aquarell mit, das Onkel Alois während seiner Dienstzeit als Funker der großdeutschen Kriegsmarine gemalt hatte, eine norwegische Hafenlandschaft, mit der wir allerdings einige Schwierigkeiten hatten. Bis dahin gab es in unserer Wohnung keinen anderen Wandschmuck als ein paar Familienfotos, dazu einen Vierfarbendruck vom „Mann mit Goldhelm“, den „Ritter, Tod und Teufel“, den ich aus unserem Lesebuch herausgeschnitten hatte, sowie, goldgerahmt über dem Sofa, ein Ölbild aus dem Nachlaß meiner Großeltern, das den Abschied eines schleswig-holsteinischen Freiwilligen von seiner stolzen Familie vor dem Kampf für die Freiheit des Vaterlandes darstellte, datiert 1851. Dagegen schien uns Onkel Alois' Bild doch ziemlich abzufallen, zumal es irgendwie die trübe Stimmung im Kriegsjahr 1944 wiedergibt: Alles ist in schmutziggrauen oder stumpfbraunen Tönen gemalt, auch die Schiffe auf der Reede, und selbst der norwegische Himmel ist in einem tristen Bleigrau gehalten – ein Bild, das einem wirklich die Laune verderben kann. Später stellten wir außerdem fest, daß die stahlgrauen Kreuzer und Zerstörer ohne Kanonen gemalt sind, fast formlos, schlapp. Onkel Alois war nämlich auch insofern ein Außenseiter und Phantast, als er mit Waffen aller Art nichts zu tun haben wollte, nicht einmal zur Selbstverteidigung. Er träumte, unberührt von aller Tagespolitik, von einem rosaroten Weltfrieden, für den er sich persönlich verantwortlich fühlte, auch in unserer Stadt. Deshalb war er auch nicht zu bewegen, dem Schützen-Club beizutreten, obwohl seine wirtschaftliche Lage – und auch sein gesellschaftlicher Status – dadurch entscheidend verbessert worden wären; die Kame-

raden hätten ihm ganz bestimmt ab und zu ein Bild abgekauft, zum Freundschaftspreis. Wir haben das norwegische Aquarell jedenfalls nicht im Wohnzimmer aufgehängt, sondern im Fremdenzimmer zum Hof hin, das ja vor allem zum Schlafen genutzt wird.

Als Tante Irma in eine betreute Wohnung umziehen mußte, wo es keinen Platz mehr für Onkel Alois' Bilderstapel gab, bot sie uns – mit Familien-Rabatt zuerst, dann geschenkt – zur Auswahl noch andere Werke ihres verstorbenen Gatten an. Wir lehnten aber dankend ab, es war wirklich kein Bild dabei, das uns gefallen hätte. Auch die Stadt wollte den Nachlaß nicht übernehmen, zumal allein das Rahmen der Bilder fast ein Vermögen gekostet hätte, gar nicht zu reden von den Lagerkosten; nur die drei Grünen stimmten in der Stadtvertretung für die Annahme des Geschenks – beamtete Lehrer natürlich, die keinen Schimmer davon haben, wie ein selbständiger Einzelhändler heute sein Geld – und damit auch die Steuern der Stadt – verdient, und außerdem hatte damals der Rathaus-Anbau bei uns erste Priorität.

Erst neulich, bei Tante Irmas Trauerfeier, fiel mir das doppelte Amen wieder ein. Diesmal predigte der kleine Pastor, und er machte es ziemlich kurz, für seine Verhältnisse; über Tante Irma gab es wohl auch nicht sehr viel zu sagen, und der Kreis der Leidtragenden war klein; Nachkommen gab es nicht, und die weitverzweigte Familie mit Vettern und Tanten und Großtanten bis ins 4. Glied hält heute längst nicht mehr so zusammen wie in meiner Jugend. Ich hockte in der vorletzten Reihe, man will sich schließlich nicht aufdrängen, und als ich auf meine spitzen schwarzen Begräbnisschuhe aus den 50er Jahren sah, wie damals, und der Pastor kam endlich zum Schluß: „Amen!“, da wartete ich irgendwie auf die Wiederholung: „Amen!“ Aber es kam dann nichts mehr außer ein bißchen Kammermusik vom Tonband, Telemann oder Bach-Gounod, so macht man das heute. Es bleibt eben nichts so, wie es einmal war, man muß damit leben.

Wohl gelitten

Lange Zeit wollte Karl Calweit mit den Flüchtlingen nichts zu tun haben, nichts, aber auch gar nichts – wieso denn? Das seien doch wirklich nicht seine Leute, pflegte der klein gewachsene Mann in dem aschfarbenen Arbeitskittel zu antworten, wenn er danach gefragt wurde, ein bißchen unwirsch, als sei schon die Frage eine Zumutung. Schließlich lebe und arbeite er in der Stadt schon seit dem Ende des Großen Krieges, abgemustert damals vom Linienschiff „Schlesien“, dessen mächtige Kesselfeuerung er bis zum letzten Tage blitzblank in Ordnung gehalten habe, 22218 PS, genau nach Dienstvorschrift, und überhaupt: Was da nach 45 aus den abgewrackten Eisenbahnwaggons der Deutschen Reichsbahn gekrochen sei, verdreckt, verlaust und halb verhungert, Bettelweiber und plärrende Gören und alte Schnorrer ohne Haltung, das sei doch nichts gewesen als der schäbige Rest des einst so stolzen Deutschen Reiches, dem er, Karl Calweit, von Jugend auf treu und zuverlässig gedient, dem er beinahe sogar sein Leben geopfert habe.

In einer Stadt, die den nüchtern-klaaren Klang der norddeutschen Sprache als Kennzeichen bürgerlichen Wohl- und Anstands wertet, war allerdings unüberhörbar, daß Karl Calweit die Volksschule seinerzeit, zu Kaisers Zeiten, in einem grenznahen ostpreußischen Dorf besucht hatte – „Liebäärchen!“ –, und in späteren Jahren, als das Mißbehagen der alteingesessenen Bürger über das ungebeten hereingebrochene Flüchtlingsselend einer eher gelassenen Duldung Platz gemacht hatte, zumal etliche billige Arbeitskräfte und manche treuen Kunden zu den Neubürgern zählten, in den 60er Jahren also hockte Karl Calweit gelegentlich schon einmal am Ostpreußen-Stammtisch der Kneipe hinter der alten Schanze, wo er die gleichen Jugenderinnerungen wie die anderen im gleichen vertrauten Tonfall zu erzählen wußte, darüber hinaus aber auch seine Geschichte von der siegreichen Seeschlacht am Skagerrak, bei der er als Heizer – mit letzter Kraft die Kohle in die rotglühenden Kessel schaufelnd – den heldenhaften Kampf und den Untergang des Schlachtkreuzers

„Lützow“ wie durch ein Wunder überlebt hatte; das Eiserne Kreuz mit Kaiser Wilhelms großem W trug er als Beweis stets bei sich, und des Beifalls der Runde konnte er immer gewiß sein.

Trotzdem bewahrte Calweit weiterhin einen deutlichen Abstand zu den Landsleuten, die – vor allem die Älteren und die Alten – in der Stadt lebenslang Flüchtlinge blieben, und auch die jahrelange, zeitweise ziemlich enge Beziehung zu der Kriegerwitwe König aus Allenstein, die unermüdlich und kostenlos für seine alltäglichen Bedürfnisse sorgte, hatte – von ihm her gesehen – das Notwendige und Zweckmäßige kaum je überstiegen – warum denn auch? Daß es dann gerade Friederike König, geborene Wapnewski, war, die nach Karl Calweits Tod für eine angemessene Trauerfeier – sogar mit dem Streichquartett des Kreiskammerorchesters – und dafür Sorge trug, daß ein Grabstein aus poliertem schwarzen Marmor – mit goldenen altdeutschen Lettern – sein Andenken ehrte, hatte er aber wohl vorausgesetzt, als er ihr sein Sparbuch vermachte. Auch die Einrichtung seiner Wohnung, im Souterrain neben dem Heizungskeller, vererbte er seiner Putzfrau, ohne allerdings zu ahnen, daß sie alles das, was er – im Küchenschrank – an Gedrucktem und Geschriebenem aufbewahrt hatte, in drei wohlverschnürten Paketen dem Stadtarchiv übergeben würde, in dem damals gerade ein junger Verwaltungsangestellter – zunächst auf Probe – emsig und ehrgeizig damit beschäftigt war, die ziemlich unbedeutende Stadtgeschichte mit farbigen Geschehnissen und Merkwürdigkeiten, auch knorrigten Persönlichkeiten anzureichern und damit – auch sich selbst – interessant zu machen.

Nun kannten und schätzten Generationen Karl Calweit als den Hausmeister der Volksschule am Rosengarten, einem kasernenhaften Gebäude, dessen Heizungssystem auch das gleichermaßen postrote Nachbarhaus versorgte, in dem vor 1933 Landstreicher und Obdachlose in den kalten Monaten eine befristete Bleibe fanden – auch sie unter der strengen Aufsicht des Hausmeisters, der, bescheiden doch fest besoldet, für sich das Lebensgefühl und, in Grenzen, auch die Lebensart eines altpreussischen königlichen Beamten zu kultivieren bemüht war. Daß er von Oktober bis Mai mehrmals am Tage das rotglühende Maul des großen Heizungskessels mit schweren Schaufeln von

grauem Koks zu bedienen hatte, Gesicht und Augen gerötet und schmutzig vom Kohlenstaub, tat seinem Selbstgefühl keinen Abbruch, eher im Gegenteil. Jedenfalls nahm er nicht einmal an jenen Wintertagen, da das Asthma ihm wieder einmal zu schaffen machte, Hilfe an, schon gar nicht aus dem Nachbarhaus – mit Tagelöhnen mache er sich nicht gemein, er ganz bestimmt nicht –, und niemand in der Stadt hätte ihm je nachsagen können, er habe seine Pflichten versäumt, auch nicht in jenen Jahren, als das Nachbarhaus – mangels ausreichenden Zellenraums im Polizeigebäude – zu einer Art Notunterkunft für arbeitsscheue Elemente umgerüstet wurde.

Deshalb war Calweit in der Stadt rundum wohl gelitten, und er achtete sehr auf seinen guten Ruf. Sonntags saß er regelmäßig im Kirchenstuhl schräg unter der Kanzel, und er sang mit starker Stimme die angesagten Strophen aus dem Schleswig-Holsteinischen Gesangbuch auch dann, wenn die Orgel auf einer anderen Tonlage bestand. Nach einer zeitbedingten Unterbrechung, die kaum jemand in der Stadt ihm zum Vorwurf machte, nahm er diese Übung nach 1945 wieder auf, und es gelang ihm sogar, seinen angestammten Platz schräg unter der Kanzel wieder zu erobern. Seine Anhänglichkeit zu Kirche und – gemäßtem, nicht allzu übertriebenem – Christentum bewies Karl Calweit im übrigen gerade in jenen Aufbaujahren auch dadurch, daß er, nebenberuflich, dem CDU-Vorsitzenden als zuverlässiger und verschwiegener Bote diente, der dem treuen Helfer seinerseits mit einer kleinen Stellenanhebung behilflich war.

Von allen Menschen, die in der Stadt mit Calweit Umgang hatten, junge und alte gleichermaßen, hätte deshalb kein einziger vermutet, daß der Hausmeister eine – nun ja: dunkelrote – Vergangenheit hinter der wohlanständigen Fassade verbarg. Nur zu verständlich war deshalb die allgemeine Erregung, als aus dem Stadtarchiv – wenn auch nur versehentlich – Zeitungsausschnitte aus dem November 1918 veröffentlicht wurden, die den Matrosen Calweit nicht nur als aktiven Genossen der Kieler Aufständischen benannten, sondern ihn sogar mit einer – zweifellos blutroten – Fahne auf einem Geschützturm des Linienschiffs „Schlesien“ zeigten – ganz unverkennbar Calweit, damals noch mit schwarzem Bart. Offenbar hatte er selbst die verräterischen

schen Zeitungsausschnitte aufbewahrt, sie möglicherweise auch längst vergessen gehabt. Jedenfalls hatte der fleißige junge Mann im Stadtarchiv – dessen Probezeit aus haushaltsrechtlichen Gründen nicht verlängert werden konnte – in den ersten grauen Novembertagen das Ende des ersten Weltkriegs im Kopf gehabt und aus den ihm vorliegenden Zeit-Dokumenten jene herausgesucht, die Calweit in seinem Küchenschrank – weshalb auch immer – verwahrt hatte. Der zuständige Kulturamtsleiter hatte nicht richtig gelesen oder falsch eingeschätzt, was er mit seinem Kürzel für die Presse freigegeben hatte, und weil der verantwortliche Redakteur der Lokalzeitung gerade wegen einer Familienfeier abwesend war, hatte sein Stellvertreter – ein Volontär mit etwas linken Neigungen – die halbe Seite 3 mit der Dokumentation von Calweits historischem Auftritt als fahnenschwenkender Revolutionär gefüllt.

Die Aufregung der Stadt legte sich allerdings bald. Schließlich war Calweit längst nicht mehr am Leben, ein kleiner Mann aus Ostpreußen, dem die Stadt – nichtsahnend – Obdach gewährt hatte wie anderen Flüchtlingen auch. Die Lokalzeitung berichtete noch, daß Calweits Marmor-Grabmal mit dauerhafter roter Farbe – Mennige – geschändet worden sei. Der – inzwischen klein gewordene – Ostpreußen-Stammtisch distanzierte sich entschieden. Die Witwe König kündigte ihre Putzstellen und zog zu ihrer Tochter nach Hannover-Misburg-Nord.

Amtsrat Kriebel

Es kam dann der Tag, an dem er feststellen mußte, zum erstenmal, Ausflüchte gab es nicht, daß er ein Datum vergessen hatte: Es war verschwunden, gelöscht. Bis dahin, sein ganzes Leben lang, solange er denken konnte, hatte er sich immer sicher gewußt in seiner Lebenslandschaft, die bestimmt wurde und strukturiert von festen Daten, zuverlässigen Zahlen – im Rechnen war er immer der Beste gewesen. Die Wege in dieser Landschaft, die Gipfel und die Abgründe, auch die Höhenmarken und die Entfernungen waren punktgenau bezeichnet und abgesichert durch sein Zahlengedächtnis, das keine Zweifel kannte, keine Bedenken zuließ – es war so unanfechtbar wie die Kilometrierung im roten Auto-Atlas, so verlässlich wie je ein amtlicher Taschenfahrplan der Bundesbahn.

An diesem Tage aber, ganz und gar unvermutet für ihn, der bis dahin seine Jahre nicht hatte gelten lassen, sein alterndes Gedächtnis sich nie hatte eingestehen wollen, erkannte er, gerecht auch gegen sich selbst: Ein Punkt in seinem Lebensatlas war ausgetilgt, nur mehr ein leerer Fleck – er wußte Hartmuts Geburtstag nicht mehr. Zunächst versuchte er noch, vor sich selbst, die Belanglosigkeit des Datums geltend zu machen: ein schlichter Kindergeburtstag, der für ihn nur noch eine geringe, eigentlich gar keine Bedeutung mehr gehabt hatte, zudem nur ein einziger Zeitpunkt unter unzähligen anderen, die er niemals vergessen würde. Im Grunde wußte er aber sofort, daß das verlorene Datum viel mehr bedeutete. Ein Knoten fehlte künftig in dem weit gespannten Netz seiner Erinnerungen, und er machte sich gar nichts vor: Wenn so ein Netz erst einmal an einer Stelle zu reißen begann, dann mußte das der Beginn sein von folgenreichen Ausfällen, von unersetzlichen Verlusten, und am Ende würde unausweichlich die völlige Verwirrung stehen, das Chaos.

Es waren die Erfahrungen und Erkenntnisse einer fast 45jährigen Dienstzeit in unterschiedlichen Verwaltungen – vom schmalen Schreibpult des Lehrlings bis zum geräumigen Dienstzimmer eines stellvertretenden Behördenleiters mit drei hohen Fenstern zum Innenhof hin, obwohl ihm eigentlich nur zwei

Fenster zugestanden hätten –, die den Amtsrat Wilhelm Kriebel derart geprägt hatten, daß für ihn schon das Fehlen eines einzigen Datums die Gefahr eines schrecklichen, schmachvollen Endes heraufbeschwor, zumal er nicht ausschließen konnte – im Gegenteil, er hatte damit zu rechnen –, daß künftig immer mehr blinde, tote Stellen sein bewährtes Lebens- und Datensystem entwerten, ja, schließlich zerstören würden. Widerwillig stellte er außerdem fest, daß einige Ziffern schon jetzt undeutlich geworden waren, unscharf und kaum noch erkennbar, wie bei den Bemühungen des Optikers, mit immer kleineren, zuletzt winzigen Lettern und Zahlen die äußerste Schärfe der neuen Brillengläser zu finden. Die Sicherheit jedenfalls, die er sich in langen Jahren anerkennen, in und mit der er ganz selbstverständlich und komfortabel gelebt hatte, war plötzlich dahin – „obsolet“, um eines seiner Renommierwörter zu gebrauchen –, so wenig ihm das vermißte Datum aus Kindertagen auch noch bedeutete: Hartmut Greiffenhagens Geburtstag, den sie damals, als alles noch heil war und offen, Jahr für Jahr gefeiert hatten bei üppigen Torten und fettem dänischen Plundergebäck, bei läppischen Pfänderspielen und den bunten Traumbildern der *Laterna magica*, fünf oder sechs Freunde aus der Reiferstraße, von denen nur noch einer lebte, er selbst.

Trotzdem versuchte er in diesen Tagen immer noch einmal, das verschwundene Datum wiederzufinden, es wenigstens einzugrenzen: März war es gewesen, daran erinnerte er sich genau, wahrscheinlich Mitte März oder auch etwas später, es war kühl gewesen, der Garten noch wintergrau, das Zimmer überhitzt von dem mächtigen grünen Kachelofen, in dessen Röhre die Bratäpfel brutzelten – irgendwann Mitte März. Auch in den alten Taschenkalandern suchte er, die er seit seiner Heimkehr aufbewahrt hatte, die kärglichen Pappbände 1946 und 1947, die auf schmutziggrauem Papier nicht mehr als nackte Daten vermeldeten nebst Aufgang und Untergang von Sonne und Mond. Doch er fand das Datum nicht wieder, auch keinen Hinweis in den mit Bleistift gekritzelten Eintragungen jener Jahre, als Hartmut noch als vermißt galt – erst sehr viel später wurde sein Grab in der Nähe von Torgau entdeckt, ohne Kreuz, seine Eltern lebten damals schon nicht mehr.

Vermutlich traf den pensionierten Amtsrat Kriebel der erste Datenverlust in seinen Leben deshalb so hart, weil er sich seit eh und je – schon als Schüler, vielleicht schon als Kind – seine Zukunft vorgestellt hatte als eine Abfolge von planbaren Zeitabschnitten, von berechenbaren Intervallen, genau definierbaren Stufen. Der Gedanke, sein Leben könnte so etwas sein wie ein Fluß, dessen regelloses Strömen ebenso ihn selber wie alle Dinge und Verhältnisse um ihn herum, ja, sogar Grenzen und Gewißheiten bedrängen und verändern könnte, war ihm und blieb ihm fremd. Seine Begriffe von Leben und Lebenslauf waren von Kindheit an statisch und funktionell – daher rührte wohl auch sein Bild einer Lebenslandschaft mit genau bestimmbar, unabänderlichen Punkten und Maßen –, und diese Vorstellungen verfestigten sich noch in seinen späteren Jahren, so daß er ein recht unbequemer Vorgesetzter wurde, den seine Mitarbeiter schließlich, wenn auch mit großem Umtrunk – französischem Sekt – und überquellendem Präsentkorb, aufatmend in den wohlverdienten Ruhestand verabschiedeten. Das Bundesverdienstkreuz am Bande empfing er aus diesem Anlaß mit verhaltenem Stolz, vor allem aber, im Bewußtsein lebenslanger rechtschaffener Pflichterfüllung, als angemessene Bestätigung seiner ethischen Maximen, die er – in seiner Sicht – nie hatte aufgeben oder auch nur ändern müssen, nicht einmal in den schweren Jahren seiner Verwaltungstätigkeit im Generalgouvernement unter unwürdigen hygienischen Verhältnissen – seine Aufbauleistung war immerhin mit dem Kriegsverdienstkreuz II. Klasse gewürdigt worden –, und auch die seinerzeit von einem verständnislosen Vorgesetzten gerügte Toleranz bei der Abrechnung von Lebensmittelmarken, die 1948 zu einem ärgerlichen, allerdings nur kurzfristigen Knick in seiner Karriere geführt hatte, konnte er nur positiv bewerten, zumal er mit seiner Großzügigkeit nur Hungernden und Hilflosen hatte helfen wollen. Er wußte jedenfalls, was er in seinen Dienstjahren getan und geleistet hatte, und selbst bei gelegentlichen Versuchen eines selbstkritischen Rückblicks fand er an sich nichts auszusetzen, fand keinen Mangel, kein Fehl.

Um so mehr mußte ihn bedrücken und beunruhigen, daß seine mit Fakten, Zahlen und Daten solide abgesicherte Lebenskonstruktion jetzt plötzlich Risse zeigte, die ihm gefährlich, ja,

bedrohlich erschienen. Natürlich hätte er Hartmut Greiffenhagens Lebensdaten auf dem Standesamt erfahren können, ein einziger Anruf – unter Kollegen – hätte genügt. Aber er hatte mehr verloren als ein Datum, das mußte er sich eingestehen: Kaum etwas seit dem unerwarteten Tod seiner Frau hatte ihn so mitgenommen wie dieses erste, unleugbare Anzeichen einer nachlassenden Gedächtniskraft, möglicherweise ein erster Hinweis auf eine Altersdemenz, vielleicht sogar ein Symptom der gefürchteten Alzheimer-Krankheit.

Ärzten mißtraute er, nach seinen Erfahrungen, grundsätzlich. Die häufigen Herzschmerzen und die ständigen Magenbeschwerden seiner Frau hatten sie – zuerst der Hausarzt, dann aber auch namhafte Fachärzte, die nach GOÄ III abrechneten – als Psychoneurose diagnostiziert, vermutlich ausgelöst durch übermäßigen seelischen Druck, und seiner mehrfach wiederholten Aussage, seiner Frau habe nie etwas zu ihrem Glück gefehlt, er als Ehemann könne das doch wohl am besten beurteilen, hatten sie – junge Leute ohne ausreichende Menschenkenntnis und Lebenserfahrung – einfach nicht geglaubt, hatten auch seine Anregung ignoriert, seine Frau erst einmal durch Aufbauspritzen wieder leistungsfähig zu machen. So war sie schließlich, nach einer starken Dosis von Psychopharmaka, still eingeschlafen. Die Pflege von Haus und Garten, dazu die Aufsicht über die wenig zuverlässigen Hilfskräfte, lasteten seitdem allein auf ihm.

In einschlägigen Werken der Stadtbibliothek suchte er sich über seinen Zustand – seine Krankheit – kundig zu machen, las viele Seiten, ausgerüstet mit einem Fremdwörterlexikon, bis ihm die Augen tränten, ohne dabei zu Einsichten zu gelangen, die ihm hätten helfen, ihn wenigstens hätten beruhigen können – im Gegenteil: Immer häufiger schreckte er jetzt nachts hoch, lag stundenlang schlaflos, allein mit seinen Gedanken, seinen Sorgen, bis er sich endlich mit Tabletten betäubte, und er erwachte am späten Morgen zerschlagen, trostlos, sterbensmüde. Ingeheim wartete er auf den nächsten Ausfall, den nächsten Schlag. Tag für Tag kontrollierte er deshalb, nüchtern und unerbittlich genau, sein Zahlenwissen, und wenn er auch mit dem Ergebnis – mit sich – meistens einigermaßen zufrieden war, so blieb ihm doch nicht verborgen, daß seine Lebenslandschaft nach und nach

schrumpfte, daß die Wegemarken und Höhenpunkte manchmal kaum noch genau zu erkennen waren, daß die Hügel flacher, die Entfernungen immer kürzer wurden, daß die einzelnen Daten sich nicht mehr in die gewohnte Ordnung fügten. Er mußte sich eingestehen, daß die alten Karten unbrauchbar geworden waren, sein Erinnerungsschatz beinahe wertlos, bedeutungslos – obsolet.

Es überraschte ihn um so mehr, als ihm wenig später, halb-
wach, morgens im Bad, das verlorene Datum wieder einfiel: der 11. März – natürlich, Sahnetorten und Pfänderspiele, raus bist du: Hartmuts Geburtstag am 11. März, damals, als alles noch heil war und offen, als alles noch möglich schien. Aber das Datum, so lange vermißt, erschien ihm mit einem Male gar nicht mehr wichtig. Er sah sich im Spiegel, kahl und grau und gebückt, und plötzlich wußte er, was er bis dahin nie hatte wissen wollen: Die Zahlen waren es nicht, die zählten, nicht die Zahlen allein. Das Leben war offenbar größer als alle Pläne und Daten und Karten, eine weite, unausmeßbare Landschaft, die nur begrenzt war durch den Tod, seinen eigenen Tod. Er wischte sich über die Augen, versuchte, sich klar zu sehen, die Altersflecken, die Altersfalten: Ob dieser Mann da noch Zeit finden werde zu leben, eine eigene Zeit? Eine Antwort wagte er nicht. Er schaltete das Licht über dem Spiegel aus und verschob den Vorgang erst einmal, bei sich, auf Wiedervorlage, später.

ZUR BIOGRAPHIE

Ansprache zur Verleihung des
Ernst-Reuter-Preises (1965) 213

Wie ich anfang (1974) 217

Meine Lehrer (1987) 227

Rede über Deutschland (1991) 233

Warum ich schreibe (Fassung 2000) 251

Daten und Fakten 263

Ansprache zur Verleihung des Ernst-Reuter-Preises 1965

Der Umschlag, in dem ich vor ein paar Tagen einen Brief des Bundesministers für gesamtdeutsche Fragen erhielt, hatte ein besonderes Gesicht. Links außen klebte eine 1-Pfennig-Marke der Deutschen Bundespost Berlin, das Brandenburger Tor in Grau. Rechts außen war rot der Frankierungsstempel für die restlichen 99 Pfennige aufgedruckt, und in der Mitte stand, ebenfalls rot, der Bonner Tagesstempel. In dem Zwischenraum zwischen Tagesstempel und Frankierungsstempel aber war, unübersehbar und fett, ein kurzer Text gesetzt – eine Art Werbespruch wie diejenigen, die für die Reinhaltung der Luft oder für Filmfestspiele Reklame machen oder die ganz einfach mahnen: „Briefe an Postfächer nie ohne Nummer“. Dieser Stempel, zwischen zwei rote Linien gestellt, die der Schrift einen leicht optimistischen Zug nach rechts oben verliehen, verkündete: EINHEIT IN FRIEDEN UND FREIHEIT! wobei die Wörter EINHEIT und FREIHEIT etwa um das Doppelte größer geschrieben waren als die Zwischenzeile „in Frieden und“, so daß man auf den ersten Blick lesen mußte EINHEIT und FREIHEIT – und dazwischen etwas Unscheinbares in Rosarot.

Es war dies der erste Brief, den ich vom Bundesminister für gesamtdeutsche Fragen erhielt, und daraus mag meine besondere Aufmerksamkeit für den Briefumschlag mit zu erklären sein; was mir die Bundespost sonst an geheimen Führern und Verführern, an Werbesprüchen für die Reinhaltung der Luft oder für Filmfestspiele oder auch an postalischen Mahnungen ins Haus liefert, beachte ich zweifellos nicht so wie den fetten roten Spruch auf dem Briefumschlag des Bundesministers für gesamtdeutsche Fragen. Allerdings, es war nicht nur der Absender, der mir diesen Briefumschlag bemerkenswert erscheinen ließ: Es war auch – und es war vor allem – der Text. EINHEIT IN FRIEDEN UND FREIHEIT: Ich kann das nicht mehr lesen, ich kann das nicht mehr hören, nachdem ich es in den letzten – wieviel? – Jahren so

oft und immer wieder gehört und gelesen habe. Ich lese das nicht, ohne unmittelbar auf Widerstand zu schalten, höre und lese die Worte EINHEIT IN FRIEDEN UND FREIHEIT nicht, ohne sie sofort in das Fach „Phrasen“ abzutun, und eine Phrase ist heute – ich zitiere den Großen Brockhaus letzter Ausgabe – ein Satz, eine Redewendung, „meist mit dem Nebensinn: wortreiches, aber inhaltleeres Gerede“.

Der Bundesminister für gesamtdeutsche Fragen ist gewiß ein ehrenwerter Mann. Zweifellos liegt dem Bundesminister für gesamtdeutsche Fragen auch nichts ferner als die Absicht, den unheilvollen Tatbestand der Spaltung Deutschlands mit Phrasen zuzudecken und abzutun. Die – noch einmal das für mich zur Phrase abgesunkene Wort – EINHEIT IN FRIEDEN UND FREIHEIT wird zweifellos immer und so lange das erste Ziel dieser und jeder anderen Bundesregierung sein, solange sie nicht verwirklicht worden ist. Mir scheint aber, Bundesminister – und wir alle – sollten mit diesem Wort vorsichtig sein, und ich zweifle sehr, ob sich die EINHEIT IN FRIEDEN UND FREIHEIT für einen Stempel der Bundespost eignet. Ich meine, es sei hier Mißtrauen angebracht – jenes Mißtrauen gegenüber Worten, das ein Schriftsteller nie vergessen darf, wenn er anderes und mehr sagen und schreiben will als nur Worte.

Der Mensch denkt durch die Sprache, durch Worte. Werden bestimmte Worte durch zu häufigen und bedenkenlosen Gebrauch zu Formeln und Klischees, dann bilden sie schließlich nur noch Leerstellen im Gedankenfluß: Leerstellen, Hohlräume, Fallgruben, die um so gefährlicher sind, je mehr das abgenutzte Wort eigentlich sagen sollte. Wenn wir heute, dank der unermüdlichen Anstrengungen einer kapitalkräftigen Waschmittelindustrie, das Wörtchen „weiß“ nicht mehr ohne Assoziationen an noch weißere Oberhemden und verklärte Hausfrauenblicke hören können, dann mag das bedauerlich sein; die Sprache wird sich aber gewiß etwas anderes ausdenken – wir werden uns etwas anderes ausdenken müssen, das den höchsten Grad von Reinheit und Sauberkeit bezeichnet; weiße Westen sind ja auch – beispielsweise – schon seit einiger Zeit nicht mehr besonders gefragt. Wenn aber die Klischierung von Wörtern auf Begriffe übergreift, die im Grunde unersetzbar sind, weil sie Absolutes

aussagen, dann geraten wir in Gefahr. Denn klischierte Begriffe sind nicht nur für ehrenwerte Männer vorhanden, sind nicht nur verfügbar für gedankenlose Redlichkeit: Auch und gerade die weniger ehrenwerten Herren, die geschickten und gewissenlosen Manipulierer wissen sich solcher Begriffe zu bedienen – wir haben das einmal erlebt, und wir sollten deshalb gewarnt sein.

Man kann sich natürlich auch daran gewöhnen, gewisse Wörter nur noch in Parenthesen, in Anführungszeichen zu hören und zu sprechen. Das ist einer der – kümmerlichen und unzureichenden – Auswege, die dem denkenden Menschen unter einer Diktatur bleiben. Wir leben aber in einem freien Staat, und für uns wie für unseren Staat wäre es verhängnisvoll, wenn wir unsere Freiheit zu sagen, was wir denken, nicht nutzten, wenn wir statt des offenen Worts die – unausgesprochenen – Parenthesen setzen, die viele Menschen nicht mithören und mitdenken können. Gewiß sind heute bei uns bestimmte Assoziationen – etwa bei Begriffen wie „Legalität“ oder „Landesverrat“ – ziemlich allgemein verbreitet, und wer sich hinstellen und ausrufen wollte: „Ich habe mit dieser Sache nichts, im wahrsten Sinne des Wortes nichts zu tun!“, der könnte kaum darauf rechnen, ernstgenommen zu werden.

Andere Wörter aber – unersetzbare, nicht austauschbare Wörter wie eben FRIEDEN und FREIHEIT – dürfen auf keinen Fall zu bloßen Zitaten, zu Phrasen – mit dem Nebensinn „inhalteleeres Gerede“ – werden, und wenn sie in diese Gefahr geraten, dann müssen wir alles tun, sie zu schützen.

Was können wir tun? Was sollen wir tun? Wir sollten, meine ich, diese gefährdeten Wörter, die uns selbst gefährlich werden können, wenn wir sie nicht mehr in ihrem Sinn begreifen, zunächst einmal ruhen lassen, sollten sie möglichst wenig, möglichst gar nicht gebrauchen, auch wenn sie als klang- und gefühlvolle Höhepunkte in Fest-, Gedenk- und Wahlkampfreden unentbehrlich zu sein scheinen. Eine solche Askese würde nicht nur den abgenutzten Wörtern guttun, sondern vor allem auch uns selbst, weil wir gezwungen wären, nach neuen Worten zu suchen – und das heißt: neue Gedanken zu denken.

Wir sollten sehr mißtrauisch sein gegenüber allen jenen gängigen Wörtern und Begriffen, die sich allzu mühelos in unseren –

und in jeden – Gedankengang einfügen lassen: Daß wir in dieser Weise über sie verfügen können, zeigt an, wie weit sie schon entleert sind. In dem Hörspiel „Die Chance“, das heute hier ausgezeichnet wurde, ist eines der untergründigen Themen eben mein Mißtrauen gegen Wortklischees. Es scheint zwar so, als ob sich mit vorgeformten Sprüchen, mit Schlagworten und Gemeinplätzen recht gut auskommen ließe; in Wirklichkeit aber werden damit alle Möglichkeiten zu wirklicher Verständigung zugeschnitten.

Mißtrauen ist notwendig. Mißtrauen und Skepsis gerade auch jenen Menschen gegenüber, die in bester Absicht bemüht sind, das allgemeine Unbehagen mit Worten zuzudecken. Wenn wir nicht aufpassen, werden die Worte sich rächen, so wie sie sich schon einmal gerächt haben. Wenn vor kurzem der Bundespräsident meinte, es sei zu bedauern, daß das Singen vaterländischer Lieder bei der jungen Generation vielfach als veraltet und überholt angesehen werde, dann erscheint mir das einfach töricht zu sein: Die längst entleerten Worte vom Vaterland – vom heiligen Vaterland! –, mit denen unsere Väter und Großväter in den ersten Weltkrieg zogen, und die gleichen Worte, die unsere Väter nach dem ersten Weltkrieg bis zum zweiten Weltkrieg hin nach altem Maß und Klang zusammenreimten, sie sagen uns heute nichts mehr, und es ist deshalb nur zu begrüßen, daß sich bei uns kaum jemand in der jungen Generation bereift, die großen gestrigen Worte vom Vaterland zu sagen und zu singen – Worte, die junge Menschen nur noch als Phrasen verstehen können.

Meine Damen und Herren – Sie werden mir diese kurzen Randbemerkungen nachsehen, die nicht unmittelbar mit dem Preis zu tun hatten, der hier verliehen worden ist. Möglicherweise wurde von mir nichts anderes erwartet als ein kurzer Dank in wohlgesetzten Worten. Weil aber die Worte fragwürdig geworden sind – und gerade die schönen, die klingenden Worte, die sich in Reden wie auch auf Briefumschlägen so schmückend ausnehmen –, hielt ich es für richtig, meinen Dank für den Ernst-Reuter-Preis auf diese Art abzustatten.

Wie ich anfang

Ich weiß nicht, wie ich anfang zu schreiben. Ich kann nicht sagen, wann das war, wann wirklich: Wann zählt das, was einer schreibt – ab wann? Wie ich anfang: Das muß schon vorher gewesen sein, längst vor dem ersten geformten Satz, und es war viele Jahre später, nach zahllosen Ansätzen, Versuchen, Enttäuschungen. Und es dauert, das Anfangen, dauert für mich bis heute hin.

Deshalb kann ich darüber berichten, kann sprechen davon, wie ich anfang. Das ist sehr lange her, und gleichzeitig ist es jetzt. Immer wieder bin ich an einem Anfang, beginne immer von neuem, Wörter und Worte und Sätze zu schreiben, zu streichen, noch einmal zu schreiben auf dem unerbittlichen weißen Papier.

Wie ich angefangen habe, damals, vor langen Jahren, Jahrzehnten: Kriegszeit, Nachkriegszeit, Trümmerzeit, Hungerzeit – wenn ich davon erzählen soll, dann muß ich Altes hervorkramen, Abgelegtes, Erinnerungsschutt. Aber im Grunde brauche ich gar nicht so sehr die Manuskripte von damals, das rauhe, graue, nun schon vergilbende Papier, die ersten gedruckten Zeilen und Seiten, über denen oder unter denen mein Name stand. Das alles hatte und hat seine Bedeutung für mich, natürlich, weil es damals wichtig war für mich, und es sagt etwas aus über die Zeit und die Umstände meines Beginns, so wie Briefe von damals, Notizen und Zettel, Zeitungsausschnitte, zerfledderte Bücher. Was aber da in Schubladen und Aktenordnern und ausgedienten Pappen verwahrt und meist schon vergessen liegt, gibt eigentlich weniger Auskunft über mich und meinen Anfang als das, was ich heute schreibe, gerade jetzt: Diese Zeilen auf diesem Papier, DIN A4, 70 Gramm holzfrei weiß, mit denen ich heute wieder – gerade jetzt – einen Anfang versuche.

Wie ich anfang: Das war für mich und das ist für mich ein Prozeß, der immer von neuem beginnt und ständig fortgesetzt wird. Ich stehe am Anfang, immer wieder, ich fange an zu schreiben, jetzt wieder, gerade jetzt. Ich beginne.

Das ist, scheint mir, mein Stil: mein Stil zu leben und mein

Stil zu schreiben. In meinen Romanen prägt sich das deutlicher aus als in meinen Gedichten, und deshalb will ich hier von meinem ersten Roman berichten, „Bödelstedt oder Würstchen bürgerlich“. Dabei ist dieses Buch erst im Jahre 1966 erschienen – ein später Anfang: Damals war ich schon 41 Jahre alt. Natürlich lagen viele andere Anfänge davor, Prosa-Versuche, Gedichte vor allem. Aber Gedichte sind für mich Punkte in der Zeit, Zeit-Punkte, Zeit-Zeichen, die einen Augenblick bestimmen. Romane dagegen begleiten die Zeit, sind eingebunden, eingewoben in die Zeit und ihren Ablauf, und das schon deshalb, weil es lange dauert – manchmal sehr lange –, einen Roman zu schreiben. Zeit wird in einem Roman mehrfach gespiegelt: als beschriebene Zeit, die im zeitlichen Vorgang des Lesens wieder erfahrbar wird, und als geschriebene Zeit – Erfahrungen des Schreibenden, die in sein Schreiben, in seinen Stil eingegangen und dann schon wieder historisch geworden sind, Perspektiven einer bestimmten Gegenwart in ihren ständigen Verschiebungen zur Vergangenheit hin, Beobachtungen also, Vorstellungen, Erkenntnisse eines Schreibenden in der Zeit, die seine eigene Lebenszeit ist, seine Lebenszeit war.

Also beginne ich, wieder und noch einmal, heute. Das Buch, 367 Seiten holzfrei weiß, gesetzt aus der Janson-Antiqua, liegt neben mir, mein Anfang, und ich will versuchen zu sagen, wie ich anfang damals, wie das war und ist. Dabei schreibt, natürlich, nicht mehr derselbe Kay Hoff wie vor zehn, vor zwanzig Jahren, gewiß nicht der gleiche. Ich habe mich verändert in dieser Zeit, ganz selbstverständlich, in meinem Leben, in meinem Denken und Schreiben. Ich weiß heute mehr und anderes als damals, als ich anfang, weiß allerdings auch einiges nicht mehr oder nicht mehr so sicher, was ich einmal ganz selbstverständlich gewußt habe: Mein Gedächtnis ist ziemlich schlecht, Gewohnheiten werden durch andere Gewohnheiten getilgt, Gewöhnung und Trägheit stellen sich ein, ich mache mir gar nichts vor. Vielleicht kann ich auch einiges nicht mehr, nicht mehr so wie damals, obwohl ich selbst das nicht sehen kann – im Gegenteil: Vor älteren, alten Arbeiten erkenne ich – und ich meine zu wissen, daß ich sachlich und kritisch bin –, daß ich heute anderes und mehr sagen und schreiben kann als früher. Nur ungern lese ich in meinen frühen

Versuchen, ungern und sehr selten, und im Grunde bin ich froh über alles, was damals nicht gedruckt worden ist, weil ich so vieles darin ändern, verbessern, noch mehr daraus streichen möchte, das nicht genau genug Bedachte und Gesagte, das Unreflektierte, die Stereotypen von gestern und vorgestern, bloßgelegt von der Zeit – unerträglich! Vielleicht ärgert mich auch die Unbedenklichkeit, die Spontaneität, aus der heraus und mit der ich damals geschrieben habe. Natürlich weiß ich, daß jeder Schreibende – und vor allem in seiner Jugend, bei seinen ersten Anfängen – auf solche Spontaneität angewiesen ist. Aber mir selbst mag ich das nur widerwillig zugestehen. Spontaneität ist mir verdächtig geworden: Besser nichts schreiben als zu schnell und zu viel schreiben, lieber eine ganze Seite zum fünftenmal neu formulieren als einen einzigen Satz unachtsam vertun.

Wie ich anfang also mit meinem ersten Roman, der nicht mein erster Romanversuch war: Fast 30 Jahre war ich alt, als ich im späten Herbst 1953 eine Reihe von Erzählungen zu schreiben begann, aus denen nach und nach ein Roman werden sollte – dieses Buch: „Bödelstedt oder Würstchen bürgerlich“. Auch in diesem Anfang war natürlich alles das mit enthalten, was ich vorher versucht und verworfen hatte, und auch dieser Anfang war mühsam, zweifelnd, gezwungen. Die ersten Zeilen zwar, die ersten Seiten schrieben sich fast wie von selbst, beinahe unglaublich schnell. Ich ließ alles andere liegen, versteckte mich tage- und wochenlang hinter einer Krankheit, um schreiben und schreiben und nichts als schreiben zu können. Aber die Mühsal, der Zweifel, der Zwang holten mich bald ein. Das war gut, denke ich heute, von heute her, und gut war auch, daß ich damals nicht ahnte, wie viel Zeit ich an diesen Roman würde wenden müssen. Es dauerte zwölf Jahre und noch ein paar Monate mehr, bis ich alles gesagt hatte, was ich sagen konnte, sagen wollte – und alles so gesagt, daß es Bestand hatte für mich.

Ich bin kein Theoretiker. Ich hatte für diesen Roman „Bödelstedt“ kaum ein Konzept, keinen auch nur annähernd genauen Plan, sondern nur einen Einfall, ein plötzliches Bild, und nach dieser Vorstellung begann ich zu schreiben. Der Einfall war eher schlicht, konventionell, keineswegs umwerfend neu: In der naiven Sicht eines recht durchschnittlichen jungen Menschen be-

schrieb ich eine Jugend in der fiktiven holsteinischen Kleinstadt Bödelstedt. Der Erzähler war etwa 30 Jahre alt, so alt wie ich selbst damals, und er erzählte von meiner Jugend, von meinen eigenen Erfahrungen in den Jahren, als ich heranwuchs in einer gutbürgerlichen, deutsch-nationalen, einer in sich geschlossenen, engen und scheinbar heilen Welt. Das waren die Jahre 1930 bis 1945, und weil es gerade diese Jahre gewesen waren, konnte daraus keine liebenswürdige Idylle entstehen, kein hübsch gemaltes Genrebild: „Bödelstedt“ wurde ein politischer Roman, ironisch geschrieben zuerst und hier und da auch noch ein bißchen sentimental, satirisch später, böse, anklagend, ungerecht, und die Entwürfe wurden schärfer, spitzer, böser im gleichen Maße, wie im Laufe der goldenen fünfziger Jahre in unserem Lande die alte bürgerliche Welt aus Trümmern und Resten und Kunststoff-Kitt neu zusammengefügt und mit dem Schein des Heilen, Wahren, Guten, Schönen wieder aufgestellt wurde.

Das war mein Anfang, damals, und ich weiß heute, daß ich selbst fast so naiv war wie mein fiktiver Erzähler. Wäre ich anders gewesen, nüchterner oder auch nur geschickter, berechnender, warum nicht: ich hätte diesen Roman gar nicht erst angefangen, hätte ihn ganz gewiß nicht weiter und wieder neu und noch einmal ganz von vorne und zum viertenmal anders und schließlich zu Ende geschrieben im Laufe von zwölf Jahren. Es war gewiß nicht vernünftig, so viel Kraft und so viel Zeit an einen Roman zu wenden, von dem mir jeder Fachmann versicherte, er würde nie ein Publikum finden. Es gab gar keinen Zweifel, daß ich besser ein anderes – jedes andere – Thema gewählt hätte. Damals begann gerade das deutsche Wirtschaftswunder zu blühen, und die Wirtschaftswunderdeutschen wollten nun endlich nicht mehr und nicht noch einmal von den ärgerlichen, unangenehmen, alles in allem ja doch recht peinlichen Zeiten hören und lesen, die sie gerade glücklich zu vergessen begannen, und wenn schon das Thema dieser Vergangenheit wieder aufgenommen wurde, dann wollten die Wirtschaftswunderleser das, bitte, ein bißchen freundlich, versöhnlich, gleichsam aus einem verstehenden Verzeihen heraus dargestellt sehen. Das Schlagwort „Menschlichkeit“ stand damals hoch im Kurs, und jeder verstand darunter die Menschlichkeit, die ihm

am besten paßte. Es war ganz einfach unzeitgemäß, in der Mitte der fünfziger Jahre oder auch 1958, 1960, in jenen Zeiten unangefochtener CDU-Mehrheiten und freundlich blaugelber Werbesprüche wie „Keine Experimente!“, mit einer bitteren politischen Satire zu Verlegern zu kommen, die schließlich auch gern leben – und möglichst nicht schlecht leben – und deshalb ihre Kunden nicht verärgern wollten, schon gar nicht mit einem namenlosen Autor, für den nicht einmal irgendeine Gruppe bürgen mochte.

Ich war ein Einzelgänger, bin ein Einzelgänger. Ich schrieb und schrieb, mit zahllosen Unterbrechungen, immer neuen Anfängen, an meinem Roman. Ich hatte nicht ein Thema – mein Thema hatte mich. Bödelstedt: Das war für mich nicht so sehr ein literarischer, es war ein moralischer Vorwurf. Ich wollte Zeugnis ablegen, genau und ungeschönt, unwiderlegbar bis in die letzte Einzelheit hinein, und ich wollte mit diesem Zeugnis – nun ja – die Welt verändern. Deshalb begann ich diesen Roman, obwohl ich mir eigentlich sicher war, daß nie ein Romancier aus mir werden würde – stets hatte ich mich vor allem als Lyriker verstanden –, deshalb habe ich „Bödelstedt“ weiter und immer noch einmal geschrieben, und deshalb schreibe ich immer noch Romane in diese Zeit hinein, obwohl ich längst nicht mehr so unbedingt an die Wirksamkeit von geschriebenen Worten glaube wie damals, als ich anfang.

Ich bin jetzt 49 Jahre alt, bald 50. Die erste Lebenshälfte ist lange vorbei, und ich weiß nicht, wann das gewesen ist, dieser Punkt halb, dieser eine Tag vor unberechneten Tagen. Mit 49 bin ich kritischer geworden, mir selbst und anderen gegenüber, und es fällt mir schwer, das Selbstverständliche noch einmal und noch einmal zu sagen, obwohl es immer noch einmal gesagt werden muß – das glaube ich immer noch –, damit es hier oder da gehört und verstanden wird.

Wenn ich zu sagen versuche, wie ich anfang – und das heißt für mich: zu sagen versuche, wer ich bin –, dann war und ist es das: Bemühungen, das Selbstverständliche auszusprechen, einfache Wahrheiten – aber nie die Wahrheit – neu zu formulieren, Tatbestände durch Schreiben und Beschreiben einsichtig zu machen. Das schien mir wichtig, das wollte ich als Schriftsteller,

will es noch heute. Allerdings, das war – und das ist – nur ein Antrieb zum Schreiben für mich: aufklären, bewußt machen, Vorurteile beseitigen. Es gibt für mich aber nicht nur Heine und Heinrich Mann, Thomas Mann, sondern auch Rilke, Trakl, Hölderlin. Ich habe begonnen mit dem Schreiben von Gedichten – gereimte Zeilen, die ich für Gedichte hielt –, und gelegentlich schreibe ich immer noch Gedichte, schreibe manchmal auch Hörspiele, die für mich Gedichte sind. Auf die Frage nach meinem Anfang aber antworten meine frühen lyrischen Arbeiten nicht. Das waren nicht mehr als Übungen, Vorübungen, Versuche mit der Sprache, Versuche mit mir selbst, ohne daß ich damals schon meine eigene Sprache, ohne daß ich mich selbst gefunden hätte. Es sprach da ein lyrisches Ich in verschiedenen Verkleidungen, fühlte unklar die Welt und fühlte sich selbst, empfand sich unbewußt Vorbildern und poetischen Klischees nach, verstand sich noch nicht wirklich und nicht seine Welt, und das blieb lange so, jahrelang noch nach dem Ereignis, daß für mich den wichtigsten Lebenschnitt bedeutete: das Kriegsende 1945.

Ich muß von mir selber sprechen. Ich war in einer durch und durch politisierten Umwelt aufgewachsen; aber ich hatte nicht gelernt, wirklich politisch zu denken. Das Kriegsende kam für mich – begreife, wer's mag – ganz und gar unerwartet. Ich war 20 Jahre alt damals, Soldat seit 1942 – freiwilliger Soldat dazu, selbstverständlich –, und ich hatte von Kind an gehört und gelernt und ohne jeden Zweifel geglaubt, daß mein deutsches Vaterland groß und stark und rein und heilig, daß es jeden Opfers wert und, nebenbei, daß es auch unbesiegbar sei, sofern nur das ganze deutsche Volk sich opferwillig und bereit den Feinden ringsum entgegenstellte, „ein Wall von gläubigen Leibern“, wie das damals – ernsthaft tatsächlich – genannt wurde, und so waren wir Jungen eben – begreife, wer's kann – dieser unbesiegbare, gläubige Wall. Obwohl ich damals immerhin angefangen hatte, das große, reine, heilige Vaterland in der gegebenen Gestalt etwas kritischer zu sehen, verbesserungsbedürftig hier und da, war ich blind für das, was wirklich war, wirklich geschah, und ich war einfach nicht in der Lage mir vorzustellen, was notwendig kommen mußte: der Zusammenbruch der hohlen Fassaden und Phrasen, das Ende dieses Dritten Reiches und seines tausendjährigen

Anspruchs, die vollständige Kapitulation. Ich weiß noch genau, daß ich am 28. April 1945 in der Nähe von Dresden – freiwillig – auf einen deutschen Panzer kletterte, zu irgendeinem Entlastungsangriff, der so unsinnig war wie alles in diesen Tagen und Jahren, und am 8. Mai 1945 mittags hatte ich kein Stück Brot in der Tasche: Ich war nicht eingestellt auf das Ende, ich hatte mir nicht vorstellen können, daß die Versorgung der Truppe – so hieß das – einfach und endgültig aufhören könnte.

Ich hatte nichts, gar nichts gewußt und begriffen, bis dahin. Am Nachmittag dieses 8. Mai 1945 fuhr ich ahnungslos in eine tschechische Ortschaft hinein und erkundigte mich, einigermaßen erstaunt, was denn hier blauweißbrot geflaggt und gefeiert würde, und als die russischen Wachsoldaten in unserem Gefangenenlager die ersten Zeitungen aushängten mit Fotos aus deutschen KZs, da stand ich vor diesen Bildern und glaubte ihnen nicht. Ich glaubte nicht, was ich sah. Weil ich gewöhnt worden war, Fälschung für Wahrheit, Lüge für Wirklichkeit zu halten, hielt ich die beglaubigte Wirklichkeit für Fälschung. Damals war ich 20 Jahre alt, ich hielt mich selbst für kritisch und ziemlich gescheit. Aber mit 20, fast 21 Jahren wachte ich plötzlich auf und mußte erkennen, daß ich blind gewesen war, dumm, taub, blöde.

Wie ich anfang: Das soll keine Autobiographie werden. Aber ich kann mich und mein Schreiben, meinen Anfang damals und alle späteren Anfänge nicht erklären ohne diesen Hintergrund erlebter, erfahrener Zeitgeschichte. Dies, das sagte ich mir, durfte nicht noch einmal geschehen, nicht mir und nicht anderen, und wenn ich schrieb – und ich wollte schreiben –, dann aus dieser Erfahrung, dieser Erkenntnis heraus. In den ersten Nachkriegsjahren, die von heute her grau wirken, kümmerlich, arm und eng, die uns aber damals offen erschienen, voller vorher ungeahnter Möglichkeiten und Aussichten, lernte ich die Welt neu sehen, und dabei bildete sich in mir nach und nach jenes kritische Bewußtsein, das später meinen eigentlichen Anfang – und das war eben „Bödelstedt“ – bestimmte. Möglicherweise ist darin auch noch etwas von jenem Idealismus, der uns in unserer Jugend – pervertiert – eingepägt worden ist. Auf jeden Fall begriff ich das Schreiben als eine – im weitesten Sinne – morali-

sche Aufgabe. Anders hätte ich wahrscheinlich nicht Jahre um Jahre meines Lebens an ein Thema, an ein Buch gegeben, dessen Erfolg von vornherein fragwürdig war, dessen mögliche Wirkung nur sehr begrenzt sein konnte. Ich meinte, ich müßte dieses Buch schreiben als ein Zeugnis, und weil ich davon überzeugt war – überzeugt bin, immer noch –, daß eine gültige Form ein Thema und seine Fragen beantwortet, suchte ich in immer neuen Ansätzen nach dieser, nach meiner Form.

Das sind Erkenntnisse aus dem nachhinein. Zunächst einmal schrieb ich und schrieb, schrieb. Das hört sich einfach an, und einfach war es auch, abgesehen von den ökonomischen Bedingungen und Voraussetzungen, von denen schwer abzusehen ist. Ich hatte, um frei zu sein zum Schreiben, nach meinem Studium keinen bürgerlichen Beruf, keine Laufbahn gewählt. Jahrelang brachte ich mich und eine rasch wachsende Familie – 1952, 1953, 1954 und 1956 wurden unsere Kinder geboren – mit Neben- und Zufallsarbeiten durch: war eine Zeit lang Hausmeister in einem hessischen Jagdhaus, dann Bibliothekar in Düsseldorf, schrieb später für Zeitungen Reportagen, Kritiken, Glossen, war ein paar Jahre lang Redakteur einer Zweimonatszeitschrift, verfaßte Baubeschreibungen für Architekten, verlegte bibliophile Bücher und Graphik-Editionen, war schließlich drei Jahre lang Leiter des deutschen Kulturzentrums in Tel Aviv – und schrieb. Erzählungen und Gedichte, auch einzelne Geschichten aus dem wachsenden „Bödelstedt“-Manuskript wurden abgedruckt und gesendet, Hörfolgen und Hörspiele kamen dazu, hin und wieder auch literarische Preise – es langte zu einem Leben als halbwegs freier Schriftsteller. Siebenmal mußte die Hoff-Familie umziehen in 20 Jahren, viermal allein während der Zeit, als ich an „Bödelstedt“ arbeitete. Zwischendurch versuchte ich noch einen anderen Roman, kam aber immer wieder zu „Bödelstedt“ zurück, das sich auswuchs, das auswucherte zu einem kaum noch übersehbaren Stapel verschiedener Fassungen des einen Themas, das immer wieder seine letzte, seine wahre Form gefunden zu haben schien und immer wieder abgelegt wurde, endgültig zuletzt, bis ich 1963 noch einmal daranging, mit einem neuen formalen Einfall. Ich nahm die verschiedenen Fassungen meines Romans, alle meine Anfänge und Versuche seit 1953, gab sie einem widerstrebenden

Herausgeber in die Hand und ließ sie von diesem Herausgeber – selbst eine Romanfigur – erläuternd und zusammenfassend kommentieren, allerdings gegen den Strich, gegen meine Ansichten und Absichten nämlich, so daß der Herausgeber sich selbst durch seine Kommentare und durch seinen Stil entlarven mußte. Da die verschiedenen (Vor-) Fassungen von „Bödelstedt“ in der Folge von langen Jahren geschrieben worden waren, in unterschiedlichen stilistischen Ansätzen, die jeweils mittelbar auf ihre Entstehungszeit verwiesen, ergab sich zudem darin und dadurch ein verwirrendes, mich selbst faszinierendes Überschneiden und Überblenden der Zeiten: Die verschiedenen Erzähl-Zeiten des ursprünglichen Ich-Erzählers brechen sich in der – gleichsam überlagerten – Erzählungs-Zeit des Herausgebers, der – als ein alter Mann – zudem noch im historisch ältesten Stil schreibt, obwohl seine Anmerkungen und Kommentare das späteste Datum tragen, nämlich den Anfang der 60er Jahre, und in all dem wird dargestellt eine andere Zeit, eben die Jahre 1930 bis 1945, die wiederum im Sprachstil einzelner Figuren sich ausprägt.

1964 schloß ich das Manuskript ab. Es fand sich dann auch ein Verleger, der darauf setzte – mit einigem Mißerfolg, wie sich zeigte: Die halbe Auflage mußte makuliert werden, und selbst die Taschenbuch-Ausgabe verkaufte sich nur mühsam, verkaufte sich nicht.

Habe ich gelernt aus diesem Anfang? Ich glaube nicht, jedenfalls nicht so, wie gemeinhin die Frage verstanden wird. Ich würde, ich könnte mein Thema „Bödelstedt“ heute nicht anders anfassen als damals. Für mich hat dieses Buch in dieser Form tatsächlich das Thema abgeschlossen, erledigt. Das wollte ich, das habe ich erreicht.

Im übrigen stand ich danach, leer und zweifelnd, wieder am Anfang, und da stehe ich, nach ungezählten neuen Versuchen, noch immer.

Meine Lehrer

Im März 1942 war ich 17 Jahre alt. Ich hatte zwölf Jahre lang verschiedene Schulen besucht, hatte etwa zwei Dutzend Lehrer und Lehrerinnen gehabt – das sagten wir damals: Wir hatten Lehrer, als seien sie unser Eigentum auf Zeit –, und die Schule entließ mich jetzt mit dem, was sie mir am Ende zu geben hatte: mit dem Zeugnis der Reife.

Auf dem Gruppenfoto von unserer Abiturfeier sehen die Lehrer neben den glatten Schülergesichtern alt aus, würdig und grau, gelassen zwar und gefaßt, doch wenig zufrieden, und ich meine heute, daß das für unsere Lehrer spricht. Sie werden gewußt haben, daß sie im Grunde gescheitert waren. Sie hatten uns zur Reife geführt – das sagten die Lehrer damals, als sei jene Reife eine Art trigonometrischer Punkt, der auf ganz bestimmten Wegen und Umwegen sicher zu erreichen wäre –, und ihre Aufgabe war damit erfüllt. Doch unsere Lehrer werden sich kaum darüber getäuscht haben – jedenfalls die klugen, die kritischen, die nachdenklichen Lehrer –, wie unreif wir damals tatsächlich waren mit unseren 17, 18, 19 Jahren: zwar Manns genug, um in der deutschen Wehrmacht zurechtgeschliffen zu werden für Einsatz, Orden und Tod, im übrigen aber kaum fähig, mehr und anderes zu begreifen als das, was unsere Schule uns abgefordert hatte, und das war wenig genug gewesen – ein sehr begrenztes abfragbares Wissen, Daten und Zahlen als Eselsbrücken in die Vergangenheit, ein kleiner Kanon von mathematischen Regeln, physikalischen Gesetzen, chemischen Formeln, einige fremde Vokabelreihen, dazu die handlich zurechtgestutzten Gedanken deutscher Helden und Philosophen sowie, als Basis, poetische Lebensweisheiten in schillerschen Jamben, goetheschen Knittelversen, vor allem der „Faust“ als unerschöpfliche Fundgrube für geflügelte Postulate, goldene Worte, hehre Prinzipien.

Ich mag meinen Lehrern keine Vorwürfe machen. Sie waren so Lehrer, wie sie das gelernt hatten, wie sie es verstanden, und wir nahmen sie so, wie sie waren: Individuen, mehr oder weniger offen, mehr oder weniger angepaßt, sehr unterschiedlich nach

Alter, Charakter, pädagogischen Fähigkeiten. Vielleicht waren einige von ihnen am Ende doch halbwegs zufrieden mit dem Menschenmaterial – so hieß das damals, und damals hatten wir an dem Begriff nichts auszusetzen –, das sie in langen, oft trockenen und mühsamen Schuljahren gebildet hatten. Immerhin hatten sich im März 1942 alle Schüler unserer Klasse, ohne Ausnahme, freiwillig zum Wehrdienst gemeldet, drei Tage später schon rückten wir in die Kasernen ein, und drei Jahre später war jeder zweite von uns tot – und diese selbstverständliche Freiwilligkeit war gewiß auch das Ergebnis jener konsequenten Erziehung zu einem so gläubigen wie verblasenen Idealismus, den alle unsere Lehrer – bei manchen Unterschieden im einzelnen – uns vermittelt hatten. Wenn unsere Lehrer aber insofern mit uns zufrieden sein konnten – vorausgesetzt, sie bejahten den Staat, dem sie dienten und dem wir dienen wollten –, so muß doch die Erkenntnis für sie bedrückend gewesen sein, daß wir am Ende unserer Schulzeit zu wenig wußten, zu wenig waren – nicht einmal mit den immer wieder gestutzten Lehrplänen waren wir fertig geworden –, so daß der Wert unserer Reifezeugnisse durchaus fragwürdig war: Papiere, gesiegelt zwar und unterschrieben, doch eben nur Papier.

Ich weiß nicht, ob ich meine Lehrer bedauern soll. Manche von ihnen werden sich in jenen Jahren nicht sehr wohl gefühlt haben, mit dem Parteiabzeichen am Rockaufschlag, zumal die meisten von ihnen aus einer anderen Zeit, einer anderen Welt gekommen waren: Vor dem ersten Weltkrieg hatten sie die Schule besucht, im ersten Weltkrieg hatten sie, jugendbewegt und vaterlandstreu, gekämpft und gelitten, und sie waren gewiß überzeugt, stets das Rechte getan zu haben. Allerdings, in unserer Zeit – den dreißiger Jahren – wurde es schwieriger von Jahr zu Jahr, das Rechte zu erkennen, das Rechte zu tun, und das dürften die meisten Lehrer damals erfahren haben. Zwar hatte der neue Staat die alten Gebote von Pflicht und Ordnung und Pünktlichkeit, Fleiß, Gehorsam und Treue übernommen und eiserne Disziplin, stählerne Willenskraft standen hoch im Kurs. Doch diese Tugenden waren nicht gerichtet auf Lernen, Lesen, Bildung – im Gegenteil: Der Staat förderte geradezu jugendliche Unvernunft und Ignoranz, er ließ uns unsere Zeit verplempern mit

Dienst und Einsatz und Wehrsport, und die meisten von uns ließen gern die Bücher fallen, um die Sonnenwende unter dem urgermanischen Sonnenrad zu feiern, Zahnpastatuben für den Vierjahresplan zu sammeln, Winterkartoffeln zu roden. Die Uniformen der Hitler-Jugend mit ihren Rang- und Leistungsabzeichen trugen wir – mit wenigen Ausnahmen – willig für Führer und Staat, welche wir fraglos – und freiwillig, wie wir meinten – verehrten, und das auch dann noch, als wir Brandbomben von Hausdächern zu werfen und blutige Verbände zu wechseln hatten.

Unsere Lehrer hatten es nicht leicht mit uns. Die älteren und die alten schienen uns sehr weit entfernt, und auch die jüngeren – wenige Ausnahmen bestätigen die Regel – lebten und lehrten in einer Distanz zu uns, die unüberwindbar erschien. Sie repräsentierten eine Welt, die für uns längst Vergangenheit schien, von der wir jedenfalls wußten, daß es nie unsere Welt sein würde. Dabei verfügten unsere Lehrer über einen soliden Vorrat an Wissen und Kenntnissen: Auf alles wußten sie eine Antwort, oft schon, bevor die Frage gestellt war.

Ich weiß nicht, ob meine Lehrer wirklich so umfassend gebildet waren, wie mir das heute erscheint, da ich sie an meinem eigenen schmalen Bildungsvorrat zu messen versuche. Vielleicht war der Fundus dessen, was sie uns – nur zu oft vergebens – zu vermitteln suchten, ebenso fragwürdig wie unsere eigene gestückelte Bildung, und möglicherweise kitteten sie die Teile ebenso mühsam wie wir mit ihren Erfahrungen zusammen. Tatsächlich bewegten sich unsere Lehrer aber so souverän auf den abgesteckten Feldern ihrer Bildungswelt, daß dagegen das unsichere Tasten von Bildungslücke zu Bildungslücke, mit dem ihre alt gewordenen Schüler noch heute ihr Nichtwissen zu verbergen suchen, ein bißchen kindisch und manchmal schon beinahe komisch wirkt. Wir haben allerdings auch nicht das gute Gewissen, das unsere Lehrer – die Alten ebenso wie die Jüngeren und Jungen – gegen Fragen und Zweifel absicherte, und dieser Mangel erscheint mir heute als ein besonderer Vorzug, ja, als Voraussetzung meines Lebens und Denkens überhaupt.

Wahrscheinlich habe ich meine Lehrer nicht verstanden, damals, und als ich sie endlich zu verstehen begann, da war es zu

spät – da war ich selbst schon so alt wie meine Lehrer damals. Kopfschüttelnd, ja, erschrocken und manchmal beschämt lese ich heute in grauen Notizbüchern, verblichener Briefen, was ich damals gedacht habe, was ich damals – ausgestattet mit dem Zeugnis der Reife – gewesen bin. Das also – und mehr nicht – war herausgekommen bei den Bemühungen meiner Lehrer, aus einem Kind mit großen Augen und unbestimmten, unentwickelten Anlagen einen erwachsenen Menschen zu bilden, der doch wohl in der Lage sein sollte, mit kritischem Blick auf sich selbst und die Welt zu sehen und darin seinen eigenen Weg zu finden. Allerdings, die Lehrpläne meiner Schule waren auf dieses Ziel gewiß nicht angelegt. Im übrigen war das nicht nur ein Versagen der Schule: Die Eltern, die Gesellschaft, der Staat und auch wir selbst hatten dafür gesorgt, daß es uns an Verstand und Urteilskraft fehlte, eine Generation von ziemlich einfältigen, dabei zuweilen noch überheblichen Idealisten, die vor allem geeignet waren, als Menschenmaterial – noch einmal das böse Wort – vom Vaterland verschlissen zu werden.

Wir, die zufällig Überlebenden, mußten nach dem Krieg neu zu lernen beginnen, mit anderen Lehrern, anderen Begriffen, während unsere alten Lehrer vor Entnazifizierungsausschüssen beteuerten, daß sie stets nur – und daß sie nie – und daß sie auch künftig –. Damals schrumpfte die Distanz, die Lehrer und Schüler getrennt hatte. Wir unterschrieben Erklärungen, daß unsere Lehrer niemals versucht hätten, uns im Sinne des Nationalsozialismus oder des Militarismus zu beeinflussen, und für einige wenige Lehrer traf das auch zu. Entlastet wurden sie am Ende wohl alle, mindestens erhielten sie ihre wohlverdiente Pension.

Mich haben meine Lehrer lange begleitet, einige haben mich verfolgt. Einer erschien als Alptraum in einer Erzählung, ein anderer wurde zur negativen Erzählerfigur eines Romans. Für einen aber habe ich ein Gedicht geschrieben, 1969, bei der Nachricht von seinem Tode, und sein Name steht über diesem Gedicht, das so etwas wie einen Dank abtatten wollte: Heinrich Immel zum Gedächtnis. Es lautet:

Streng, sachlich, autoritär,
ein bißchen wunderbar manchmal,
gelegentlich unfreundlich,
dazu ein Scheißliberaler,
von altem Korn: ein Lehrer,
Geschichte, Latein. Wer
rechnet Güte dagegen auf ?
Unbelehrbar: Er paßte nicht
in die blühenden sechziger Jahre
unseres großartigen Jahrhunderts,
auch in die goldenen Fünfziger nicht,
er traute dem Adenauer-Frieden
nicht über den krummen Weg,
schon in den tausender Jahren
schien er uns alt: unbelehrbar.
Ohne ihn heulten die Wölfe.
Sein Typ war wenig gefragt.
Aber er fragte uns, immer wieder
in diesen unfreundlichen Zeiten,
fragte streng, sachlich, wunderbar
manchmal, unerbittlich:
Wir mußten die Antworten suchen.
Einige fand ich erst spät,
im fünften, sechsten Jahrzehnt
unseres unbelehrbaren Jahrhunderts.
Die Fragen vergesse ich nicht.

Rede über Deutschland

(Lissabon, 12. Mai 1991)

Wir wissen alle: Nichts bleibt so, wie es ist. Nichts ist so, wie es einmal war. Nichts, gar nichts ist unwandelbar, nichts in unserer Welt dauert. Mit der Zeit, in der Zeit wird alles anders, auch wir selbst, so sehr wir bemüht sind, unsere Zeit zum Maßstab unserer Welt zu machen.

Der Vater meines Vaters, mein Großvater Hoff, wurde im Jahre 1853 geboren in Neustadt in Holstein, einer kleinen, unbedeutenden Hafenstadt im Norden Deutschlands, gelegen im Herzogtum Schleswig-Holstein, dessen nördliche Hälfte – Schleswig – damals unmittelbar zum dänischen Königreich zählte, während der Landesteil Holstein – wenn auch dem dänischen König als Landesfürst untertan – zum Deutschen Bund gehörte. Als mein Großvater elf Jahre alt war, brach wieder einmal ein Krieg um Schleswig-Holstein aus, zwischen dem Deutschen Bund und dem Königreich Dänemark – ein Krieg mit einer sehr langen, sehr komplizierten Vorgeschichte, die damals, auch wegen der darin verstrickten Dynastien, ganz Europa erregte, heute aber in dickleibigen Geschichtswerken so gut wie begraben und vergessen ist; auch ich weiß längst nicht mehr, warum eigentlich und weshalb und wieso und wie lange die Streitereien gingen. Mein Großvater aber erinnerte sich noch in seinem Alter, daß an einem schönen Sommermorgen des Jahres 1864 das mächtige dänische Kriegsschiff „Christian VIII.“ in der Bucht vor dem Neustädter Hafen aufkreuzte, hochbordig, aufgetakelt bis zu den Toppen und mit zwei oder drei Reihen drohender Kanonen an beiden Seiten, und die halbe Stadt lief hinaus an die Küste, zur alten Schanze, um das gewaltige Schiff des dänischen Königs zu sehen. Auch mein Großvater stand, neben seinem Onkel, dort draußen am Strand und staunte hinüber zu dem hochgetakelten Linienschiff unter dem roten Danebrog. Und da geschah es: Drüben am Schiff quoll eine kleine Qualmwolke auf, gleich darauf kam ein dumpfes Grollen herüber – „Christian VIII.“ hatte einen Warnschuß gelöst! Da nahm der erfahrene Onkel meinen

Großvater an die Hand und sagte: „Heinrich, nu ward scheten – nu gat wi na Hus.“ – was auf Hochdeutsch ungefähr heißt: „Heinrich, nun geht die Schießerei los – jetzt gehn wir nach Hause.“

Noch nicht einmal 130 Jahre sind seit damals vergangen; wir blicken in eine ganz und gar versunkene, verblichene Welt: ein bißchen freundliches Biedermeier, ein bißchen schrulliger Spitzweg, ein bißchen Bilderbuch für die Kleinen – und wir lächeln darüber und schütteln die Köpfe und fühlen uns sehr überlegen, und wir vergessen dabei, daß wir, auf unsere Weise, in unserer Zeit genau wie unsere Großeltern in sehr begrenzten Vorstellungen leben, mit unseren sehr begrenzten Erfahrungen, die wahrscheinlich morgen, vielleicht aber auch schon heute nicht mehr gelten. Damals, im Jahre 1864, ist außer dem einen Kanonenschuß in der Neustädter Bucht nichts weiter passiert; die kleine Hafenstadt lebte weiter, schlief weiter, träumte wohl auch ein bißchen, während die große Geschichte sich andernorts ereignete. Das Herzogtum Schleswig-Holstein kam am Ende zu Preußen und damit ins Deutsche Reich, die braven Neustädter dienten und kämpften und starben in den folgenden Kriegen an allen Fronten zu ihrem Anteil, sie gehorchten treu dem König, dem Kaiser, dem Reichspräsidenten und auch dem Führer, und sie schrakten erst auf, als Anfang Mai 1945 etwa an der gleichen Stelle, wo damals das dänische Linienschiff „Christian VIII.“ seinen Warnschuß abgegeben hatte, gerade gegenüber der alten Schanze, die inzwischen Kaisergehölz hieß und heute noch so heißt, drei große Passagierschiffe mit tausenden von KZ-Häftlingen durch englische Kampfflugzeuge – versehentlich – versenkt wurden und einige der ausgemergelten, entkräfteten Häftlinge sich an den Strand retten konnten, beim Kaisergehölz, wo sie von deutschen Kommandos – in Uniformen der SS, der Marine, der Feldgendarmarie – zusammengetrieben, abgeführt oder an Ort und Stelle erschossen wurden. Vier Massengräber gab es am Kaisergehölz. Ein paar Überlebende wurden auch von Neustädter Bürgern gerettet.

Ich wurde eingeladen, über Deutschland zu reden: Deutschland heute, Deutschland in diesem geschichtlichen Augenblick, in dieser Zeit, die auch meine Zeit ist, und dabei gerate ich immer wieder in den Sog der Vergangenheit. Das liegt daran, na-

türlich, daß in jedem Heute immer auch das Gestern lebendig ist, und es liegt an diesem eigenartigen Land Deutschland, das für andere Völker und Staaten oft unverbindlich war – und ist –, das sich selbst oft ebensowenig versteht. Was Deutschland wirklich ist: Wer will, wer kann das sagen? Deutschland war groß und bedeutend mit Musikern und Feldherren, mit Wissenschaftlern, Wirtschaftlern, Philosophen, es brachte vollendete Oden und Fugen und Raketen hervor – nun ja, und die preußische Ordnung, die harte D-Mark und das bayerische Bier, und nebenbei weist Deutschland gegenwärtig die höchste Selbstmordrate unter allen statistisch erfaßten Staaten der Welt auf und beinahe den höchsten Lebensstandard, wenn man die neuen Bundesländer nicht mitzählt. Und alles das – und einiges mehr – ist Gegenwart und Geschichte zugleich, und ich, als ein Deutscher in dieser Zeit, kann Deutschland nicht anders begreifen – versuche jedenfalls, es zu begreifen – als aus der Vergangenheit heraus, wie sie im Heute lebt.

Wir haben einiges gelernt in diesem Jahrhundert, über Deutschland, über uns Deutsche, und sicher haben wir noch nicht ausgelernt. Immerhin haben wir als gewiß erfahren – etwas, das früher offenbar nicht selbstverständlich war –, daß wir in stetem Wandel leben, in einem Augenblick der Geschichte, dessen Aspekte und Perspektiven schon morgen nicht mehr gelten werden. Wir wissen, daß der Mensch in seiner Zeit lebt, in seiner eigenen Zeit, und damit muß er leben, er muß damit fertig werden, zumal er keine Wahl hat. An einem ganz bestimmten Tage werden wir geboren, wachsen auf in einer ganz bestimmten historischen Situation, werden groß unter Schmerzen und Mühen und Freuden und lernen dabei, wenn es einigermaßen gut geht, wir selbst zu sein in dieser unserer Zeit: wir selbst mit unseren Möglichkeiten, unseren Grenzen in den gerade jetzt gegebenen Voraussetzungen, die man später einmal Geschichte, Historie nennen wird, so wenig wir selbst davon wissen und wirklich begreifen. Die Jahre sind kurz, ganz langsam werden wir älter und alt, sind schließlich nicht mehr so weit, so offen wie früher, fragen nicht mehr so viel und werden deshalb auch weniger gefragt, sehen die Zeit dahinschwinden, immer schneller, unsere Lebenszeit, werden enger und ängstlich, versuchen vielleicht, durch freund-

liche Skepsis und wohlwollendes Vergessen Abstand von uns, unserer Geschichte zu gewinnen – und wissen doch genau, daß wir nur diese Zeit hatten und haben, diese begrenzte, endliche Zeit, die mit uns zu Ende gehen wird. Wir leben nur einmal, und wir leben in unserer Zeit.

Zum Beispiel – ich nehme ein für mich naheliegendes Beispiel, mit dem ich mich recht gut auskenne, mich selbst: Ich wurde geboren im Jahre 1924 in Deutschland, das damals Deutsches Reich hieß, fast sechs Jahre nach dem Ende des ersten Weltkrieges, fast 15 Jahre vor dem Beginn des zweiten Weltkrieges, und als ich acht Jahre alt war – ein Kind mit großen Augen und Ohren, das aber kaum etwas von den Voraussetzungen wußte, die seiner gutbürgerlichen Familie in jener kleinen Hafenstadt ein, bei manchen alltäglichen Sorgen, recht auskömmliches Leben erlaubten –, da wurde mit strammer Marschmusik und leuchtenden Fackelzügen eine neue Regierung gefeiert, die sich „Regierung der nationalen Einheit“ nannte und nun endlich, endlich nach den bitteren Jahren der Schmach und der Demütigungen das Schicksal unseres deutschen Vaterlandes wenden wollte, die also die deutsche Ehre wieder herstellen und die deutsche Macht wieder erwecken und das alte deutsche Recht wieder einsetzen und – und – und –.

Ich halte ein. Ich könnte lange fortfahren mit dieser Girlande aus national getönten Schlagworten. Ich kenne alle diese Wörter und Phrasen von früher Kindheit an, ich werde sie nie vergessen können, und ich will sie auch nicht vergessen, weil ich in der Zeit meines Lebens erfahren habe, wie hohl und leer, wie manipulierbar und damit wie gefährlich diese Wörter waren – und immer noch sind. Das – zum Beispiel – ist ein Teil jener Mitgift, die ich, 1924 geboren, in meiner historischen Situation, von meiner erlebten historischen Zeit empfangen habe, schon als Kind, als ich gerade die ersten Sätze buchstabieren konnte, aber buchstäblich keine Ahnung hatte von dem, was in meiner engen, scheinbar heilen Kleinstadtwelt und was darum herum, in Lande draußen, im deutschen Vaterland geschehen war und geschah.

Da kommt schon wieder ein Wort aus meiner Mitgift, das mich stört und verstört und sticht: Vaterland. Das war einmal ein gutes

Wort im Deutschen – sogar die Engländer haben danach ihr fatherland gebildet – und ist doch heute abgebraucht, verstaubt, verbraucht, ein Wort für dichten Stammtisch-Qualm und fette Bildzeitungs-Schlagzeilen, ein Wort von gestern, vorgestern, fast schon ein totes Wort. Vor zweihundert Jahren hatte es seine große Zeit, das Vaterland, in hohen hallenden Versen – Klopstock sang es und Hölderlin –, in hehren Gefühlen von Heimatliebe und Pflicht und Opferbereitschaft, und viele Deutsche – viele auch noch von meiner Generation – haben daran geglaubt bis zu ihrem Tode, der in meiner Jugend Heldentod hieß. Vielleicht erscheint das Wort Vaterland gerade deshalb heute so ausgeleert, ein mäßiges Schlagwort für mäßige Wahlkampfreden: Gerade noch die gutgläubigen DDR-Deutschen, die auf ihren großen Demonstrationen nicht nur skandierten „Wir sind das Volk“, sondern auch „Deutschland, einig Vaterland“, konnten damit in den ersten Monaten nach der Wende noch angerührt werden – heute schon nicht mehr, natürlich, längst nicht mehr. Doch davon später.

Nur eine Anmerkung in diesem Zusammenhang: Das Staatsgebilde „DDR“ war entstanden aus der russischen Besatzungszone, eine gewaltsame Abtrennung und zugleich eine diktatorische Indoktrination, die offenbar von Beginn an ein tiefes Minderwertigkeitsgefühl in den unglücklichen Bewohnern dieses Gebietes – das von den Westdeutschen lange Jahre nur abschätzig „Zone“ genannt und auch später nur widerwillig als ein halbwegs eigenständiges staatliches Gebilde anerkannt wurde – hervorgerufen hat, ein Komplex, der sich in einem ständigen Streben nach Geltung und Bestätigung, dann aber auch in einem unangenehm krähenden, kleinbürgerlichen Nationalismus zeigte. Dieses DDR-Deutschland sollte und wollte etwas ganz Besonderes, etwas ganz Eigenes sein, antifaschistisch und sozialistisch, ein „Vaterland der Werktätigen“ wie der große russische Bruder, es sollte und wollte an der Spitze des Fortschritts marschieren und kämpfen – gekämpft wurde immer, ob nun gerade für irgendeine Plan-Übererfüllung, den xten Parteitag oder den endgültigen Frieden der Welt –, es sollte und wollte schließlich sogar besonders „deutsch“ sein, wie immer man das aus der deutschen Geschichte herausinterpretieren konnte, und daß es das „bessere“ Deutschland sei, unvergleichbar mit der kapitalisti-

schen BRD, unbelastet im übrigen auch von Schuld und Verpflichtungen aus der nationalsozialistischen Zeit, darüber war in der DDR und mit der DDR nicht zu diskutieren. Vor allem sollten vorbildliche, einsatzbereite, erfolgreiche und glückliche Menschen in den Grenzen dieses Staates leben, die allerdings geschlossen werden mußten – die Grenzen zum westlichen Klassenfeind hin jedenfalls –, weil allzu viele DDR-Bürger das angeblich unaufhaltsam herannahende Paradies der Werktätigen nicht erkennen konnten oder wollten.

Die mächtigen Grenzbefestigungen – der sogenannte antifaschistische Schutzwall – und die riesenhaften Befestigungsanlagen an den Grenzübergängen waren – zusammen mit den meistens undurchdringlichen, amtlich verkniffenen Abfertigungsgesichtern der Grenzbeamten – Sinnbilder für den krampfhaften Versuch, einen souveränen Staat darzustellen. Ich fürchte, daß dieser enorme Aufwand mit einer Fülle von kleinlichen, ärgerlichen, manchmal widerlichen Vorschriften nicht ganz zufällig gerade an der deutsch-deutschen Grenze geschah: Das ruhige, das selbstverständliche nationale Selbstbewußtsein anderer europäischer Völker haben wir Deutschen wohl niemals entwickeln können, und wenn so etwas wie Nationalbewußtsein im Laufe unserer Geschichte einmal aufkam, dann äußerte sich das meist als ein überspanntes, übersteigertes, daher lautes und manchmal brüllendes Selbstgefühl, dessen Verlogenheit sich hinter Fahnen und Phrasen und Uniformen verbarg. Nirgendwo auf der Welt jedenfalls, an keiner anderen Grenze habe ich mich so unwohl gefühlt wie unter den unsicheren, mißtrauischen Blicken der DDR-Grenzer, die immer auch ihren Staat repräsentieren sollten – und das auch wirklich taten.

„Reden über Deutschland“: Da kommt für mich vieles zusammen, auch ganz persönliche Schmerzen und Kränkungen, Gefühle von Schuld und Versagen, Versäumtes, Verdrängtes. „Reden über Deutschland“ muß für mich jedenfalls erst einmal nüchternes Nachdenken über Deutschland sein, und der schlichte Versuch, das zu formulieren, was ich weiß und voraussetze, wenn ich alltäglich von Deutschland spreche – mein Land, in dem und in dessen Sprache ich zuhause bin und von dem ich mehr weiß als über andere Länder, so daß ich es klarer und kritischer sehen kann. Dabei

denke ich, natürlich, im Deutschen, der einzigen Sprache, die ich hinlänglich zu beherrschen meine – einer Sprache allerdings, die verhältnismäßig jung ist und bei weitem nicht die Festigkeit, die Würde und die Solidität jener Sprachen besitzt, deren historischer Hintergrund die römische Staatssprache ist. Vor noch nicht einmal 400 Jahren erhielt das Deutsche durch den Reformator und Bibelübersetzer Luther seine verbindliche Form, und es ist sicher kein Zufall, daß damals erst, in Luthers Jahrhundert, der Begriff Deutschland ins allgemeine Bewußtsein geriet.

Nicht einmal das reiche lutherische Deutsch brachte aber den Deutschen jenes gelessene Bewußtsein nationaler Identität wie anderen europäischen Nationen, zumal Deutschland durch Luther gleichzeitig gespalten wurde in protestantische Ketzer und katholische Rechtgläubige, eine unheilvolle Spaltung, die nicht nur grauenvolle Kriege auslöste, sondern auch das gerade erst zu sich selbst kommende Deutschland in kleine Staaten aufteilte, zudem den Rückzug des Bürgers in seine überschaubare private Welt bewirkte. Jedenfalls blieb lange Zeit die deutsche Sprache das konstituierende Element in dem nur ungenau und oft zufällig umgrenzten Gebiet, unter dem man Deutschland verstand. Die Grenzen waren und blieben umstritten, und wenn Hoffmann von Fallersleben 1842 in seinem „Lied der Deutschen“ reimte: „Von der Maas bis an die Memel, von der Etsch bis an den Belt“, dann umschrieb er einigermaßen großzügig das Gebiet, wo zu seiner Zeit Deutsch die Umgangssprache war, obwohl die Maas natürlich auch damals kein deutscher Fluß war und die Memel staatsrechtlich niemals zum Deutschen Bund gehörte, und die Etsch fließt in Südtirol nach Venetien, in die Adria, der Große Belt ist unumstritten dänisch. Doch es war eben die deutsche Sprache, die für den liberalen und insofern für seine Zeit revolutionären Liederdichter Hoffmann von Fallersleben Deutschland ausmachte – damals, als vornehmlich Wirt- und Feuerköpfe die staatliche Einheit der deutschen Nation anstrebten, während die klugen Konservativen sich an die gegebenen Strukturen und Grenzen hielten und sich darin sicher wähten.

Aber ich will nicht deutsche, schon gar nicht europäische Geschichte dozieren, zumal ich davon kaum mehr weiß als das, was ein an geschichtlichen Entwicklungen und Hintergründen in-

teressierter Deutscher im Laufe seines Lebens hier und dort aufliest. Außerdem bin ich mir gar nicht sicher, wieso ein Mensch, der sein Leben mit dem Schreiben von Gedichten und Romanen zubringt, besonders geeignet sein soll, über sein Land, sein Volk, sein – nun ja: Vaterland – zu reden. Als ich vor einigen Wochen zu überlegen begann, was ich Ihnen sagen könnte „über Deutschland“, hier in Lissabon, wurde mir jedenfalls bald klar, daß ich durchaus keine sicheren Erkenntnisse vermitteln kann, sondern nur sehr persönliche Erfahrungen – ja, eigentlich nur die Fragen, vor denen ich, als Deutscher, selber stehe, mit denen ich selber lebe.

Vieles davon spiegelt sich in meinen Romanen wider, einiges auch in meinen Gedichten, deren Thema immer wieder die Zeit ist, meine Zeit, meine erlebten Jahre, die allerdings nie mit Aktualitäten zu tun haben, also keine „politischen“ Gedichte im engeren Sinne sind – und das schon deshalb nicht, weil ich auf die Fragen, die mich bewegen und bedrücken, selbst keine verlässlichen Antworten weiß. Ich schreibe also nieder, versuche zu sagen, was ich bin: ein Deutscher in Deutschland, in diesem Jahrhundert, in dieser Zeit.

Das sind sehr persönliche Erfahrungen, subjektive Erlebnisse eines Zeitgenossen, dem seine eigene Subjektivität manchmal nicht ganz geheuer ist. Mein jüngster Sohn meinte beiläufig, als er fünf Jahre alt war: „Vater, ich kann mir die Welt ohne mich gar nicht vorstellen!“ Von dieser egozentrischen Subjektivität haben wir wohl alle etwas, angefangen bei unserer Schul-Weisheit, daß Europa den Mittelpunkt des Erdballs darstelle. Ich erinnere mich noch sehr deutlich an meine Verblüffung, als ich bei meinem ersten USA-Besuch eine us-amerikanische Weltkarte sah. Da lag tatsächlich in der Mitte dick und groß und übermächtig Amerika – und ganz rechts außen, hinter dem breiten blauen Atlantik, war das kleine Europa zu sehen, ziemlich am Rande, gar nicht so wichtig, beinahe unerheblich, und der winzige Wurmfortsatz Bundesrepublik Deutschland war eigentlich nur zu bemerken, wenn man ungefähr wußte, wo es in dem kleinen Europa zu suchen war.

Deutschland, wir wissen es, lag und liegt in der Mitte Europas, das war und ist sein Schicksal. Allerdings – und deshalb meine

vielleicht unvermittelt erscheinenden Überlegungen am Anfang zur Zeit und zur Zeitlichkeit unseres Lebens –, Deutschland war kaum je eine Konstante der Geschichte, es lebte stets in Übergängen, im Wandel, fand nie auf Dauer eine verbindliche Form, und sicher ist die These nicht ganz falsch, daß Deutschland im Grunde nie ganz zu sich selbst gefunden hat, dieses Land in der Mitte mit Nachbarn zu allen Seiten. Es waren dabei nicht nur die oft umstrittenen und umkämpften Grenzen zu diesen Nachbarn, die Deutschlands Geschichte bestimmten, so viel Streit und Krieg es auch gegeben hat, Brand und Leid und Tod wegen Besitz und Macht, sondern auch das Miteinander mit den verschiedenartigen Völkern und Staaten um Deutschland herum, das Lernen voneinander, der ständige Austausch von Gütern und Ideen, und das alles, Feindschaft und Freundschaft und Neid und Angst und Liebe, änderte sich immer wieder in den Zeiten und mit der Zeit, und damit wandelte sich auch Deutschland.

Ich sehe das sehr gelassen. Ich setze auf den Wandel auch heute, und das gerade deshalb, weil ich in meiner Jugend lernte – ganz zweifelsfrei damals, ohne jede Einschränkung! –, daß Deutschland so etwas wie ein absoluter Wert sei. Unter den Büchern aus meiner Jugendzeit steht ein voluminöser Band, die „Auswahl deutscher Gedichte“ von Echtermeyer, die 49. Auflage aus dem Jahre 1938, vom Hildebrandslied um das Jahr 800 – „Ik gihorta dat seggen“ – bis zum „Lied der Kämpfer“ des SA-Standartenführers und Reichskultursenators Gerhard Schumann: „Wir fragen nicht. Wir sind des Führers Faust“. Das Inhaltsverzeichnis ordnet die Gedichte „nach dem Gehalt der Dichtungen“, und eine Gliederung, insgesamt 63 Gedichte, steht unter dem Titel „Ewiges Deutschland“.

Allein die Anfänge der Gedichte in dieser Rubrik „Ewiges Deutschland“ lassen mich, der ich den Nationalismus als eine der schrecklichsten Krankheiten unseres Jahrhunderts erfahren habe, erschauern. Da geht es nicht um irgendeinen Staat, sondern Glaube wird eingefordert – „Wir fragen nicht. Wir sind des Führers Faust“ –, Hingabe, Gehorsam und Pflichterfüllung bis zum Tode. Wir Jungen haben das damals wirklich und wörtlich so gesungen und so geglaubt, etwa im Fahnenlied der Hitler-Jugend: „Deutschland, sieh uns, wir weihen / Dir den Tod

als kleinste Tat“, und wir sangen: „Deutschland, heiliges Wort / Du voll Unendlichkeit. / Über die Zeiten fort / seist du gebenedeit“, Wörter also aus dem Wortschatz der Religionen: heilig, ewig, unendlich, geweiht, gebenedeit – so lernten wir damals Deutschland sehen: ein schlimmer Mißbrauch der Sprache, ein schrecklicher Mißbrauch der Menschen.

Doch ich bin abgeglitten, wieder einmal, in die deutsche Geschichte, meine eigene Geschichte, die Mitgift meiner frühen Lebensjahre. Wenn ich über Deutschland rede, dann gehört aber das – auch das – für mich dazu, zumal dieser irrsinnige Anspruch – unter dem Decknamen Deutschland – ja nicht nur die Deutschen traf und betraf, sondern auch unsere Nachbarn, ja, ganz Europa, die halbe Welt schließlich mit mörderischer Vernichtung bedrohte – und nicht nur bedrohte: Der Mord geschah, millionenfach, und die Deutschen – nicht alle Deutschen, gewiß, aber doch die große Mehrheit – fragten tatsächlich nicht, sie glaubten an dieses angeblich heilige, angeblich ewige Deutschland, sie blieben stumm und waren wirklich „des Führers Faust“ – auch ich selbst, so wenig ich im Grunde auf Gehorsam und Befehls-erfüllung angelegt war.

Das alles hat, natürlich, nicht erst 1933 begonnen. Daß am deutschen Wesen die Welt genesen werde, war schon zu Kaisers Zeiten eine weit verbreitete bildungsbürgerliche Überzeugung, und daß Deutschland – das „Volk der Dichter und Denker“ – besondere Verehrung, ja, Liebe beanspruchen dürfe, gehörte zum festen Kanon jeden deutschen Volksschullehrers. Einen für mich seltsamen Nachklang davon erlebte ich Anfang der 70er Jahre in Tel Aviv. Viele der aus Deutschland vertriebenen Juden, die sich – vor Deutschland! – mühsam nach Palästina gerettet und dort, in völlig fremder Umgebung, inmitten von völlig fremden Sprachen oft nur kümmerlich überlebt hatten, dachten, lebten, ja, wohnten nach drei oder vier Jahrzehnten noch immer in der deutschen Sprache, im deutschen Bildungsraum ihrer Jugend, und ihre Liebe zu Deutschland war tief und fest geblieben, unerschütterter.

Heine schrieb: „Denk ich an Deutschland in der Nacht, dann bin ich um den Schlaf gebracht.“ Ich versuche im Tageslicht kritische Klarheit zu gewinnen. Wir Deutschen haben uns, dank

der Märchen-Brüder Grimm, ein umfangreiches Wörterbuch geleistet, das seit 1852 in Einzellieferungen erschien und unter Mitwirkung bedeutender Sprachgelehrter im Jahre 1971 abgeschlossen worden ist: ein wirkliches Jahrhundertwerk, das 1984 in einer mehr als meterbreiten großen Taschenbuchausgabe für fast 1000 Mark zu haben war und tatsächlich, wenn ich mich richtig erinnere, von 16000 Interessenten erworben worden ist. Offenbar wissen viele Deutsche doch, was ihre Sprache ihnen wert ist. Aus diesem Wörterbuch jedenfalls kann man erfahren, daß das Wort „Deutschland“ erst im 12. und 13. Jahrhundert erscheint, „aber selten“ wie ausdrücklich angemerkt wird. Erst im 16. Jahrhundert, verrät das Wörterbuch, taucht das Wort „Deutschland“ öfter auf – Zitat: „und gewöhnlich wird das deutsche Volk darunter verstanden“.

Deutschland war demnach zunächst kein Staatsgebilde. Seit dem 15. Jahrhundert gab es zwar ein „Heiliges Römisches Reich deutscher Nation“, dessen Grenzen aber weit über den deutschen Volks- und Sprachraum hinausreichten. Deutschland setzte sich außerdem zusammen aus Einzelvölkern und Stämmen, bis heute sind die Spuren unverkennbar: die Schwaben, die Sachsen, die Bayern, die Hessen – und viele andere: Sie sind Deutsche mit oft unverwechselbarer Stammeseigenart, obwohl sie sich, natürlich, untereinander mischten – und nicht nur untereinander. Über die Grenzen kamen Polen nach Deutschland und wurden Deutsche, schwedische, dänische Familien gibt es bei uns, deren Herkunft nur noch der Name verrät, und aus den Niederlanden, aus Belgien, Frankreich – wie viele französische Namen finden sich allein in der Geschichte Preußens! – , sogar aus den Mittelmeerländern, vom Balkan, aus der k.u.k. Monarchie kamen Menschen nach Deutschland und blieben dort, wurden Deutsche.

Viele Fremde brachten ihre Eigenart ein in dieses Deutschland, sogar die türkischen Gastarbeiter, die in den 60er Jahren als billige Arbeitskräfte auf Zeit angeworben worden waren. Viele sind bei uns geblieben, und die dunkeläugigen Kinder sprechen jetzt genau so gut – manchmal besser – Deutsch wie ihre alteingesessenen Nachbarn – ja, ich erinnere mich: Als die Grenze zur DDR geöffnet wurde und die DDR-Deutschen zum ersten Mal in die westliche Wunderwelt herüberkamen, Scharen von unsicheren,

blassen, schlecht gekleideten Menschen aus einer bis dahin abgeschlossenen Armutswelt, da fiel mir auf, daß die erwachsenen türkischen Kinder in unseren Straßen auf mich eigentlich sehr viel mehr „deutsch“ wirkten als unsere Landsleute, die „Brüder und Schwestern“ aus der 40 Jahre lang abgetrennten DDR.

Wenn man durch die Vereinigten Staaten von Amerika reist, wird man – oder jedenfalls: werde ich – rasch auch dann als Deutscher erkannt, wenn man sich nicht durch den harten deutschen Akzent verrät. Offenbar ist uns Deutschen ein bestimmter Ausdruck eigen, an dem wir von anderen zu unterscheiden sind – genauso wie wir bei uns eine us-amerikanische Reisegesellschaft sofort und richtig einordnen, wenn auch nur die ersten drei weiß ondulierten Witwen aus dem Bus herabsteigen. Dabei stamme ich aus Norddeutschland, habe kaum etwas gemein mit einem bayerischen Almwirt oder einem Mainzer im Rosenmontagszug, wenn auch Vorfahren von mir aus Süddeutschland kamen, aus Schwaben, aus dem Harz, andere aus Mecklenburg, Pommern – polnische Namen! –, aus dem dänischen Jütland, abgesehen von holsteinischen Bauernfamilien, die wiederum oft seit tausend Jahren mit den Nachfahren slawischer Wenden verschwägert sind. Und die Familie meiner Frau kommt aus dem Hessischen, aus Niedersachsen und aus Worms, auch von hugenottischen Franzosen – und wer weiß, wer uns und unsere Kinder sonst noch geprägt hat als Deutsche. Dabei ist die zufällige Familienmischung nur eine einzige Möglichkeit von ungezählten: Wie könnte es da einen festen Begriff geben von dem, was deutsch ist, was Deutschland? Und nach dem letzten Krieg strömten 14 Millionen Flüchtlinge und Vertriebene aus den alten Ostprovinzen in das Restdeutschland hinein, und in den letzten Jahren sammelten sich bei uns Hunderttausende von Deutschen aus Rumänien und Rußland, und sie blieben bei uns und brachten ihr besonderes Verständnis dessen ein, was deutsch sei, was nicht – auch ihren besonderen Stolz darauf, daß sie Deutsche geblieben waren in ihrer fremdsprachigen Umwelt –, und jetzt kommen russische Juden zu uns, deren Jiddisch ursprünglich eine mittelalterliche deutsche Sprache war, und Dunkelhäutige aus Sri Lanka kommen und aus Mali und Afghanistan und aus Vietnam: Deutschland, das Land, wo die deutsche Sprache gesprochen wird,

wandelt sich mit jedem Tag, und es kann, es wird nie wieder ein Deutschland sein wie das von gestern, vorgestern.

In der Kunst spricht man seit den 80er Jahren von der Postmoderne: Nach den avantgardistischen Stilrichtungen, die die ersten Jahrzehnte unseres Jahrhunderts hervorbrachten – und jede galt zu ihrer Zeit als grundsätzlich neu, original, als umwerfend modern –, machte sich unter den Künstlern eine gewisse Erschöpfung breit, und sie begannen etwas, was in den großen Jahren der Moderne durchaus verpönt war: Sie zitierten in ihren Arbeiten die unterschiedlichen Stilrichtungen ihrer Väter und Großväter und stellten das in jeweils anderem Zusammenhang als „das Neue“ heraus. Damit hatte die Zeit nach der Moderne, die Postmoderne begonnen. Ähnlich scheint es mir heute mit Deutschland zu gehen. Es ist ein postmodernes Land, die Mischung entsteht gerade – und jeden Tag – neu, und nichts besonders Eigenes, Originales, schon gar nichts Ewiges ist daran und darin, auch kaum noch etwas von dem, was man noch in den 50er, 60er Jahren als penetrant „deutsch“ vor allem in amerikanischen Filmen sehen konnte. Dieses Deutschland hat das Jawoll-Sagen und das Hackenschlagen ebenso gründlich verlernt wie den schnarrenden Befehlston, es liebt die Muße mehr als fleißige Pflichterfüllung, es will nicht herrschen, sondern am liebsten in Ruhe und Frieden gelassen werden. Wie haben wir gestaunt, als während des Golfkrieges, an dem wir glücklicherweise nicht unmittelbar beteiligt waren und wegen unserer Nachkriegs-Verfassung auch mit keinem Schuß beteiligt sein durften, Umfragen im Ausland ergaben, daß die große Mehrzahl der Nachbarn und Freunde, auch der ehemaligen Feinde, uns Deutsche insgesamt als grundsätzlich friedfertig einstufte, daß die Engländer und die Israeli aber mehrheitlich meinten, die Deutschen von heute seien „feige“, ein Begriff wie von vorgestern, mit dem wir überhaupt nichts anzufangen wußten. Sehr gerne lasse ich jedenfalls ein Deutschland feige nennen, das sich von Kriegen aller Art fernhält und sich beschränkt, Notleidenden – auch im Kriege – Hilfe zu leisten, so gut es das kann. In 45 Nachkriegsjahren ist wirklich ein anderes Deutschland entstanden – und eben, gerade jetzt ist es wieder in einem tiefen Wandel begriffen, weil die Bundesrepublik, in der wir uns so angenehm

eingelebt hatten, überrascht wurde von dem Willen der DDR-Bevölkerung, sich mit uns wieder zusammenzuschließen zu einem Volk, einem Staat.

Ja, es ging uns gut in der alten Bundesrepublik, sehr gut sogar. In den Nachkriegsgrenzen hatten wir uns gemütlich und im Grunde endgültig eingerichtet, abgesehen von nationalen Gedenktagen, wo wieder und wieder die „Wiedervereinigung in Frieden und Freiheit“ beschworen wurde – kaum jemand hörte noch wirklich hin –, und es waren nur noch wenige, die sich an der Existenz eines zweiten deutschen Staates störten. Nach und nach waren die Alten, die die Teilung noch schmerzhaft erlitten hatten, gestorben; die Jüngeren – etwa meine Generation – wurden älter und alt, ärgerten sich zwar über dieses unangenehme DDR-Deutschland, nahmen es aber dann doch als offenbar unvermeidlich hin, und die nächste Generation kümmerte sich schon kaum noch darum. Einige Marx-Enkel zwar neigten dazu, die sich als antifaschistisch und sozialistisch rühmende DDR als das im Grunde „bessere“ Deutschland zu sehen; aber das konnte nur gelingen, indem sie nicht sehr genau hinsahen. Eine allgemeine Gleichgültigkeit hatte sich ausgebreitet. Wir reisten, wenn uns danach war, in alle Länder der Erde, kaum aber einmal in die DDR. Weshalb sollten wir uns die Mühe machen, ein Land zu besuchen, wo wir unerwünscht waren, wo man uns schröpfte mit hohen Gebühren, wo es kaum Zimmer mit Bad und WC gab – oder nur zu New Yorker Preisen –, wo es überall stank – nach Braunkohlefeuerung, nach Zweitakt-Benzin, nach billiger Desinfektion –, wo die Menschen zwar mißmutig, offenbar aber in ihrer Mehrzahl irgendwie doch einverstanden waren mit ihrem Staat, ihrem Sozialismus, und ändern konnte man ja sowieso nichts. Einmal, Ende der 60er Jahre, plante ich einen Kuraufenthalt in der DDR – das war damals nicht sehr teuer, und ich meinte, ich hätte dann vier Wochen Zeit, etwas vom Leben dort kennenzulernen. Ich erzählte meiner Hausärztin von meinem Plan. Sie fragte, etwas verwundert: „Ach? Können Sie denn Russisch?“

So weit hatten die beiden Teile sich damals schon auseinandergeliebt, und eben: Wir hatten uns daran gewöhnt, wir im Westen, und wir ahnten nicht, was sich auf der anderen Seite der Mauer vorbereitete und was dann auf uns zukam.

Sie kennen in etwa die Tatsachen, das, was seit dem Herbst 1989 in Deutschland passiert ist. Der Oktober brachte damals noch den pompös gefeierten 40. Jahrestag der DDR und letzte Versuche, dem rebellierenden Volk auf den Straßen mit den alten Mitteln zu begegnen, den Rücktritt der alten Männer der DDR-Führung dann und die krampfhaften Bemühungen, mit neuen Gesichtern, neuen Tönen die alte Herrschaft zu erhalten. Zufällig war ich im November 1989 zu einer Lesereise in den Südstaaten der USA. Als die Meldungen über die Veränderungen in der DDR von Tag zu Tag unglaublicher klangen, wurde ich, eben aus Deutschland angekommen, überall gefragt, was denn ich davon hielte. Ich meinte, und ich meinte das damals tatsächlich: Nun ja, offenbar sei der Druck von unten so groß geworden, daß es nun endlich doch zu den längst überfälligen Reformen in der DDR komme, und das sei ja doch, für mich jedenfalls, die Hauptsache – daß die Deutschen in der DDR frei leben könnten. Eine Wiedervereinigung schien mir damals unmöglich, ja, ich hielt sie eigentlich auch gar nicht für nötig: So wie wir freundschaftlich-nachbarlich mit Österreich zusammenlebten, so könnten doch auch die beiden deutschen Staaten nebeneinander existieren, vorausgesetzt, die Grenzen seien so offen wie die zu Österreich und die Deutschen in der DDR könnten ihr Leben so frei und demokratisch bestimmen wie wir.

Doch dann geschah die Öffnung der Mauer, der Grenze. Ich saß um 5 Uhr früh in einem Hotel in Atlanta/Georgia vor dem Fernseher und sah, sah, wie sich ein ungeheurer Jubel durch die Mauer brach, und ich saß da allein und weinte mit den weinenden Menschen auf der Mattscheibe und wußte nicht warum. Doch ich ahnte, daß da mehr geschehen war als eine – möglicherweise unbeabsichtigte – Lockerung von Grenzbestimmungen oder Visa-Vorschriften, daß da tatsächlich ein getrenntes Volk wieder zusammenkam, zusammenkommen wollte.

Die Euphorie der ersten Tage und Wochen ist verschwunden. Das Wieder-Zusammenwachsen der beiden so unterschiedlichen Teile Deutschlands bringt, wie Sie täglich aus der Zeitung erfahren können, ganz erhebliche Schwierigkeiten, Verwerfungen, Krisen, auch Nöte und Ängste mit sich, auf beiden Seiten der ehemaligen Grenzlinie, obwohl wir in der alten Bundesrepublik

auf dem bequemen Kissen unseres Wohlstands erheblich weniger darunter leiden als die Menschen in der ehemaligen DDR, die in den 45 Jahren der Trennung unter dem Druck eines diktatorischen und verlogenen Systems ganz andere geworden sind, oft schwer verständlich auch für uns. Es wird Jahre dauern, schwierige, spannungsreiche Jahre, bis sich die beiden Teile wirklich wieder vereinigt haben, zu einem Deutschland, das dann natürlich nicht mehr die vertrauten Züge der Bundesrepublik Deutschland von vor 1990 tragen wird. Daß in diesen Jahren der schwierigen, schmerzhaften Wiedervereinigung gleichzeitig der schwierige Weg in ein gemeinsames Europa von den Deutschen bewußt gewünscht und gegangen wird, scheint mir dabei ein Anlaß zu besonderen Hoffnungen, wenn auch der Verdacht wohl nicht ganz unbegründet ist, daß die Deutschen vor allem deshalb eine neue – europäische – Identität suchen, weil sie mit ihrer eigenen deutschen Identität – und mit welcher denn wohl? – nicht zurechtkommen, vielleicht auch die Mühen scheuen, die letzten 45 – oder besser wohl: die letzten 57 Jahre ihrer Geschichte wirklich aufzuarbeiten. Die postmodernen Strukturen Deutschlands sind möglicherweise auch nur ein Versuch, sich um grundsätzliche, kreative Entscheidungen herumzudrücken.

Eben noch sagte ich, daß das heutige Deutschland kaum noch etwas von dem habe, was man früher als penetrant „deutsch“ ansah, daß es das Jawoll-Sagen gründlich verlernt habe und die Muße mehr als die fleißige Pflichterfüllung liebe. Das ist wohl richtig, aber es stimmt nur für den Teil Deutschlands, der die letzten Jahrzehnte in freier Entwicklung – und in freier Anlehnung an den demokratischen Westen – gelebt hat. Es trifft sicher nicht so zu auf die ehemalige DDR, wo gerade das altertümlich Deutsche – eben Gehorsam, Pflichterfüllung, Leistungsbereitschaft, Hingabe an eine übergeordnete Idee – das Erziehungsideal war, vom Kinderhort über den Kindergarten, die Schulen, die Universitäten: ein durch und durch autoritäres System, das auf Anpassung zielte, auf Einordnung und – nun ja, Unterwerfung. Wie werden sich die Menschen, die diese Schulung lebenslang ertragen und schließlich, ohne Hoffnung auf eine Möglichkeit des Aufbegehrens, in weitem Maße auch bestätigt haben durch ihr Mitmachen, in der neuen Umwelt Bundes-

republik einrichten können? Wie wird sich das, was sie jetzt erfahren als Zurücksetzung gegenüber den reichen Verwandten, ja, als Demütigung, weil alle ihre Perspektiven plötzlich nichts mehr gelten, weil alle ihre Lebenssicherheiten aufgehoben sind, weil sie einsehen müssen – und eigentlich kaum einsehen können –, daß sie vierzig Jahre lang einer falschen, verlogenen, ausbeuterischen Ideologie gedient haben: Wie wird sich das auswirken im Zusammenleben der beiden so unterschiedlichen Teile Deutschlands? Niemand weiß das. Bedenken und Zweifel sind jedenfalls angebracht.

Was sich gegenwärtig in Deutschland abzeichnet, das ist ein manchmal erschreckendes Nichtverstehen-Können, Nichtverstehen-Wollen der Deutschen aus Ost und West. Zwar haben die DDR-Deutschen ihren Staat ganz bewußt und mit übergroßer Mehrheit abgewählt zugunsten des demokratischen Systems, das in der Bundesrepublik so erfolgreich und so effektiv erscheint. Die sozialistische Heilsgewißheit, die Vision von der neuen, gerechten Gesellschaft haben sie aufgegeben zugunsten einer pragmatisch zu meisternden Gegenwart. Der Weg dahin aber, der Übergang ist ungemein schwierig, mit vielen unerwarteten Hindernissen verstellt, und die Repräsentanten der westdeutschen Gesellschaft – nicht nur diejenigen, die sich ein schnelles Schnäppchen erhoffen und mit frühkapitalistischer Rücksichtslosigkeit die Unerfahrenheit der Ostdeutschen ausnutzen – erscheinen in den „neuen Bundesländern“, wie die ehemalige DDR jetzt genannt wird, oft als überheblich, arrogant, als „Besser-Wessis“, die nur auf den eigenen Vorteil bedacht sind. Hin und wieder trifft man jetzt sogar auf eine gewisse nostalgische Hinwendung zu den „Werten“ der ehemaligen DDR, ein Bestehen auf legendären Tugenden, die unter dem Druck des DDR-Staates gewachsen seien – ich zitiere einen Aufsatz aus der Wochenzeitung „Mecklenburger Aufbruch“ vom März 1991: „Anspruchslosigkeit, Unerschrockenheit, Solidarität, tätige Verantwortung für’s Ganze, Phantasie und Friedfertigkeit in der politischen Auseinandersetzung, Geduld, Zähigkeit ...“. Demgegenüber stehen in der Bundesrepublik – ich zitiere wieder: „Verbrauchte Verbraucher, verbrauchte Ideale und Interessen“ – „die erloschenen Gesichter auf den Straßen, die Sattheit, die Gleichgültigkeit“: „Häß-

lich sind sie von Streß und Angst, durch´s Schüttelsieb zu fallen. Häßlich sind sie vom schlechten Gewissen, denn sie müssen ihren Egoismus hätscheln. Häßlich machen sie die Surrogate: die Süchte“.

Das wird sich, denke ich, mit der Zeit geben. Beide Seiten werden lernen – müssen lernen –, sich gegenseitig anzunehmen, auch anzuerkennen in der besonderen Ausprägung, die die deutsche Geschichte dieses Jahrhunderts ihnen vermittelt hat. Verantwortung für diese Geschichte müssen im übrigen beide Seiten gleichermaßen übernehmen. Zur Identität der Deutschen in ihrem vereinigten Staat gehört auch die DDR-Geschichte – die Deutschen im Westen dürfen sie ebensowenig vergessen und verdrängen wie die im Osten. „Darüber wollen wir nun nicht mehr sprechen“, meinten kürzlich Freunde aus Ost-Berlin, die verbittert waren, verunsichert, depressiv angesichts ihrer wirtschaftlichen Lage. Gerade das wäre falsch, meine ich. Wir müssen über das Gestern reden, hier wie dort. Zukunft gibt es nicht ohne Vergangenheit.

Beim Nachdenken über Deutschland, das ich sehr früh als heiliges, ewiges Vaterland erfahren und das sich mir dann als eine sehr brüchige Hohlform gezeigt hatte, kam mir das Wort Mutterland in den Sinn – heutzutage ein wenig gebräuchliches Wort, das nicht mehr meint als einen Staat im Verhältnis zu seinen Kolonien und außerdem ein Land, in dem etwas heimisch ist. In Band 12 des Grimmschen Wörterbuchs fand ich aber eine andere, ältere Bedeutung: „Mutterland“ nämlich als „Land, wo die Mutter wohnt oder gewohnt hat“, als „Geburtsland“, und als Sprach-Zeugen werden Kant und Wieland und Goethe zitiert, auch Herder und Uhland. Vielleicht sollten wir das Wort, gleichsam als postmodernes Zitat, von unseren Klassikern wieder aufnehmen. Mutterland Deutschland: Mir klingt das ehrlich, freundlich, gut, und wenn Europas Grenzen eines Tages wirklich ganz verschwunden sein werden, dann läßt sich „Mutterland“ leicht übersetzen. Die Engländer nennen ihr Vaterland sowieso „mother-country“, und die lateinischen Sprachen reden von *la patria*, *la patrie*. Vielleicht haben wir Deutschen insofern nur nachzuholen, was für andere Europäer schon immer selbstverständlich war?

Warum ich schreibe

Ich schlafe schlecht, seit Jahren. Ich schlafe unruhig, wenn ich schlafe – ich schlafe wenig, wache sehr früh auf, oft nachts, bin dann müde, schlafe nicht wieder ein – würde gern schlafen, kann´s aber nicht, und also stehe ich endlich auf und lese – lese Zeitung.

Zeitungslesen – nun ja, es informiert, obwohl dadurch das menschliche Erkenntnisvermögen – nach meiner Erfahrung – nicht unbedingt gefördert wird. Allerdings, Zeitungen befriedigen nicht nur meine Neugier, mein Informationsbedürfnis: In Zeitungen – auch in Zeitungen – finde ich immer wieder manches, was mich erregt, bewegt, ergreift, was mich trifft – eine Nachricht manchmal, hin und wieder auch nur ein Satz, ein Wort. Genau das geschah mir, als ich nachts in der Süddeutschen Zeitung einen Aufsatz von Christian Linder – zugegeben: nicht einmal richtig las, sondern, halb wach, überflog. Da fand ich einen Satz, da traf mich ein Satz: „Literatur ist – zunächst einmal – Nicht-Kommunikation.“

Dieser Satz traf mich, natürlich, weil er mich betraf: „*Literatur ist – zunächst einmal – Nicht-Kommunikation.*“ Hatte ich nicht immer ganz fraglos – bis eben hin – vorausgesetzt, Schreiben sei – unter anderem, aber gewiß nicht zuletzt – Kommunikation? Und plötzlich fand sich dieser Satz in einem Zeitungsartikel, der mich in Frage stellte, mich und mein Schreiben, weil ich mit einem Male wußte: Der hat ja recht – Literatur ist wirklich, zunächst einmal, Nicht-Kommunikation.

Eine etwas umständliche Einleitung, gewiß, eine sehr subjektive dazu. Aber ich möchte Ihnen etwas von mir und meinem Schreiben erzählen und dabei bin ich – wie beim Schreiben selbst – auf meine subjektiven Erfahrungen angewiesen. Ich gehöre nicht zu den Schriftstellern, die – gewiß oft mit Gewinn – ständig über ihr Schreiben reflektieren, und mir fehlen deshalb die fertigen Formulierungen, wenn ich über Literatur rede. Ich behelfe mich mit so vagen Begriffen wie Notwendigkeit oder Intensität, spreche gelegentlich auch, bewußt altmodisch, von Form und Inhalt, und über mein Handwerk – meine Kunst, wenn Sie so wollen –

sage ich am liebsten gar nichts. Auf Fragen aber muß man antworten, und eine Frage wird einem Schriftsteller immer wieder gestellt: Warum schreiben Sie?

Vor ungefähr 30 Jahren habe ich darauf eine Antwort zu geben versucht – für eine Anthologie mit dem Titel: „Motive“ –, und damals begann meine Antwort so:

„Schreiben hat Anlässe. Ich werde gefragt, warum ich schreibe. Ich versuche, die Antwort niederzuschreiben: Deshalb schreibe ich jetzt.

Dabei weiß ich, daß es eine Antwort nicht gibt. Die Frage ist falsch gestellt. Ich kann nicht sagen, warum ich schreibe. Ich kann nur sagen, von Fall zu Fall, warum ich geschrieben habe.

Auch das weiß ich nur ungenau, lückenhaft, mein Gedächtnis ist ziemlich schlecht. Es waren sehr unterschiedliche Anlässe, die mich zum Schreiben brachten; für die verschiedenen Zeiten meines Lebens gibt es sehr unterschiedliche Antworten.

Schreiben war selbstverständlich für mich, sobald ich Buchstaben und Wörter aufzeichnen konnte. Irgendwann versuchte ich auch zu malen, zu komponieren. Aber die Sprache war und blieb für mich das erste, ursprüngliche Medium, die Welt zu begreifen, in der Welt zu leben und gleichzeitig Abstand von der Welt zu halten.“

Soweit der Anfang dessen, was ich damals geschrieben habe. Ich sehe mit Erstaunen – sehe es jetzt, nachdem ich den Satz gefunden habe, daß Literatur Nicht-Kommunikation sei, jedenfalls zunächst einmal –, ich lese aus meinen eigenen Aufzeichnungen, daß das Schreiben für mich schon immer – „zunächst einmal“ – mit mir selbst zu tun gehabt hat: ein durchaus subjektiver Versuch, die Welt zu begreifen, in der Welt zu leben und gleichzeitig Abstand von der Welt zu halten – keine Kommunikation also, sondern Isolation und der immer wieder unternommene Versuch, diese Isolation auszuhalten durch Schreiben.

Ich komme – Jahrgang 1924 – aus einer Generation, die „moralisch“ erzogen worden ist: unter einer falschen, einer pervertierten Moral, das weiß ich lange, jedenfalls aber unter einem allgemeinen Anspruch, vor dem der einzelne fast nichts bedeutete. „Du bist nichts, dein Volk ist alles“: Das war ein Lehr- und Glaubenssatz, der meiner Generation sehr früh eingeprägt wur-

de, und wir haben das tatsächlich geglaubt. So ein Leitwort kann das Leben bestimmen – und den Tod, wie wir erfahren haben, millionenfach.

Dabei lebte und schrieb ich zunächst in einer scheinbar heilen Welt, die ihre Werte noch in der Zeit vor dem ersten Weltkrieg gelernt hatte. Ich habe das damals aufgeschrieben, vor 30 Jahren:

„Zuerst, als Kind, schrieb ich Gedichte: Kindergedichte natürlich, Klingklang, Singsang, Reim-mein-dein, Vorgehörtes, Vorgedachtes, Vorgemachtes – Klischeegedichte natürlich, aber für mich damals die ersten Versuche, meine Welt, meine Umwelt in Form zu fassen, in Sprachform der Welt habhaft zu werden, der Welt ihr Gesicht zu zeichnen und zu zeigen.“

Heute sehe ich allerdings, daß dies Formulierungen aus dem Nachhinein waren: Meine allerersten Reime werden gewiß keine Versuche gewesen sein, meine Umwelt in Form zu fassen. Wahrscheinlich habe ich damals, mit acht oder neun Jahren, nur festgestellt, daß ich das konnte: Reim–mein–dein. Es gab Gedichte, ich las Gedichte, hörte Gedichte, ich schrieb Gedichte: Singsang, Klingklang, mehr nicht. Das kleine Können allein befriedigte. Keine Reflexion, natürlich, keine Kritik an der Form, keine Möglichkeiten daher, der Welt wirklich habhaft zu werden: Verse als verschwommene Spiegelungen meiner eigenen Kinderwelt, belanglos, klanglos, echolos.

Ich bin schon wieder ins Zitieren gekommen – ich zitiere weiter, was ich vor mehr als drei Jahrzehnten niedergeschrieben habe: Warum ich schreibe.

„Meine Welt damals: Ein bürgerliches Elternhaus, wie es in deutschen Kleinstädten nach dem ersten Weltkrieg immer noch gelebt wurde – ‚gutbürgerlich‘ selbstverständlich, das Schlechte blieb draußen, man wußte, was sich gehörte, man hatte, was man brauchte, vor allem Anstand und schwarzweißrote Gesinnung, Gott war mit uns. Ein geräumiges Haus, eine seidenbespannte Hängelampe über dem Eßtisch, treue Dienstmädchen, Sonntagsanzüge marineblau, goldene Sonnenuntergänge, Gehorsam, Ordnung, Reputation. Gedichte in dieser Welt hatten schön zu sein, und man wußte, was schön war. Geibel galt da noch und Cäsar Fleischchen, sogar Heinrich Heines kleine Lieder, bis 1933 jedenfalls. Schule und Elternhaus waren sich einig, sie pflegten das deut-

sche Liedgut und deutsche Tugend, deutsche Treue, deutscher Sitte hohe Wacht, dazu die Schönschrift mit Sütterlins spitzen Federn und das Gedächtnis mit Luthers Kleinem Katechismus.

Also schrieb ich Verse mit 9, mit 12, mit 17 Jahren, die für mich 'schön' waren und Ausdruck dessen, was ich war (ich hatte recht damit, allerdings anders, als ich damals erkennen konnte). Anlässe für dieses Schreiben waren Stimmungen, Gefühle: vorgeprägte Stimmungen, eingeübte Gefühle, scheinbar poetische Aufschwünge zum Schönen, zum Reinen, zur Form, und nebenbei lernte ich dann, freiwillig Soldat mit 17, Ehrenbezeichnungen, lernte das MG 42 bedienen und volle Deckung nehmen. Die alten Wirklichkeiten um mich herum zerfielen in dieser Zeit, ohne daß ich das eigentlich wahrgenommen hätte. Hamburgs Asche trieb 1943 tagelang über Lüneburg hin, wo ich Heidebirken besang. Liebesgedichte schrieb ich 1944 in Leipzig, während am Tisch gegenüber ein alter Mann saß, der von der Festung Torgau entlassen worden war, zur 'Frontbewahrung', wie das damals hieß – sein Gesicht war zerschlagen von dicken roten Narben. Ich sah ihn an und sah ihn nicht, nicht wirklich. In Polen oder Rußland fand ich, geduckt unter Maschinengewehrfeuer, Sonnenblumenräder und sommerliche Vergänglichkeit. Erst im ungarischen Winterschlamm, 1944, begann ich, den Dreck zu bemerken, schrieb keine Verse mehr, und in einem russischen Gefangenenlager bei Dresden, im heißen Sommer 1945, wachte ich auf, 20 Jahre alt, da gab es Zeitungen, und in den Zeitungen gab es Bilder aus deutschen KZs.“

Ja, und ich weiß noch wie heute: Ich stehe vor der ersten Lagerzeitung, angeschlagen an eine Barackenwand, und ich sehe die Bilder von Leichenbergen, und ich lese die Unterschriften – und glaube nicht, was ich sehe, was ich lese. Ich war die Lügen so gewohnt, daß ich nicht fähig war, Wahrheit zu erkennen – Wahrheit und Wirklichkeit.

Gelegentlich habe ich im Ausland Vorträge gehalten über die deutsche Nachkriegsliteratur. Ich pflegte dann ungefähr so zu beginnen: „Meine Damen und Herren – Ein Engländer, der einen Vortrag hält, beginnt mit einem Witz. Das hat er so gelernt: Ein Witz lockert das Publikum, das ist eine alte rhetorische Erfahrung. – Ein Deutscher, der einen Vortrag hält, beginnt mit der Erschaffung der Welt.“

Mein Publikum lachte ein bißchen, und ich konnte dann fortfahren: „Wenn ich von der deutschen Nachkriegsliteratur spreche, dann muß ich 1945 beginnen – und das war für meine Generation tatsächlich so ein Punkt, nämlich die Erschaffung einer neuen Welt.“

Wir haben damals viel diskutiert – über die Welt, wie sie war und wie sie sein sollte, über den Menschen, wie er war und wie er nicht sein sollte. Literatur dagegen – ich weiß nicht, ich erinnere mich nicht: Literatur war damals offenbar kein Problem für uns, auch nicht für die, die, wie ich, schreiben wollten. Daß Literatur – zunächst einmal – Nicht-Kommunikation sein könnte, das kam uns nicht in den Sinn, das begriffen wir nicht – wenigstens ich selbst begriff das nicht, und ich habe einige Schwierigkeiten damit bis heute hin. Literatur sollte etwas, Literatur wollte etwas – vor allem sollten und wollten die Schreibenden durch ihr Schreiben die Welt verändern, und zwar jetzt und gleich und grundsätzlich. Literatur als etwas Kommunikatives konnte damals überhaupt nicht in Zweifel gezogen werden – von mir jedenfalls, das weiß ich, nicht.

Warum ich schrieb, warum ich schreibe: Es gibt verschiedene Antworten, und jede enthält nur einen Teil der Wahrheit. Dabei will ich gar nicht reden von dem eigentlichen Antrieb, dem Trieb zum Schreiben, der mich von Jugend an beherrscht hat. Ich neige dazu – wie wohl die meisten Autoren –, das Triebhafte meiner schriftstellerischen Existenz zu verdecken, die Gründe und Abgründe des Unbewußten zuzudecken, die mich zwingen, mich in meinem Schreiben darzustellen, ja, mich darin zu entäußern. Ich mag das modische „outing“ nicht. Ich führe nicht einmal ein Tagebuch, obwohl mein Gedächtnis alles andere als zuverlässig ist: Leichtsinng lasse ich alles das ins Vergessen versinken, was ich erlebt, erfahren, auch was ich gesagt und gelesen, geschrieben habe. Insofern lebe ich auf volles Risiko: Wenn mir etwas wirklich wichtig war und wichtig ist, dann wird es mir – denke ich – auch wieder einfallen; wenn nicht, dann kann es – denke ich – nicht so sehr wichtig für mich gewesen sein.

Als junger Student, in jenen ersten Nachkriegsjahren, habe ich mich etwas eingehender mit diesen Problemen befaßt, in einer lange vergilbten Dissertation aus dem Jahre 1949 mit dem

umfänglichen Titel: „Die Wandlung des dichterischen Selbstverständnisses in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts, dargestellt an der Lyrik dieser Zeit.“ Im Grunde suchte ich in dieser Arbeit, das weiß ich natürlich längst, vor allem mein eigenes Selbstverständnis als Dichter, das – davon ging ich aus – nicht einfach so sein und so bleiben konnte, wie das mein Doktor-Vater damals noch ohne jeden Zweifel sah: Dichtertum nämlich als eine hohe, beinahe geweihte Aufgabe, aus dem tief erlebten persönlichen Dasein die Welt im Wort zu gestalten. Mir stellten sich in jener Zeit, nach dem Ende des 1000jährigen Nazireichs und seinen/unseren Vernichtungskriegen, die Trümmer und schäbigen Überbleibsel der alten Welt als unbrauchbare Fossilien dar: eine Welt jedenfalls, in der für das begnadete Originalgenie kein Platz mehr war. Autoren unserer Zeit, meinte ich, müßten grundsätzlich anders denken und anders schreiben in dieser so von Grund auf umbrochenen Welt. Die Wandlung des dichterischen Selbstverständnisses zwischen 1700 und 1750 – mit der seinerzeit tatsächlich eine neue Zeit begonnen hatte, ein neues Naturverständnis, ein neuer Mensch, auch eine völlig gewandelte Gesellschaft – schien mir ein Muster zu sein für das, was gerade jetzt bei uns stattfand oder stattfinden mußte, ohne daß ich im geringsten ahnte, wohin das für mich führen würde.

Erst einmal blieb mir nichts anderes übrig als zu versuchen – und hier folge ich wieder meinen früheren Aufzeichnungen –, die kalte, graue Wirklichkeit auszuhalten und sie hineinzunehmen in mein Schreiben, auch und immer noch in Gedichten. Der Klingklang versiegte dabei, nach und nach, der Klang wurde dünner, die Zeilen trockener, schrundiger, hart.

Und dann begann ich, Geschichten zu schreiben. Ich sah – glaubte zu sehen –, daß Gedichte allein nicht genügten, daß es mir nicht möglich war, diese große, böse, traurige Welt im Ge reimten, im rhythmisch auf wenige Zeilen Verdichteten Bild werden zu lassen, und eben das wollte ich: ein Bild der Welt mit ihren Falten und Schrunden und Wunden, um die Welt begreifbar zu machen – für mich selbst und für andere. Allerdings, meine Bilder blieben damals immer noch „lyrisch“, sie waren ungenau, gefühlig, sentimental, unbrauchbar daher, die Größe und die Trauer der Welt zu fassen, ungeeignet auch, dem Bösen Stim-

me zu geben. Auch das nämlich wollte ich damals: Sagen, was ist und sagen, was war, was gewesen war, geschehen war. Ich suchte, ich wollte Kommunikation, wollte meine Erfahrungen, meine Erkenntnisse weitergeben – durch Literatur! Die wir damals, in den Jahren nach 1945, zu schreiben begannen – wir hatten wohl alle etwas von Wanderpredigern.

Heute weiß ich: Literatur ist immer – zunächst einmal – Nicht-Kommunikation. Aber das ist eine späte Erkenntnis, und lange Jahrzehnte davor habe ich auch schon geschrieben, manches davon ganz naiv, jedenfalls ohne eine besondere, eine ausgedachte Theorie des Schreibens. Ein aufmerksamer und geschulter Leser weiß oft sehr viel mehr als ich selbst von den Strukturen meines Schreibens, vom Aufbau der Sprache, vielleicht sogar von dem Inhalt dessen, was ich geschrieben habe. Schon der Anfang in jenen Nachkriegsjahren war ganz und gar ungeplant:

„Viele Versuche in diesen Jahren, viele Ansätze: kurze Geschichten zuerst, breite Geschichten, Stimmen-Geschichten, alles zuletzt in Romanen verwebt – Erzähltes, das Punkte im Rasterbild dieser Welt markieren sollte, Erfahrungen in Figuren sammelte, Erinnerungen in Perspektiven, Gerüchen, Traumgewißheiten und immer wieder in der Sprache, der Sprache beschwor. Schreiben damals und immer wieder aus dem Bewußtsein, daß in dieser Welt etwas bewirkt, etwas verändert werden müsse. Als Gedichteschreiber hatte ich angefangen, als Lyriker verstand ich mich vor allem, und lange erschien mir Prosa – nach den unreflektiert übernommenen literarischen Traditionsbegriffen – gegenüber der Lyrik zweitrangig: prosaisch. Als Prosaschreiber begann ich ganz von vorn, fing an damit, Ausschnitte zu beschreiben, ganz schlicht, Schnappschüsse, ganz sachlich, nüchtern, bemüht unliterarische Notizen. Nach dem Studium war ich eine Zeitlang Bibliothekar. 1952 begann ich, als freier Journalist zu arbeiten, sechs Jahre lang Reportagen, Berichte, Kritiken, Essays, Notizen, die kleine Tageswelt in kleiner Münze, zeilenweise – und schlecht – bezahlt: eine beinahe tödliche Arbeit für jemanden, der schreiben wollte, um in dieser Welt etwas zu bewirken, etwas zu verändern. Anlaß für dieses Schreiben: Die wachsende Familie brauchte Geld. Daneben begann ich, an einem Roman zu arbeiten. Mich hatte ein Thema, das Thema

meiner Generation, und das war – für mich – nicht auf einen lyrischen Punkt zu bringen: wie es dazu gekommen war, wie es hatte dazu kommen können – zu 1945, zu 1933, zu diesen Jahren, die ich heranwachsend erlebt hatte in meiner selbstverständlichen Gott-mit-uns-Welt. Das beschäftigte mich, in immer neuen Ansätzen, mehr als zehn Jahre lang. 1965 schloß ich die letzte – ich weiß nicht die wievielte – Fassung meines satirischen Romans ab, 'Bödelstedt oder Würstchen bürgerlich'. 1966 erschien das Buch.“

Das schrieb ich vor ungefähr 30 Jahren auf. Das lese ich heute und sehe: Ich habe in der jahrelangen Arbeit an diesem Roman „Bödelstedt“ gelebt, was ich nicht wußte: daß nämlich Literatur, zunächst einmal, Nicht-Kommunikation ist, daß Literatur wahrscheinlich Nicht-Kommunikation sein muß, zunächst einmal. Mich hatte das Thema, und für dieses Thema suchte ich in immer neuen Versuchen – verzweifelten Versuchen zuletzt – die Form, meine Form: Ich schrieb in völliger Isolation, schrieb zuletzt nur noch für mich selbst.

„Bödelstedt“ ist eine Satire – ein Buch nicht zum Lachen. Humor versöhnt. Satire will töten. Der Satiriker, ein entschlossener Aufklärer, zielt auf die radikale Veränderung der Welt, eine Veränderung durch Einsicht. Also müssen Dummheit und Dumpfheit vernichtet werden. Das aber ist nur möglich durch Kommunikation: Eine Satire, die nicht gelesen wird, verändert kein Komma in dieser Welt.

Literatur also als Nicht-Kommunikation, die auf Kommunikation angewiesen ist – wobei mir, in dem zitierten Satz von Christian Linder, das „zunächst einmal“ hilft: Literatur ist – zunächst einmal – Nicht-Kommunikation, kann dann, will dann aber kommunikativ werden, und darauf hofft der Schreibende. Die Zeit bis dahin ist allerdings ebensowenig berechenbar wie die Wirkung überhaupt; oft bleibt ein Autor in seiner Isolation, und trotzdem hört er nicht auf zu schreiben.

Wenn ich mich heute frage, warum ich diesen Roman „Bödelstedt“ geschrieben habe, mehr als zehn Jahre lang, dann wage ich eigentlich immer noch keine eindeutige Antwort – oder besser: Ich wage sie nicht mehr. Natürlich, da war das Thema, das ich selbst erfahren und erlitten hatte, und ich suchte nach

einer literarischen Form, die dieses Thema – für mich – erledigte. Die Vorstellung aber, daß ich mit diesem Buch auch andere Menschen zur Einsicht bringen könnte – zur „Bewältigung unserer Vergangenheit“, wie das damals, unzulänglich, genannt wurde und wie es heute, genau so unzulänglich, immer noch heißt –, müßte sich mir als einem kritischen Menschen, denke ich, eigentlich doch in den langen Jahren als blanke Illusion erwiesen haben. Daß das nicht geschah, daß ich weiterschrieb, monomanisch unbeirrbar, ist wahrscheinlich nur aus der Isolation zu verstehen, der Nicht-Kommunikation, die offenbar eine Voraussetzung von Literatur ist.

„Bödelstedt“ war kein Erfolg, obwohl sich der Verlag seinerzeit alle Mühe mit dem Buch gab und die Kritik sich sehr intensiv damit beschäftigte. Auch meine späteren Romane haben keine nennenswerten Auflagen erreicht. Kürzlich schrieb mir ein Freund, nach dem Lesen eines ungedruckten Manuskripts: Es sei wohl die ungeschminkte Wahrheit, die manche Leser und Lektoren vor meinen Büchern zurückschrecken ließe, und dazu zitierte er August von Kotzebue: „Wahrheit ist eine widerliche Arznei; man bleibt lieber krank, ehe man sich entschließt, sie einzunehmen.“

Nun habe ich, in meinem Selbstverständnis, durchaus keine Wahrheiten zu verkünden, schon gar nicht die Wahrheit, die es, in meinem Weltverständnis, nicht gibt. Was meine Leser – und damit die Lektoren, die ja auch an die Verkäuflichkeit von Büchern denken müssen – verschreckt, das ist wahrscheinlich nicht die ungeschminkte Wahrheit – so sehr ich auf Genauigkeit in jeder Zeile, auf Glaubwürdigkeit und Wahrhaftigkeit aus bin –, sondern, im Spiegel meines Schreibens, die unvermutete, ungeschützte Begegnung mit sich selbst. Das kann, das will ich aber meinen Lesern nicht ersparen, obwohl ich weiß, daß unser Ich in einem klaren Spiegel nicht immer sehr vorteilhaft erscheint. Meine Helden sind jedenfalls Menschen wie andere Menschen auch, also keine Helden, sondern Menschen wie meine Leser, wie ich selbst: Durchschnitt, Mittelmaß, Menschen mit ihren Schwächen, unseren Schwächen, unseren Unzulänglichkeiten, unseren Defiziten, und auch meine Schurken sind nicht einfach Schurken, die ein Leser leicht verurteilen und verdammen kann,

sondern Menschen wie andere Menschen auch, wie ich selbst.

Das hat, natürlich, auch mit der Gesellschaft zu tun, in der ich lebe, mit meinem Bild dieser Gesellschaft, das wiederum bestimmt und eben auch festgelegt ist durch die Erfahrungen meines Lebens, vor allem aber durch den Ablauf dessen, was man Geschichte nennt, mit meiner Lebenszeit. Wir alle sind, ob wir das wissen oder nicht, immer auch Objekte der Zeitgeschichte, Opfer und Täter zugleich, bestimmt von den Umständen, den Möglichkeiten und Grenzen, die uns diese Zeit – gerade diese Jahre unseres Lebens – gesetzt hat, und wir müssen, jeder auf seine Weise, damit zurecht kommen – müssen damit, wenn möglich, ins Reine kommen.

Eben das ist auch das Grundthema meiner Romane, mit denen ich selbst, auf meine besondere Weise und in jeweils sehr unterschiedlichen Formen, mit meiner Zeit und mit mir selbst ins Reine zu kommen versuche: Menschen in dieser Zeit, in diesem weitgespannten, wahnsinnigen Jahrhundert, das von Anfang an vor allem Aufbruch und Umbruch und Wandel brachte und dabei nach und nach die ehemals hehren Begriffe von Humanität und Freiheit, von Solidarität und Verantwortung zu bloßen Schlagwörtern zerschließ.

Dabei glaube ich immer noch, daß Sprache die Welt verändern kann, und ich glaube, daß man diese Veränderung als Schriftsteller versuchen muß, trotz aller Fehlschläge, Enttäuschungen, Mißerfolge. Die Veränderung der Welt hat allerdings sehr viel weniger mit dem Thema des Schreibens zu tun, als ich das früher einmal – besessen von meinem Thema – voraussetzte: Viel mehr als das Gesprochene verändert die Sprache selbst die Welt. Wenn aber nicht so sehr das wirkt, was ich schreibe, sondern vor allem das Wie – und dabei in Richtungen wirkt, die ich selbst nicht eindeutig bestimmen, die ich als Autor vielleicht nicht einmal ahnen kann –, dann darf ich natürlich nicht bestimmte Ergebnisse meines Schreibens erwarten, schon gar keine raschen Erfolge. Es bleibt mir deshalb nichts anderes als eben: zu schreiben – schreiben so gut, so dicht, so intensiv, wie mir das nur eben möglich ist.

Damals, vor 30 Jahren, habe ich das so formuliert: „Was ich weiß von dieser Welt, was ich erfahren habe, schreibe ich auf.“

Das klingt einfach, und im Grunde ist es auch einfach. Ich halte der Wirklichkeit meinen Spiegel vor, manchmal einen Zerr-

spiegel, in Erzähltem, in Gedichten. Was der Leser darin und daraus erfährt, soll ihn, denke ich, anrühren, soll ihn betroffen machen, so betroffen wie mich selbst. Dabei soll mein Leser, denke ich, nicht einfach „mitgehen“ mit dem, was ich ihm erzähle, was ich ihm in meinen Worten sage: Ich möchte meinen Leser dahin bringen – durch meine Sprache dahin bringen –, über alles, was er liest, zu reflektieren: Er selbst soll Stellung beziehen, soll Ja sagen oder Nein oder manchmal auch Vielleicht, immer wieder.

Deshalb erscheint die Wirklichkeit in meinen Romanen oft, bei möglicher Genauigkeit im einzelnen, „verformt“. Ich schreibe nicht, um zu entspannen, zu unterhalten, nicht für freundlichen Tagesausklang und ruhiges Einschlafen. Ich schreibe, im Gegenteil, um den Schlaf zu vertreiben: schreibe, um Anspannung zu vermitteln, Anstöße zu Überlegungen und Einsichten zu geben, zu Fragen und Zweifeln, und ganz gewiß weiß ich keine Rezepte, habe keine anwendbaren Wahrheiten, schenke meinem Leser keine Sicherheit.

Dabei stellt sich mir, natürlich, immer von neuem die Frage: Wie ist es möglich, heute, heute noch, gerade heute zu schreiben von dieser Welt, von diesem Leben – zu schreiben unter den lärmenden Bildern dieser Tage, im Angesicht schreiender Not und schreiender Dummheit, vor den gährenden Erinnerungslücken dieser Tage, aufzuschreiben das alles mit den abgenutzten, verbrauchten Wörtern unserer Tage.

Ich meine allerdings, daß gerade die Alltagssprache dem Schreibenden heute Möglichkeiten eröffnet, etwas von dieser Welt und von dieser Zeit zu sagen, mit einfachen Worten etwas auszusagen, was sich den allzu schönen Bildern und Klängen von gestern und vorgestern verschließt, und dabei ist es dann beinahe gleichgültig, ob man das Lyrik oder Prosa oder wie sonst immer nennt. Die Welt heute, unsere Welt, die gewiß nicht mehr die Welt meiner Generation ist, hat neue Erlebnisstrukturen, neue Erfahrungsweisen, neue Arten zu denken oder auch nicht zu denken, und der Autor muß versuchen, neue Ausdrucksformen dafür zu finden – mit der alten Sprache, die längst nicht mehr die alte Sprache ist. Damals, vor 30 Jahren, habe ich geschrieben:

„Ich versuche, das zu sagen, was eigentlich jeder schon weiß oder wissen müßte, mit Worten, die eigentlich jeder kennt: in

der Sprache, die wir gelernt haben, Walther, Luther, Hölderlin, Heine, Keller, Mann, aber auch im Zeitungsdeutsch, Gesprächsdeutsch, Politikerdeutsch, Werbedeutsch, in Klatsch, Tratsch, Amtssprache, Traumsprache, Missingsch, Slang – Versuche, aus all dem und darin die Welt, unsere Welt zu zeichnen, ihr und uns das Gesicht dieser Welt zu zeigen, unser eigenes Gesicht.“

Wenn das am Ende Literatur ist – gut. Und wenn diese Literatur zunächst einmal Nicht-Kommunikation sein muß – auch gut; man kann damit leben. Deshalb jedenfalls schreibe ich, zu immer neuen Anlässen.

DATEN UND FAKTEN

Kay Hoff: Geboren am 15. August 1924 in Neustadt in Holstein als zweiter Sohn einer Kaufmannsfamilie (Weinhandel seit 1806).

1920 bis 1937 Schulbesuch in Neustadt, dann in Eutin (Johann-Heinrich-Voß-Schule, Oberschule für Jungen). Reifeprüfung 1942.

1937 Fahrrad-Unfall mit schweren Verletzungen; der linke Arm bleibt steif.

März 1942 Einberufung zum Wehrbezirks-Kommando Eutin. Ab Dezember 1942 Schreibstubendienst in Lüneburg, ab Januar 1944 in Leipzig. Gefreiter. Mai 1944 Versetzung zur Propagandatruppe in Potsdam; dort erste Begegnung mit der damals verfemten Literatur (Thomas Mann, Arthur Schnitzler, Arnold Zweig, Stefan Zweig). Juli/August 1944 Kriegsberichter an der Ostfront, Schulterdurchschuß, Lazarett. November/Dezember 1944 Kriegsberichter in Ungarn, Januar 1945 bis zum Kriegsende im Gebiet zwischen Oder und Elbe. Nach dem Waffenstillstand russische Gefangenschaft; Juli 1945 krank entlassen.

Ab Oktober 1945 geisteswissenschaftliches Studium an der Christian-Albrechts-Universität in Kiel (Psychologie, Germanistik, Kunstwissenschaft). 1949 Promotion mit einer Dissertation über „Die Wandlung des dichterischen Selbstverständnisses in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts“.

1950 ein halbes Jahr lang Hausmeister in einem Jagdhaus bei Schlitz in Hessen. November 1950 bis März 1952 Bibliothekar (Reference Library) in der „Brücke“, Düsseldorf.

1951 Heirat mit Marianne Schilling; Sohn Andreas geboren 1952, Tochter Gisela 1953, Sohn Wolfgang 1954, Sohn Claus 1956.

Ab 1952 freie Mitarbeit bei Zeitungen, Zeitschriften, Funkanstalten, auch in einem Architekturbüro, bis 1962 in Düsseldorf, dann in Bergisch Gladbach. 1958 bis 1967 Redakteur der Zwei-Monats-Zeitschrift „Neues Rheinland“ in Düsseldorf und Köln. 1965 bis 1972 Teilhaber des Guido Hildebrandt-Verlags

in Duisburg, der bibliophile Bücher und Drucke („Hundertdrucke“) herausgibt. Ende 1969 bis April 1973 Leiter des Kulturzentrums der Deutschen Botschaft in Tel Aviv. Seitdem freier Schriftsteller, bis 1976 in Berlin, dann in Amelinghausen bei Lüneburg, seit 1980 in Lübeck.

1952 1. Lyrik-Preis im „Wettbewerb junger Autoren“ des Landes Schleswig-Holstein (mit Reise-Stipendium für eine sechswöchige Schwedenreise).

1956 Jahres-Stipendium der Carl-Bertelsmann-Stiftung.

1957 2. Preis im Funkerzählungs-Wettbewerb des Süddeutschen Rundfunks.

1960 drei Monate in den USA auf Einladung der Harvard University, International Seminar.

1960 Förderpreis zum Großen Kunstpreis des Landes Nordrhein-Westfalen.

1965 Ernst-Reuter-Preis für das Hörspiel „Die Chance“.

1968 Georg-Mackensen-Preis für die beste deutsche Kurzgeschichte.

1969 Wahl in den PEN.

Lese- und Studienreisen USA 1967, Australien 1977, Südindien 1978, Chile und Argentinien 1979, Nordindien 1981, Thailand, Japan und Indonesien 1984, USA und Kanada 1989.

1994 Ehrengast der Villa Massimo, Rom.

Buchveröffentlichungen

In Babel zuhaus. Gedichte. Stierstadt/Taunus (Eremiten-Presse) 1958.

Zeitzeichen. Gedichte. Düsseldorf (Diederichs) 1962.

Skeptische Psalmen. Lyrischer Zyklus. Mit drei Originalradierungen von Friederich Werthmann. Duisburg (Hildebrandt) 1965.

Die Chance. Hörspiel. Mit einem Nachwort von Dieter Hasselblatt. Hamburg (Hans Bredow-Institut) 1965.

Bödelstedt oder Würstchen bürgerlich. Roman. Hamburg (Hoffmann und Campe) 1966. Taschenbuchausgabe München (DTV) 1969.

Ein ehrlicher Mensch. Roman. Hamburg (Hoffmann und Campe) 1967.

Eine Geschichte. Erzählung. Mit vier Originalätzungen von Jup Holter. Krefeld (Galerie am Bismarckplatz) 1968.

Netzwerk. Gedichte. Hamburg (Hoffmann und Campe) 1969.

Zwischenzeilen. Gedichte. Darmstadt (Bläschke) 1970.

Drei. Anatomie einer Liebesgeschichte. Roman. Stuttgart (Goverts) 1970. Taschenbuchausgabe Frankfurt/Main, Berlin, Stuttgart (Ullstein) 1975. Neuauflage Düsseldorf (Erb) 1982.

Wir reisen nach Jerusalem. Roman. Düsseldorf (Claassen) 1976.

Bestandsaufnahme. Gedichte. Düsseldorf (Claassen) 1977.

Hörte ich recht? 8 Hörspiele. Mit einem Nachwort von Dieter Hasselblatt. Heidelberg (Kerle) 1980.

Gegen den Stundenschlag. Gedichte. Düsseldorf (Erb) 1982.

Janus. Roman. Düsseldorf (Erb) 1984.

Zur Zeit. Gedichte. Stuttgart (collispress) 1987.

Zeit-Gewinn. Gesammelte Gedichte 1953-1989. Düsseldorf (Eremiten-Presse) 1989.

Frühe Gedichte 1951/1952. Krefeld (sassafras) 1994.

Voreheliche Gespräche oder Im Goldenen Schnitt. Roman. Siegen (Böschchen) 1996.

Zur Neige. Gedichte. Krefeld (sassafras) 1999

Der Kopf in der Schlinge. Roman. Kiel (agimos) 2000.

Funkarbeiten

Die Kreuzung bei Dresden. Funkerzählung. Erstsending SDR 1957.

Lukas und die Zeit der Pilze. Hörbild. WDR 1959.

Der Prophet und das Kaufhaus. Hörbild. WDR 1959.

Kein Gericht dieser Welt. Hörspiel. SDR 1961.

Beschreibung einer Stadt: Düsseldorf. Hörbild. NDR 1962.

Skeptische Psalmen, Hörbild. WDR 1962.

Nachtfahrt. Hörspiel. SDR 1963.

Alarm. Hörspiel. HR 1963. Fernsehspiel ZDF 1969.

Rezepte. Hörspiel. HR 1964.

Ein Unfall. Hörspiel. SDR 1964.

Die Chance. Hörspiel. SDR 1964.

Zeit zu vergessen. Funkerzählung. SDR 1964.

Dissonanzen. Hörspiel. RB 1965.

Inventur. Hörspiel. SDR/WDR 1965.

Nachrufe. Hörspiel. SR 1965.

Dissonanzen. Hörspiel. RB 1965.

Bödelstedter Würstchen. Hörspiel. DLF 1965.

Bödelstedter Marginalien. Hörspiel. SDR 1965.

Ungestraft unter Palmen, Feature. SDR/NDR 1966.

Stimmen des Libal. Hörspiel. DLF 1966.

Konzert an vier Telefonen. Hörspiel. SR/RB 1966.

Der Schulgeburtstag. Feature. NDR 1966.

Solange man lebt. Hörspiel. HR 1967.

Totentanz für Querflöte und Solostimmen. Hörspiel. RB 1967.

Im Durchschnitt. Hörspiel. HR 1968.

Liebesbericht. Hörspiel. SDR 1968.

Student sein, wenn die Veilchen blühen. Feature. NDR 1968.

Spiegelgespräch. Hörspiel. RB/SR 1968.

Thema Schwarz-Weiß. Feature. SDR 1968.

Unkraut. Hörspiel. WDR 1969.

Rundum ohne Reim. Feature. RB 1969.

Ein Schiff bauen. Hörspiel. SDR 1969.
Uhrenzeit. Hörspiel. RB 1970.
Anatomie einer Liebesgeschichte. Feature. SDR 1970.
Materialien zu einem Liebesroman. Hörspiel. SFB 1970.
Ein Brüllen ohne Ende. Feature. WDR 1974.
Wie ich anfing. Feature. WDR 1974.
Autoren-Musik. Hörbild. SDR 1974.
Umschreibung von Bruchstellen. Feature. WDR 1975.
Unterwegs. Funk-Roman. SR 1976.
Zwei Namen für die Einsamkeit. Feature. BR 1980.
Iyengar und die Illusion. Feature. BR 1981.

Nachwort

Die dreißig Erzählungen dieses Bandes stellen eine Auswahl der kleinen Prosa Kay Hoffs dar. Seine Arbeiten erscheinen seit den 50er Jahren in Zeitschriften, Zeitungen, Anthologien sowie im Funk; einige davon sind von vornherein als Funk-Erzählungen konzipiert worden, wieder andere wurden in Hörspielen und Romanen verarbeitet.

Die Erzählungen aus einem halben Jahrhundert, die in sechs Abschnitten jeweils zeitlich geordnet sind, vermitteln einen Eindruck von Hoffs stilistischer Entwicklung, vom Kahlschlag-Realismus über den parabolisch-metaphysischen Ansatz der 50er Jahre zu experimentellen Arbeiten, bis er, wie in jüngster Zeit, zu stärker narrativen Formen (zurück)findet. Zugleich wird auch in Hoffs kleiner Prosa die thematische Spannweite seines Werks deutlich, die nachhaltig bestimmt wird durch Erfahrungen der nationalsozialistischen Zeit, des Zweiten Weltkriegs und seiner Folgen. Während seiner gesamten Schaffenszeit hat er diese Themen immer wieder aufgegriffen: er schreibt über die Sinnlosigkeit des Krieges, das falsche Pathos von Heldenmut und Heldentod, berichtet von Mitläufern und Verbrechern, von den ökonomischen Belastungen der Nachkriegszeit, von Schuld, Schuldgefühlen und Rechtfertigungen. Auch von Denunziation und Fremdenhaß ist die Rede, gerade im Rahmen der kleinstädtischen Wohlanständigkeit mit ihrem Dünkel, ihrer Engstirnigkeit, ihrer Verlogenheit. In dieses meist kleinbürgerliche Panorama spielen stets auch individuelle Seinskrisen hinein, die Not des Kleinen Mannes, Liebe, Einsamkeit, Vergänglichkeit, das Altern oder der Tod, und immer wieder fragt Hoff nach den Möglichkeiten der Sprache, nach der Bedeutung von Wahrheit und Wirklichkeit.

Der erste Abschnitt erhielt vom Autor den Titel NACHKRIEG UND VORFRIEDEN. Ereignisse aus der Zeit vom Kriegsende bis zum wieder wachsenden Wohlstand werden aus unterschiedlichen Perspektiven erzählt. In *Herr Richter wird nervös* wendet sich Hoff einem seiner zentralen Themen zu, der verdrängten

Aufarbeitung eines durch den Krieg bedingten psychischen Konflikts. Ein an sich harmloser Feuerunfall, eine Metapher für Kampfhandlungen und den Krieg, gerät zum Auslöser einer Psychose, die selbst in der Klinik nicht geheilt werden kann, weil Herr Richter unfähig ist, seine Schuld einzugestehen. Im Gegenteil klagt er: „Womit hab' ich das verdient?“. Die Erzählung *Spieleglück* gibt einen anderen Ausschnitt der Nachkriegswirklichkeit, ein von Armut und Gebrechen gezeichnetes Alltagsleben, das nur durch Alkohol, die Flucht in die Vergangenheit oder das Glück im Spiel erträglich erscheint – ein Glück jedoch, das Illusion bleiben muß. In dem versöhnlichen Schluß wird in der Fürsorge des Vaters gegenüber seinem Sohn angedeutet, daß die Familie den letzten Schutz gegen eine übermächtige Umwelt bieten kann, ein Anklang an die frühen Arbeiten Heinrich Bölls. In *Die Strömung unter dem Eis* bildet nicht die Armut, sondern ein neu gewonnener Wohlstand den Hintergrund der Erzählung. Die Protagonistin, die scheinbar im Rahmen einer wiedergewonnenen Bürgerlichkeit alles nur Wünschenswerte besitzt und ein Leben im „Perpendikelgang einer wohlgemessenen Alltagslangeweile“ führt, wird von der „Nadel der Vergangenheit“ gestochen: Erinnerungen an ihre angstvolle Jugend, an die Kälte und die Armseligkeit der ersten Nachkriegszeit. Die Krise der Hauptfigur, die auch hier nicht lösbar erscheint, wird sprachlich betont durch das mehrfach verwendete Gegensatzpaar Kälte/Wärme, paraphrasiert mit Begriffen wie „Kühlschrank“ und „Zentralheizung“ oder Oxymora wie „mit kalter Glut“ oder „die Hölle flammte mit Eis; Eisglut“. In *Die Kreuzung bei Dresden* erinnert sich ein Ich-Erzähler in einer nüchternen, direkten Sprache an den Tag des Kriegsendes, als ein unschuldiger Mann eine Stunde vor dem Waffenstillstand erschossen werden soll. Die Geschichte weist jedoch nicht allein auf die Sinnlosigkeit des Krieges hin, sondern sie fügt der Frage nach Rechtfertigung zur Desertion, wie sie in Alfred Anderschs *Kirschen der Freiheit* positiv beantwortet wurde, eine neue Dimension hinzu, indem sie das Problem aufwirft, ob eine Flucht, die einen anderen Menschen in Gefahr bringt, tatsächlich in die Freiheit führen kann. Die letzte Erzählung dieses Abschnitts *Erinnerungen eines Mitwirkenden*, die später in den Roman *Voreheliche Gespräche oder Im*

goldenen Schnitt eingegangen ist, berichtet in ähnlich nüchternem Ton, verzichtet aber auf jeden dramatischen Spannungsaufbau. Die subjektiven Eindrücke eines Heranwachsenden in der Trümmerstadt Berlin im Jahre 1947 sind locker aneinandergefügt und erzählen vor dem Hintergrund der Dreharbeiten zu einem neorealistischen Film von den ärmlichen häuslichen Verhältnissen, den im Krieg verschollenen Vater sowie den Liebhabern der Mutter.

Auch die Erzählungen des zweiten Abschnitts, VON GESTERN UND DAMALS, setzen sich mit dem Kriegsthema auseinander; hier sind die Erinnerungen jedoch weniger beschreibend, sondern vermitteln aufgrund stärkerer Reflexion eine größere Distanz. In *Ich lehnte ab, ein Gott zu sein* von 1954 ist deutlich die Zäsur des Jahres 1952 spürbar, in der eine Reihe von paradigmatischen Erzählungen in einer parabolischen, phantastischen, sprachexperimentellen und damit gegen-realistischen Form entstanden, wie etwa Ilse Aichingers *Spiegelgeschichte*, Friedrich Dürrenmatts *Der Tunnel*, Wolfgang Hildesheimers Sammlung *Lieblose Legenden* oder Peter Weiss' *Der Schatten des Körpers des Kutschers*. Hoff läßt in seiner Erzählung einen Staubsaugervertreter sich nach dem Krieg dafür rechtfertigen, daß er die ihm von der nationalsozialistischen Führung angetragene Position eines Gottes als „Symbol des Glaubens“ abgeschlagen hat. Im nachhinein bedauert er seine Weigerung, denn er hätte sich durchaus für die Regierung engagiert und dazu beigetragen, dem „unglückseligen Gang der Geschichte“ – nämlich dem Untergang des „Tausendjährigen Reichs“ – entgegenzuwirken. Die satirisch gezeichnete Figur des Vertreters steht für jene unbelehrbaren Mitläufer, die sich auch nach dem Krieg noch im Glauben wähnen, für die richtige Sache eingetreten zu sein, die sich schuldlos und, weit schlimmer, in der Rolle des Opfers und Verfolgten sehen. In *Gewitterfliegen*, ebenfalls eine Erzählung aus den 50er Jahren, führt die Begegnung eines Kriegsteilnehmers, der seine Vergangenheit kritisch bewältigt hat, mit einem Gleichaltrigen, der nichts aus der Geschichte gelernt hat, zu einer handfesten Konfrontation. Die angespannte Atmosphäre stellt Hoff im Naturbild des sich nicht entladenden Gewitters dar, wobei die allgegenwärtigen Fliegen – ähnlich Sartres *Die*

Fliegen – als Symbole des Bösen und des Todes eingesetzt werden. In der zwanzig Jahre später entstandenen Erzählung *Weh tut weh*, die, wie einige andere Texte dieses Bandes, als Familien-erinnerung verfaßt ist, reflektiert der Ich-Erzähler über einen deutschnational gesinnten, gerade verstorbenen Onkel. Eine neue Variante des Schuldthemas wird hier verhandelt, und zwar das unsinnige Propagieren des Krieges als mannhaft und heldisch. Der Ich-Erzähler in *Onkel Adolf* liefert die Lebensskizze seines geschäftstüchtigen, national eingestellten Onkels, der trotz seines Opportunismus‘ am Ende – synekdochisch reduziert auf den Mercedes und das amputierte Bein – alles verliert: sein Vermögen, seine Gesundheit und schließlich auch sein Leben. Diese Figur läßt ebenso wie die Auswahl von Kleinstadttypen in *Tante Käthes einziger Sohn* an den *Bödelstedt*-Roman denken, wo gleichfalls die verhängnisvolle Verbindung zwischen Kleinbürgertum und Nationalsozialismus thematisiert wird. Im Kern berichtet diese Erzählung jedoch von der Schuld einer Elterngeneration, die ihre Kinder aus eigener ideologischer Verblendung in den Krieg und damit in den Tod treibt.

Die Erzählungen des dritten Abschnitts, *BÖDELSTEDTER GESCHICHTEN*, stellen eigenständige Vorarbeiten zu Hoffs späterem *Bödelstedt*-Roman dar. *Anton Lummés Ahnen*, thematisch mit Paul Schallücks *Pro Ahn sechzig Pfennig* verwandt, greift den Irrsinn der bürokratisch verwalteten Rassenideologie auf und zeigt zugleich die Gefährlichkeit einer stets auf den eigenen Vorteil bedachten Kleinbürgergesellschaft. In *Tragkraft 45 Tonnen* wird, ebenso wie in Bölls *Wo warst du, Adam?*, die Brücke zum Symbol der Widersinnigkeit und Destruktivität des Krieges. Besonders in der detaillierten Beschreibung des Brücken-neubaus mit den dahinter verborgenen Kriegsvorbereitungen gelingt es Hoff, den naiven Ich-Erzähler und seine Zeit zu deku-rrieren. Auch *Monogramm mit Kreuz* wird auf diese Weise er-zählt, eine Geschichte von Denunziation und Duckmäusertum vor dem historischen Hintergrund des 20. Juli 1944. In *Das Mädchen an der Schaukel* hingegen bildet die Zeit des Nationalsozia-lismus lediglich den historischen Hintergrund. Erzählt wird das kurze Liebesglück zweier Jugendlicher, das jedoch am bürgerli-chen Standesdünkel und einer verdeckten Fremdenfeindlichkeit

sein frühes Ende findet. Die gleichen gesellschaftlichen Hintergründe sind kennzeichnend für die dreiteilige Erzählung *Ein Haus am Stadtpark* aus den 60er Jahren, deren strukturelle Verwandtschaft mit Hörspielen aus der gleichen Zeit unverkennbar ist. Hoff gelingt es hier darzustellen, wie das unterdrückte Unrechtsbewußtsein aus der nationalsozialistischen Ära in die Nachkriegsjahre hineinwirkt, wo es in der Wohlstandsgesellschaft allmählich verdrängt und dadurch konserviert wird.

AUSSCHNITTE, VERGRÖSSERUNGEN zeigt in fünf Erzählungen Momentaufnahmen, in denen kleine Begebenheiten für die Protagonisten große, zum Teil lebensentscheidende Bedeutung erlangen können. In *Kleider machen Leute unglücklich* verschüttet ein Arbeitsloser kurz vor einem Vorstellungsgespräch Milch auf seinen Anzug, wodurch die Hoffnung auf Arbeit und damit auf Besserung der bescheidenen Lebensumstände seiner Familie vernichtet wird. Auch die 72-jährige Erzählerin in *Trauer im Souterrain* verliert nach dem Tod eines erträumten Partners die Hoffnung auf eine lebenswerte Zukunft – eine stille, betont unpathetisch erzählte Geschichte über das Alter und die Einsamkeit. *Kaffeefahrt nach Dinkelsbach* führt, ähnlich wie *Kleider machen Leute unglücklich*, die Abhängigkeit des Kleinen Mannes vor, der sich stets am wirtschaftlichen Abgrund bewegt. Auch hier genügt ein kleines Mißgeschick – ein Nickerchen zur falschen Zeit –, um die Existenz eines niederen Angestellten und damit seiner ganzen Familie zu gefährden. Die Situationsbeschreibung der Figur, die bestimmt ist von Zwang, Angst, äußerem Druck und innerem Konflikt, erinnert entfernt an Büchners *Woyzeck*. Mit dem Verlust von Heimat und Sprache setzt sich *Suzan* auseinander: Der Ich-Erzähler berichtet von der Begegnung mit einer deutschen Austauschstudentin in Massachusetts, wo er eine neue Heimat gefunden hat, ohne die alte vergessen zu können. Die Sehnsucht nach der deutschen Heimat und der deutschen Sprache wird nachvollziehbar und nachfühlbar gemacht, gerade weil Hoffs Geschichte – wie kaum anders zu erwarten – ganz ohne patriotische Schwingungen auskommt. *Ohne Sicherheit* verzichtet auf Erläuterungen über Herkunft und Motive der Protagonistin; erzählt wird in Andeutungen und Erinnerungsfetzen von der Suche nach einer Hilfe, von einer

unerfüllten Liebe und von traumatischen Kriegserlebnissen. Die formale Gestaltung der Geschichte kann dabei als typisch angesehen werden für die experimentelle Prosa Hoffs in den 60er Jahren.

Im Abschnitt RUHELOS, SCHLAFLOS erzählt Hoff von Charakteren, die durch sie belastende Probleme um das innere Gleichgewicht, zumindest aber um die Nachtruhe gebracht werden. *Das Klassentreffen* wurde 1952 verfaßt, in dem Jahr also, in dem die bereits erwähnte Wende in der deutschen Literatur zu nichtrealistischen Erzählweisen einsetzte. Einer Gruppe von ehemaligen Mitschülern erscheint der verstorbene Klassenlehrer Dr. Germann, der, scheinbar zu Allwissenheit gelangt, der Gruppe Schallplattenaufnahmen vom vermeintlichen Heldentod der im Krieg gefallenen Klassenkameraden vorspielt. Ein unheimliches Moment bestimmt die Atmosphäre der Erzählung, die auf einen Tag, ein Ereignis das Trauma einer ganzen Generation fokussiert: das Gespenst der Erinnerung an den Krieg im Bewußtsein seiner Sinnlosigkeit. Auch der Erzähler in *Mondfinsternis* findet wegen einer Kriegserinnerung keine Ruhe. Um nicht selbst bestraft zu werden, bezichtigte er im Kriegsgefangenenlager einen Mithäftling des Brotdiebstahls, ein Vergehen, das, gleichfalls in Hans Benders Erzählung *Der Brotholer* beschrieben, schwer bestraft wurde. Hoffs Erzählung, die verkürzt in seinen Roman *Voreheliche Gespräche oder Im goldenen Schnitt* eingegangen ist, macht deutlich, wie moralisches Handeln außer Kraft gesetzt werden kann, wenn Hunger und Angst den Menschen auf seine elementaren Überlebenstrieb reduzieren. *Zeit zu vergessen* erinnert mit den montierten Gedankenblöcken und den elliptischen Satzkonstruktionen sowohl in der Erzähltechnik als auch in den verwendeten Motiven an den Roman *Ein ehrlicher Mensch*. Auch hier bringen Erinnerungen an den Krieg den Erzähler um seine Nachtruhe. Sein Bemühen um Aufarbeitung scheitert jedoch daran, daß er sein eigenes schuldhaftes Handeln nicht erkennen will und ein ums andere Mal in Leugnung und Verharmlosung ausweicht. Eine ähnlich form- und sprachexperimentelle Prosa findet sich in *Infekt*, wo ein Ich-Erzähler in radikalem Subjektivismus eine Bilderwelt aus Krankheit und Verfall ausbreitet und über das Alter, die Einsamkeit, die Ver-

gänglichkeit und den Tod monologisiert. Der allmähliche Verlust der Sprache zeigt dabei die Auflösung des Individuums an. In *Halb wach* berichtet ein 72-jähriger Erzähler von seinen Zweifeln und Sorgen um die aktuelle Weltpolitik, vor allem um die für ihn unerklärlichen Entscheidungen des „Schafsgesicht[s]“ – gemeint ist George W. Bush –, die er auch dann nicht verstehen kann, wenn er sich dafür entscheidet, verrückt zu werden. Die mit einigen medienkritischen Seitenhieben versehene Erzählung stellt ein ironisch vorgetragenes Plädoyer für die politische Wachsamkeit eines jeden einzelnen dar.

Der Abschnitt GUTBÜRGERLICH, GEMÜTHLICH beschließt mit fünf Porträts aus dem Kleinstadtmilieu die Reihe der Erzählungen. *Alte Familienrezepte* gibt eine liebevolle Erinnerung an die kurz nach Kriegsende verstorbene Großmutter sowie die Zeit, die Gesellschaft und ihre Wertvorstellungen, die mit ihr zu Ende gingen. Das Motiv des Bildes, das in zahlreichen Prosaarbeiten Hoff's zu finden ist, taucht hier ebenfalls auf: die letzten Fotografien von der Großmutter mißlingen – alles Körperliche, Dingliche vergeht und geht wie die Zeit selbst in Erinnerung über. Hochbetagt stirbt auch die Protagonistin in *Fräulein Mollenhagen*, die ihren heimlich Verlobten im Krieg verlor und erst kurz vor dem Tode aus alten Feldpostbriefen erfährt, daß ihr zeitlebens einziger Geliebter sie niemals geliebt, im Gegenteil, sie nicht einmal geachtet hatte. Hier wird ein unauffälliger, leiser und bescheidener Charakter geschildert, vergleichbar mit Frau Kramer in *Monogramm mit Kreuz*. *Onkel Alois* dagegen ist ein Einzelgänger ganz anderer Art: als Bayer, Katholik, Pazifist und Künstler bleibt er lebenslang ein Fremdkörper in der norddeutschen Provinz. In dieser neuerlichen Kritik am Kleinbürgertum gelingt es Hoff, in der Art und Weise, wie die Bewohner der Stadt mit Werk und Leben von Onkel Alois umgehen, ihre eigene Eingeschränktheit zu offenbaren – ein enthüllendes Verfahren, das er bereits in *Bödelstedt* erfolgreich einsetzte. *Wohl gelitten* in der Stadt ist dagegen der Hausmeister Calweit, der seine eigene ostpreußische Herkunft leugnet und sich nun gegen die Flüchtlinge aus dem Osten wendet. Als nach seinem Tod jedoch entdeckt wird, daß er 1918 am Kieler Matrosenaufstand beteiligt war, wird die sorgfältig gepflegte Reputation des

Opportunisten postum von den gleichen gesellschaftlichen Kräften zerstört, denen er sich zeitlebens anzubiedern versucht hatte. Im letzten Porträt wird mit *Amtsrat Kriebel* ein Charakter entworfen, der sich, ähnlich wie Paul Lingner aus *Wir reisen nach Jerusalem*, an die Welt der Zahlen klammert, deren scheinbar unverrückbare Zuverlässigkeit und Genauigkeit die ordnende Grundlage seiner Existenz bilden. Zu spät erkennt er, daß diese Welt eine trügerische ist, die der Vielfalt des Lebens nicht gerecht werden kann.

Die Erzählungen dieses Bandes zeugen vom Schaffen eines vielseitigen und engagierten Autors, unverkennbar ein Angehöriger seiner (Kriegs)Generation, der mit seinem Schreiben eine Wirkung zu erzielen hofft, die er selbst einmal als die „Veränderung des Bewußtseins“ definiert hat. Dies spiegelt sich in den gewählten Themen ebenso wie in den vielfältigen formalen Ansätzen wider, nicht zuletzt aber auch in seinem Anspruch, die Phänomene Wahrheit und Wirklichkeit immer wieder neu zu ergründen, sie in unterschiedlichen Aspekten zu beschreiben und sie dem Leser, den er unausgesprochen aber beständig zu eigenem Urteil auffordert, zu vermitteln. Dabei nimmt Hoff kaum Rücksichten auf literarische Konventionen, die einen Zugang zu seinem Werk erleichtern könnten. In dieser Konsequenz scheint der Autor Kay Hoff mit der Person identisch. Seine autobiographischen Schriften, etwa die Ansprache anlässlich der Verleihung des Ernst-Reuter-Preises, lassen einen eigenwilligen wie unbequemen Autor erkennen, der häufig seine Verlage wechselte und nur selten über Jahre hinweg literarischen Gruppen und Vereinigungen angehörte. Hoff scheint einem eigenen, von ihm nie ausformulierten Programm gefolgt zu sein, das er in seinem *Versuch über mich selbst* – mit den Jahren skeptisch geworden – so umschrieb: „Natürlich glaube ich immer noch, ein bißchen noch immer, daß Sprache die Welt verändert, und ich glaube, daß man diese Veränderung als Schriftsteller versuchen muß.“

Thomas Wörther

Kay Hoff
Gesammelte Werke in Einzelausgaben

- Bd. 1 Bodelstedt oder Würstchen bürgerlich. Roman
Herausgegeben und mit einem Nachwort von Jürgen H. Petersen
ISBN 3-932212-44-4
360 S.; Euro 20,--
- Bd. 2 Ein ehrlicher Mensch. Roman
Herausgegeben und mit einem Nachwort von Jürgen H. Petersen
ISBN 3-932212-45-2
214 S.; Euro 18,--
- Bd. 3 Drei. Anatomie einer Liebesgeschichte. Roman
Herausgegeben und mit einem Nachwort von Jürgen H. Petersen
ISBN 3-932212-46-0
215 S.; Euro 18,50
- Bd. 4 Wir reisen nach Jerusalem. Roman
Herausgegeben und mit einem Nachwort von Jürgen H. Petersen
ISBN 3-932212-47-9
152 S.; Euro 16,--
- Bd. 5 Janus. Roman
Herausgegeben und mit einem Nachwort von Jürgen H. Petersen
ISBN 3-932212-48-7
233 S.; Euro 19,--
- Bd. 6 Voreheliche Gespräche oder Im Goldenen Schnitt. Roman
Herausgegeben und mit einem Nachwort von Jürgen H. Petersen
ISBN 3-932212-49-5
212 S.; Euro 18,--
- Bd. 7 Der Kopf in der Schlinge. Roman
Herausgegeben und mit einem Nachwort von Jürgen H. Petersen
ISBN 3-932212-50-9
187 S.; Euro 16,--
- Bd. 8 Erzählungen und autobiographische Prosa
Herausgegeben und mit einem Nachwort von
Hans Dieter Zimmermann
ISBN 3-932212-51-7
276 S.; Euro 20,--
- Bd. 9 Gedichte
Herausgegeben und mit einem Nachwort von
Hans Dieter Zimmermann
ISBN 3-932212-52-5
339 S.; Euro 20,--
- Bd. 10 Hörspiele, Hörbilder und Funk-Features. In 2 Teilbänden
Herausgegeben von Hans Dieter Zimmermann
Mit einem Nachwort von Horst Loebe
ISBN 3-932212-53-3 u. 3-932212-64-9
zus. 692 S.; nur zus. beziehbar; zus. Euro 46,--